

Postvertriebsstück D 2841 F

Gebühr bezahlt

Z-Vertrieb, Postfach 500936, D-60397 Frankfurt/M.

„Kein Kapital ohne Lohnarbeit und im Rahmen der kapitalistischen Gesellschaft keine Lohnarbeit ohne Kapital. Aber in der Perspektive der Aufhebung dieser Einheit gilt: Arbeit ohne Kapital, während es Kapital ohne Arbeit nicht geben kann.“

Heinz Jung, 22. 1. 1935 - 19. 8. 1996

Redaktionsanschrift:

Z - Zeitschrift Marxistische Erneuerung
Postfach 500936, 60397 Frankfurt/M., Tel/Fax: 069/53054406

ISSN 0940-0648

Z.

Nr. 47, September 2001

BRD-Konjunktur

Höhme - **Wirtschaft im Abschwung**

Linke in Europa

Wehr - **Die Linken im Europäischen Parlament/Neubert - Sozialisten und Kommunisten in Europa/Schunter-Kleemann - EU und „Gender Mainstreaming“/Beckmann Gewerkschaften**

Italien und Frankreich

Unger - **Italiens Linke: Die Wurzeln der Krise/Bertinotti Rifondazione Comunista/Hue - Aktualität des Kommunismus/Martelli - Die Linke vor den Präsidentschaftswahlen/Drweski - Frankreich: Krise und Transformation**

„Flexibler Kapitalismus“

Bell, Kreutz, Recht - **Armut-Reichtum-Lebenslagen**
Wagner - **Normalarbeitsverhältnis/Bischoff - Gesellschaftliche Arbeit**

Und: Gandler - **Marx in Mexiko/Peters - 80 Jahre KP Chinas**

Sowie: Berichte (Lukács; Gesundheitspolitik),
Buchbesprechungen

VSA: Welcher Kapitalismus?

Mario Candeias/Frank Deppe (Hrsg.)

Ein neuer Kapitalismus?

Sabah Alnasseri
Hans-Jürgen Bieling
Joachim Bischoff
Erik Borg
Ariane Brensell
Christian Brütt
Mario Candeias
Frank Deppe
Richard Dofe
Klaus Dörre
Susan George
Friederike Habermann
Wolfgang Fritz Heug
Joachim Hirsch
Bob Jessop
Thomas Sablowski

VSA

280 Seiten; DM 32,80; € 16,80
ISBN 3-87975-810-7

Pierre Bourdieu
Wie die Kultur zum Bauern kommt
Über Bildung, Schule und Politik
202 Seiten; DM 36,80; € 18,90
ISBN 3-87975-803-4

Dieter Boris
**Zur Politischen Ökonomie
Lateinamerikas**
176 Seiten; DM 26,80; € 13,80
ISBN 3-87975-830-1

 www.vsa-verlag.de

VSA-Verlag
St. Georgs Kirchhof 6
20099 Hamburg
Tel. 040/28 05 05 67
Fax 040/28 05 05 68
mail: info@vsa-verlag.de

VSA

Joachim Hirsch
Bob Jessop
Nicos Poulantzas

Die Zukunft des Staates



VSA

200 Seiten, DM 29,80; € 15,30
ISBN 3-87975-828-X

H.-J. Bieling/K. Dörre/J. Steinhilber/
H.-J. Urban (Hrsg.)
Flexibler Kapitalismus
Anaysen – Kritik – Politische Praxis
400 Seiten; DM 39,80; € 20,40
ISBN 3-87975-792-5

Dieter Prokop
Der Kampf um die Medien
Das Geschichtsbuch der neuen
kritischen Medienforschung
400 Seiten, DM 68,-; € 34,80
ISBN 3-87975-807-7

Norman Paech/Gerhard Stuby
**Völkerrecht und Machtpolitik in
den internationalen Beziehungen**
982 Seiten; DM 98,-; € 50,20
ISBN 3-87975-759-3

 www.sozialismus.de

ZEITSCHRIFT MARXISTISCHE ERNEUERUNG

Vierteljahresschrift
12. Jahrgang
Heft 47 (September 2001)

Herausgegeben vom Forum Marxistische
Erneuerung e.V. (Frankfurt/M.)
und dem IMSF e.V.

Redaktionsbeirat:

Dr. Joachim Bischoff
Prof. Dr. Ulrich Briefs
Prof. Dr. Dieter Boris
Prof. Dr. Frank Deppe
Prof. Dr. Werner Goldschmidt
Prof. Dr. Horst Heininger
Prof. Dr. Jörg Huffschmid
Prof. Dr. Ursula Schumm-Garling
Dr. Harald Werner

Redaktion:

Wolfram Burkhardt, Dr. André Leisewitz, Kai Michelsen,
Dr. Jürgen Reusch, Dr. Reinhard Schweicher, Gerd Wiegel

5 Editorial

Hans-Joachim Höhme

- 7 **Ende des Aufschwungs und Stagflation**
Zur Konjunktorentwicklung in der Bundesrepublik 2000/2001
-

Linke in Europa

Andreas Wehr

- 21 **Die Linken im Europäischen Parlament**

Harald Neubert

- 34 **Sozialisten und Kommunisten in Europa**
Zwischen sozialistischer Programmatik und Reformpolitik

Susanne Schunter-Kleemann

- 49 **Die EU-Behörden als Arenen der Geschlechter-Gleichstellung**

Martin Beckmann

- 63 **Zukunft der Gewerkschaften in Europa**

Krise und Neuformierung: Italien, Frankreich

Karl Unger

- 75 **Italiens Linke: Die Wurzeln der Krise**

Fausto Bertinotti

- 89 **Rifondazione Comunista und die italienische Linke nach den Wahlen**

Robert Hue

- 98 **Die Aktualität des Kommunismus**

Roger Martelli

- 102 **Die französische Linke vor den Präsidentschaftswahlen**

Bruno Drweski

- 107 **Krise der Gesellschaft, der Zivilisation und der sozialen Transformation in Frankreich**

**„Flexibler Kapitalismus“:
Lebenslagen, Arbeitsverhältnisse**

Hans-Günter Bell/Daniel Kreutz/Alexander Recht

- 122 **Lebenslagen in Deutschland**
Armut, Reichtum und die Zukunft des Sozialstaates

Alexandra Wagner

- 135 **Normalarbeitsverhältnis – (k)ein Auslaufmodell**

Joachim Bischoff

- 150 **Gesellschaftliche Arbeit im flexiblen Kapitalismus**
-

Weitere Beiträge

Stefan Gandler

- 167 **Marx in Mexiko**

Helmut Peters

- 181 **Zum 80. Jahrestag der Gründung der KP Chinas**
Historisch-theoretischer Auseinandersetzung um die Sozialismus-Rezeption in der KP Chinas
-

Berichte

Frank Benseler/Werner Jung

- 194 **Lucács' Spätphilosophie – Antworten auf ein unabgeholtenes Projekt**
Tagung in Leipzig, 9. Juni 2001

Corinna Poll

- 196 **Geschäft mit der Gesundheit**
9. ISW-Forum, München 6./7. Juli 2001
-

200 Buchbesprechungen

Gesellschaftsgeschichte als Naturgeschichte (Margarete Tjaden-Steinhauer/
Karl Hermann Tjaden)

„Widerwillige Loyalität“ und „Ent-Klassung“ der Arbeiterschaft (Gerd Wiegel)
Zu Tode heilen. Medizin im NS-System (Hans G Helms)

Entscheidenheit ohne Augenmaß Wolfgang Harich zum Gedächtnis (Werner Röhr)
Ländliche Lebenswelten (Bernd Hüttner)
Unzeitgemäße Betrachtungen (Ulf Schulenberg)

4	Impressum
193	Vorschau
222	Autoren

Impressum

„Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung“ wird herausgegeben vom Forum Marxistische Erneuerung e.V. (Frankfurt/M.) und vom IMSF e.V. (Frankfurt/M.)

Redaktionsbeirat: Dr. Joachim Bischoff, Prof. Dr. Ulrich Briefs, Prof. Dr. Dieter Boris, Prof. Dr. Frank Deppe, Prof. Dr. Werner Goldschmidt, Prof. Dr. Horst Heining, Prof. Dr. Jörg Huffscheid, Prof. Dr. Ursula Schumm-Garling, Dr. Harald Werner.

Redaktion:

Dr. André Leisewitz, Kai Michelsen, Dr. Jürgen Reusch, Dr. Reinhard Schweicher, Gerd Wiegel, Wolfram Burkhardt.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung des Verfassers bzw. der Verfasserin, nicht unbedingt die der HerausgeberInnen oder der Redaktion wieder. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Nachdruck nur mit Zustimmung der Redaktion.

Z. erscheint vierteljährlich. Der Abonnementpreis (vier Hefte) beträgt DM 60,- Bei Bezug aus dem Ausland DM 70,-. Das Einzelheft kostet DM 18,-. Das Abonnement verlängert sich jeweils um vier Hefte, wenn nicht sechs Wochen vor Ablauf des Bezugszeitraums eine schriftliche Kündigung beim Verlag eingegangen ist. Änderungen der Anschrift sind unverzüglich mitzuteilen. Bankverbindung: Forum Marxistische Erneuerung e.V., Frankfurter Sparkasse, BLZ: 500 502 01, Konto: 34595.

Postanschrift von Redaktion und Vertrieb: Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung, Postfach 500936, 60397 Frankfurt am Main, Tel./Fax. 069/53054406.

Druck: Fuldaer Verlagsanstalt.

ISSN: 0940-0648

Redaktionsschluß dieser Ausgabe: 15.07.2001

Editorial

Die Wirtschaftsentwicklung der Bundesrepublik wird seit den letzten Monaten voll vom internationalen Konjunkturabschwung bestimmt. In abgestuftem Maße steuert die Wirtschaft in den USA, in Asien und im Euro-Raum in eine zyklische Krise. Die Weltwirtschaftsübersicht von Hans-Joachim Höhme aus Z 46 wird in diesem Heft mit einer Konjunkturanalyse und -vorschau für die Bundesrepublik *ein knappes Jahr vor den nächsten Bundestagswahlen* fortgesetzt. Sie zeigt, dass die ausgeprägte Exportabhängigkeit der deutschen Wirtschaft bei einem Wegbrechen ausländischer Märkte und einer geschwächten Binnen- nachfrage in den nächsten Monaten zu einem deutlicheren Konjunkturrückgang führen wird. Die angekündigten Massenentlassungen bei Großunternehmen stellen eine erste Reaktion dar. Das Szenario vor der Bundestagswahl wird also stark von der Wirtschaftslage und dem erneuten Ansteigen der Massenarbeitslosigkeit bestimmt werden. Wie die jüngsten Umfragen von infratest dimap zeigen, schlägt sich dies auch bereits im öffentlichen Bewußtsein nieder – als abnehmende Attraktivität von „rot-grün“ und wachsende Hinwendung zur personell angeschlagenen CDU/CSU.

In den letzten Heften von Z standen einzelne Aspekte der Kapitalismusanalyse und Programmdiskussion der Linken in der Bundesrepublik im Mittelpunkt, wie sie sich exemplarisch in der Auseinandersetzung in der PDS und ihrem Umfeld zeigen. Der Schwerpunkt dieses Heftes soll zur *aktuellen Bestandsaufnahme der Linken in Europa* beitragen. Im ersten Teil geht es um Politik und Programmatik sozialistisch/kommunistischer Parteien, um Geschlechterpolitik und um Gewerkschaften auf der europäischen Ebene, im zweiten Teil um Krise und Neuorientierungsdiskussion der marxistischen Linken in Italien und Frankreich.

Andreas Wehr gibt einen Überblick zur Kooperation von Sozialisten, Kommunisten und linken Grünen im Rahmen der Linksfraktion im Europaparlament. Die Linksfraktion stellt derzeit faktisch die einzige Form einer über punktuelle Zusammenarbeit hinausgehenden Kooperation dieser Richtungen auf europäischer Ebene dar. Die europäischen Parteien mit marxistischem und antikapitalistischem Anspruch befinden sich, wie die Übersicht von *Harald Neubert* zeigt, programmatisch nach wie vor in einer Such- und Neuorientierungsphase, die geprägt ist vom Spagat zwischen sozialistischer Programmatik und Reformpolitik. Geschlechtergleichstellung und „gender mainstreaming“ (*Susanne Schunter-Kleemann*) und Gewerkschaftspolitik auf europäischer Ebene (*Martin Beckmann*) sind weitere Themen dieses Abschnitts.

Italien und Frankreich waren in den siebziger und noch in den beginnenden achtziger Jahren die beiden Länder Westeuropas mit den stärksten und einflussreichsten kommunistischen Parteien, die Länder, in denen zeitweilig ein Bruch mit der kapitalistischen Entwicklung für möglich gehalten wurde. In beiden Ländern haben die Erschütterungen im Selbstverständnis in Folge des

Zusammenbruchs der europäischen sozialistischen Länder, die Erosion ihrer klassischen sozialen Basis und die praktische wie ideologische Dominanz des Neoliberalismus zu einem massiven Einflußverlust der Linken geführt – der Zustand der FKP und die Transformation der KPI in die sozialdemokratische DS markieren die epochalen Veränderungen, die sich auch in diesen beiden Ländern und Gesellschaften vollzogen haben.

Die Linke in Italien muss gegenwärtig den Wahlsieg des Berlusconi-Blocks verarbeiten. Dass hier auch langfristig wirkende soziale und kulturelle Umbrüche zum Ausdruck kommen, betont *Karl Ungers* Diagnose. *Fausto Bertinotti*, der Sekretär von *Rifondazione Comunista*, bilanziert die politische und soziale Konstellation nach den Parlamentswahlen; er sieht die marxistische Linke in einer „Zeit des Säens“. Was die Ernte bringt, bleibt abzuwarten. In Frankreich hat die FKP als Teil der Regierung bei den letzten Kommunalwahlen schwere Einbrüche hinnehmen müssen, während die radikale Linke ihre Positionen stärken konnte. Die aktuelle Diskussion im Rahmen der FKP, die mit Beiträgen ihres Nationalsekretärs *Robert Hue* und von *Roger Martelli* und *Bruno Drweski* dokumentiert und analysiert wird, findet im Vorfeld der Präsidentschaftswahlen des nächsten Jahres statt und ist geprägt von der Frage nach der Neupositionierung der FKP als Teil einer pluralen Linken.

Mit den Auswirkungen des „flexiblen Kapitalismus“ – so das neueste Schlagwort; „flexibel“ insbesondere hinsichtlich der Ausbeutungsverhältnisse – auf Lebenslagen und Arbeitsverhältnisse in der Bundesrepublik befassen sich die Beiträge von *Bell/Kreutz/Recht* zum Armutsbericht der Bundesregierung und, mit unterschiedlicher Akzentuierung, von *Alexandra Wagner* und *Joachim Bischoff* zu den Metamorphosen des Normalarbeitsverhältnisses. Über Aspekte des marxistischen Denkens in Mexiko informiert *Christian Gandler*; *Helmut Peters* berichtet über die innerchinesische Diskussion zur Zukunft des Landes zwischen Sozialismus und Kapitalismus.

Genua hat in aller Dramatik gezeigt, dass die Globalisierungsfolgen zu einem Kristallisationspunkt einer neuen Kapitalismuskritik werden. Der Schwerpunkt von Z 48 wird sich mit „Globalisierung und Globalisierungskritiker“ befassen. Neben Analysen zu Globalisierung, Globalisierungstheorien und Krisen im internationalen Kapitalismus (u.a. Argentinienkrise, E-Commerce und Finanzkrise) sollen die Kritik und Alternativen der Antiglobalisierungsbewegung und die Bewegungen selbst vorgestellt und diskutiert werden. Die für das vorliegende Heft angekündigten und eingereichten Beiträge von *Fuchs/Hofkirchner*, *Krüger/Helfen* und *Dräger* gehören zu diesem Themenkomplex in Z 48.

Neu in der Redaktion: *Wolfram Burkhardt*, Politologe, z.Zt. noch Marburg, demnächst Frankfurt/M.

Hans-Joachim Höhme

Ende des Aufschwungs und Stagflation

Zur Konjunktorentwicklung in der Bundesrepublik 2000/2001

Ebenso wie für die gesamte Weltwirtschaft¹ gilt auch für die deutsche Wirtschaft, dass sich gegenüber der vorjährigen Einschätzung die konjunkturelle Grundsituation ganz wesentlich verschlechtert hat. Seinerzeit konnte noch festgestellt werden, dass die deutsche Außenhandelskonjunktur sich im Jahr 2000 weiter kräftig beschleunigen würde, während für die insgesamt zu schwach wachsende Inlandsnachfrage zumindest mit einem etwas stärkeren Wachstum gerechnet wurde.² Die dabei getroffene Prognose für die Gesamtdaten des Jahres 2000 wurde zwar erreicht. Der deutsche Exportboom beschleunigte sich allerdings noch wesentlich kräftiger als erwartet, und in seinem Sog nahm mit den Ausrüstungs-Investitionen auch ein wichtiger Teil der Inlandsnachfrage in stärkerem Tempo zu als im Jahr zuvor. Zugleich aber blieben andere Hauptbereiche der Binnennachfrage wie der private Konsum und die Bau-Investitionen deutlich hinter den Vorjahresdaten und auch hinter den Erwartungen zurück.

Inzwischen hat sich die Konjunktur nicht nur in den USA und Japan, sondern mit einer gewissen Abstufung auch in der EU und in Deutschland deutlich und vor allem weitaus rascher abgeschwächt, als es von den meisten Experten noch vor kurzer Zeit erwartet worden war. Überhaupt ist festzustellen, dass sich seit Herbst vergangenen Jahres die Rückwärts-Korrekturen der von Wirtschaftswissenschaftlern und Experten unterschiedlicher Couleur abgegebenen Vorausschätzungen für die im Jahr 2001 insgesamt zu erwartende Wachstumsrate als das derzeit dynamischste Element im deutschen Wirtschaftsleben erwiesen haben. Das wirft die Frage auf, inwieweit die derzeit verfügbaren Daten und Fakten den Abschwung der Konjunkturprognosen rechtfertigen.

1. Abbruch des Konjunkturaufschwungs in Deutschland

Das gesamte Bruttoinlandsprodukt wuchs bereits seit der Jahresmitte 2000 nur mit sehr geringen Raten von Vierteljahr zu Vierteljahr (um jeweils 0,2 Prozent im vorigen Jahr und um 0,5 Prozent im ersten Quartal 2001). Dadurch war es im 1. Quartal dieses Jahres real nur um knapp 1 Prozent größer als im 2. Quartal 2000.

Unter den Nachfragesektoren des Gesamtprodukts blieben die Bau-Investitionen, wie schon seit Jahren, der Bereich mit der ungünstigsten –

¹ Vgl. dazu die in der vorangegangenen Ausgabe dieser Zeitschrift veröffentlichte Einschätzung zur aktuellen internationalen Konjunkturentwicklung, Z 46, Juni 2001, S. 7 - 20.

² Vgl. Z 42, Juni 2000, S. 17.

rückläufigen – Entwicklung. Der private Verbrauch war schon während des zweiten Halbjahres 2000 leicht zurückgegangen; im ersten Quartal dieses Jahres stagnierte er ungeachtet der in Kraft getretenen neuen Stufe der Steuerreform. Damit gingen von dem mit Abstand größten volkswirtschaftlichen Nachfragebereich, auf den derzeit 56,4 Prozent des gesamten Bruttoinlandsprodukts entfallen, während eines Zeitraums von einem Dreivierteljahr keine Wachstumsimpulse mehr aus. Das gilt in nahezu gleichem Maße für den Staatsverbrauch, der aufgrund des Sparkurses der Regierung und der Finanzschwäche der meisten Kommunen schon seit dem 2. Quartal 2000 weitgehend stagnierte. Die Ausrüstungs-Investitionen, die neben der Auslandsnachfrage den Aufschwung mit getragen hatten, nahmen bis zum Ende des vergangenen Jahres noch kräftig zu und blieben der dynamischste Faktor der Binnennachfrage. Im 1. Quartal 2001 ging jedoch mit einer Zunahme um nur noch 0,5 Prozent auch ihre Expansion zu Ende. Die gesamte Inlandsnachfrage stagnierte damit faktisch bereits im 2. Halbjahr 2000 mit Quartals-Zuwachsraten von 0,2 und 0,1 Prozent, im 1. Quartal dieses Jahres ging sie erstmals nach dem Aufschwung leicht um 0,6 Prozent zurück.

Der seit Mitte 1999 mit hohen Wachstumsraten expandierende Export war einmal mehr auch die Haupttriebkraft des jüngsten deutschen Konjunkturaufschwungs. Dabei beschleunigte sich die Außenhandelsexpansion im Verlauf des vergangenen Jahres erheblich, vor allem aufgrund der günstigen Konjunkturlage in den meisten Abnehmerländern sowie des niedrigen Euro-Kurses, der auf einem Teil des Weltmarktes die Konkurrenzfähigkeit deutscher Unternehmen förderte. Im ersten Vierteljahr 2001 ist dieser Exportboom zwar zu Ende gegangen. Die gleichzeitig wesentlich schwächere Importentwicklung führte jedoch zunächst dazu, dass die Auslandsnachfrage auch dann noch Konjunkturstütze blieb und das Bruttoinlandsprodukt geringfügig zunahm. Auf diese besondere Konstellation wird an anderer Stelle noch näher eingegangen.

Die Produktion der verarbeitenden Industrie nahm insgesamt im 1. Quartal dieses Jahres noch kräftig um 2,5 Prozent gegenüber dem Vorquartal zu. Auch hier zeigten sich aber Anzeichen einer Abschwächung, denn im März und April ging der Produktionsausstoß um jeweils rund 1,5 Prozent gegenüber dem Vormonat zurück.

Die Beschäftigtenzahlen sind (saisonbereinigt) seit Jahresbeginn nicht mehr angestiegen und sogar geringfügig zurückgegangen – eine Situation, die zuletzt von März bis Mai 1999 zu verzeichnen war. Die Zahl der Arbeitslosen, die seit Anfang 1998 mit ganz kurzen Unterbrechungen abgenommen hatte, nimmt (saisonbereinigt) seit Jahresbeginn von Monat zu Monat langsam wieder zu. Sie war im Mai um 130.000 größer als am Jahresende 2000.

Der bereits im Verlaufe des vorigen Jahres festzustellende Anstieg der Teuerungsrate hat sich in diesem Frühjahr noch einmal deutlich beschleunigt. Im Mai erhöhte sich der Index für die Lebenshaltung aller privaten Haushalte um 3,5 Prozent gegenüber dem Vergleichsmonat des Vorjahres und erreichte da-

mit die höchste Steigerungsrate seit mehr als sieben Jahren. Maßgeblich dafür waren in erster Linie die durch den Ölpreisanstieg hervorgerufenen höheren Verbraucherpreise für Autofahren, Heizung und andere Folgekosten sowie auch die infolge der Tierseuchen beim Schlachtvieh in Europa gestiegenen Nahrungsmittelpreise.

Tabelle 1: Ausgewählte aktuelle Wirtschaftsdaten Deutschlands
(Veränderungen gegenüber dem Vorjahr in Prozent)

	1998	1999	2000	2000 (2. Halbj.)	2001 (1. Halbj.)
Bruttoinlandsprodukt	2,1	1,6	3,0	2,5	1,2
Privater Verbrauch	2,0	2,6	1,6	1,1	0,3
Staatsverbrauch	0,5	- 0,1	1,4	1,2	0,4
Ausrüstungs-Investitionen	9,2	6,7	9,0	9,1	4,5
Bau-Investitionen	- 1,0	0,5	- 2,5	- 4,6	- 5,5
Produktion d. verarbeitend. Industrie	4,9	1,6	6,8	6,9	4,0
Auftragseingänge aus d. Inland	3,6	0,6	6,6	4,8	- 0,2
Auftragseingänge aus d. Ausland	2,5	6,4	18,6	17,1	1,0
Produktion d. Bauhauptgewerbes	- 3,1	0,8	- 2,5	- 5,1	- 9,0
Einzelhandels-Umsatz	1,6	0,7	0,3	- 0,3	- 0,7
Warenexport	7,5	6,0	13,0	12,1	4,0
Exportüberschuss (in Milliarden DM)	126,3	125,8	109,0	49,0	70,0
Erwerbstätige (in 1.000 Pers.)	37.539	37.942	38.534	38.641	38.670
Arbeitslose (in 1.000 Pers.)	4.279	4.099	3.889	3.835	3.820

Berechnet nach: Deutsche Bundesbank, Monatsberichte und Saisonbereinigte Wirtschaftszahlen, lfd., zuletzt: Juni 2001; DIW-Wochenberichte, lfd., zuletzt: Nr. 20/2001. Alle Veränderungsdaten beziehen sich auf reale (preisbereinigte) Daten. Für die beiden letzten Spalten (Halbjahresangaben) wurden saisonbereinigte Daten verwendet. Die Angaben für das 1. Halbjahr 2001 sind teilweise Schätzungen auf der Grundlage der angegebenen Quellen.

Als erstes Fazit ergibt sich daraus: Der jüngste, die deutsche Konjunktur etwa anderthalb Jahre bestimmende relativ kräftige Aufschwung ist vorbei. Die vorliegenden Daten zeigen allerdings keinen oder noch keinen tiefen gesamtwirtschaftlichen Einbruch an. Sie lassen bislang eine weitgehend stagnierende

Entwicklung der meisten Wirtschaftsaktivitäten bei gleichzeitig deutlich angestiegenem Inflationstempo erkennen – eine Entwicklung also, für die in den 70er Jahren der Begriff „Stagflation“ geprägt wurde. Offensichtlich ist damit auch die seit 1994 anhaltende, wenn auch relativ schwache Aufwärtsphase des letzten Konjunkturzyklus zu Ende gegangen.

2. Charakterisierung des letzten Konjunkturzyklus

Dieser Zyklus war durch eine Krise eingeleitet worden, die vom Frühjahr 1992 bis in das Frühjahr 1994 hinein die deutsche Wirtschaft erfasst hatte und mit dem tiefsten Abschwung der Industrieproduktion und der Ausrüstungs-Investitionen der Nachkriegszeit verbunden war. Dabei sank die Industrieproduktion bis zum Tiefpunkt der Krise um 12 Prozent ab (nach Quartalsdaten gerechnet), wobei einzelne wichtige Zweige wie der Maschinenbau und die Autoindustrie sogar Produktionseinbrüche von mehr als 20 Prozent hinnehmen mussten. Den stärksten Einbruch hatten die Ausrüstungs-Investitionen zu verzeichnen, die um rund ein Viertel zurückgingen. Ausgeprägt war während der Krise auch der Rückgang der deutschen Warenexporte um rund 10 Prozent, der vor allem durch einen ähnlichen Zyklusverlauf in wichtigen Abnehmerländern hervorgerufen und durch die Hochzinspolitik der Bundesbank noch verschärft worden war.

Die Wiederverstärkung der Auslandsnachfrage, vor allem nach Investitionsgütern, war schließlich aber auch der erste und wichtigste Faktor für das Herauskommen aus der Krise und die Durchsetzung der konjunkturellen Belebung im Verlaufe des Jahres 1994. Diese dominierende, zum großen Teil aber allzu einseitig tragende Rolle der Nachfrage aus dem Ausland blieb auch für den gesamten weiteren Verlauf *das erste prägende Merkmal* dieses Konjunkturzyklus.

Das *zweite Merkmal* bestand darin, daß sich während der insgesamt sieben Jahre dauernden Aufstiegsphase dieses Zyklus (1994 bis 2000) die Aufschwungtendenzen nicht nachhaltig durchsetzten. Sie wurden zweimal durch spürbare Abschwächungen des Wachstums unterbrochen, ohne dass es bis dahin zu einem „sich selbst tragenden“, d.h. auch auf eine kräftige Expansion der Binnennachfrage gestützten Aufschwung gekommen war. Die erste dieser Konjunkturdellen (1995/96) wurde sowohl durch äußere Einflüsse (Zinserhöhungen in Westeuropa sowie eine anschließende Aufwertung der D-Mark beinträchtigte das Exportwachstum) wie auch durch binnenwirtschaftliche Prozesse (Ende einer Sonderkonjunktur der westdeutschen Bauwirtschaft und erste Anzeichen einer Abschwächung des Baubooms in Ostdeutschland) ausgelöst. Sie schlug sich vor allem in der Industrieproduktion, die vom Jahresbeginn 1995 bis zum Frühjahr 1996 um 4,5 Prozent zurückging, sowie in einem kräftigen Absinken der Bau-Investitionen und einer leichten Abnahme der Ausrüstungsinvestitionen nieder. Das Bruttoinlandsprodukt stagnierte über drei Quartale hinweg nahezu. Die zweite Konjunkturpause war schwächer ausgeprägt und ergab sich vor allem infolge der als „Asienkrise“ bezeichneten

internationalen Finanzkrise. Sie unterbrach die deutsche Exportkonjunktur und traf insbesondere die Industrie, deren Produktion vom Frühjahr 1998 bis zum Frühjahr 1999 unter Schwankungen faktisch stagnierte.

Ein *drittes Merkmal* dieses Zyklus bestand schließlich darin, dass sich nach der ersten Konjunkturdelle das Bild der wirtschaftlichen Entwicklung Ostdeutschlands im Verhältnis zu der Westdeutschlands deutlich veränderte. Nach dem unmittelbar auf Währungsunion und Vereinigung folgenden crashartigen Einbruch der Wirtschaftsaktivitäten hatte es in den neuen Bundesländern zunächst von 1992 bis in das Jahr 1995 hinein eine mehr als drei Jahre dauernde Periode gegeben, in der sich dort ein Aufholprozeß vollzog und die Wirtschaft von einem sehr niedrigen Niveau aus mit hohen, erheblich über denen der alten Bundesländer liegenden Raten und nahezu unbeeinflusst von zyklischen Schwankungen wuchs. 1996 wurde dann mit einer beinahe Angleichung der Wachstumsraten deutlich, dass die ostdeutsche Wirtschaft nunmehr voll in die westdeutsche und internationale Konjunktur eingebunden und der Aufholprozeß zugleich gestoppt war. Seitdem ist das ostdeutsche Sozialprodukt – nunmehr das vierte Jahr in Folge – langsamer gewachsen als das westdeutsche und der wirtschaftliche Aufholprozeß in einen Prozeß des weiteren Zurückbleibens umgekehrt worden.³

Die Schwäche dieser „Wellblechkonjunktur“ in Deutschland spiegelt sich auch in den ökonomischen Gesamtergebnissen der aufsteigenden Zyklusphase von 1994 bis 2000 wider. Die während dieses Zeitraums erreichten durchschnittlichen jährlichen Wachstumsraten betragen für

das Bruttoinlandsprodukt	1,8 Prozent,
den privaten Konsum	1,6 Prozent,
die Ausrüstungs-Investitionen	4,3 Prozent,
die Bau-Investitionen	- 0,5 Prozent,
die realen Exporte	7,8 Prozent,
die Industrieproduktion	2,5 Prozent,
die realen Einzelhandelsumsätze	0,6 Prozent.

Insgesamt war der jüngste Konjunkturzyklus damit hinsichtlich des gesamtwirtschaftlichen Wachstumstempos der mit Abstand schwächste in der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland. Maßgeblich dafür war die kraftlose Entwicklung der Binnennachfrage, vor allem der unter strukturellen Krisenprozessen leidenden Bauwirtschaft und des nur unterproportional gewachsenen weitaus größten Nachfragebereichs, der privaten Konsumtion. Von besonderer Bedeutung für die aktuelle Situation ist dabei, dass die Konsumgüternachfrage gerade auch im Jahr des kräftigsten Aufschwungs (2000) nur geringfügig zunahm. Die Gründe dafür sind vor allem in den aufgrund des

³ Vgl. hierzu auch: Frühjahrsgutachten 2001 der Wirtschaftsforschungsinstitute, Teil 3; DIW-Wochenbericht 15-16/2001.

konzertierten Lohndrucks überwiegend schwach zunehmenden Nettolöhnen und -gehältern der Mehrzahl der Beschäftigten, der gewachsenen sozialen Unsicherheit und nicht zuletzt in der hohen Arbeitslosigkeit zu sehen. Die Zahl der Arbeitslosen war während der ersten vier Jahre dieser zyklischen Aufstiegsphase noch deutlich angestiegen und hatte dann von 1998 bis 2000 abgenommen. Sie war jedoch im Aufschwungsjahr 2000 trotzdem durchschnittlich noch um 470.000 Personen größer als im letzten Krisenjahr 1993.

3. Voraussetzungen für die nächste zyklische Entwicklung

Die gegenwärtige konjunkturelle Abschwächung stellt einen Abschnitt des unvermeidbar aus dem Profitziel als Haupttriebkraft der wirtschaftlichen Aktivitäten erwachsenden, im Wechsel von Aufschwungs-, Abschwächungs- oder Krisenphasen schwankenden, zyklischen Wirtschaftsverlaufs im Kapitalismus dar.⁴ Damit verknüpft sich jedoch die Frage, wie dieser Entwicklungsabschnitt in den Zyklusverlauf einzuordnen ist – ob er lediglich eine neuerliche kurze Unterbrechung, die dritte „Konjunktur-Delle“, innerhalb der seit 1994 dominierenden und noch länger anhaltenden konjunkturellen Aufwärtsbewegung darstellt, oder ob er das Ende dieser Aufstiegsphase markiert und damit bereits ein Teil der nächsten Zyklusphase ist, in der die aus den Widersprüchen der Profitwirtschaft erwachsenen Disproportionen und Konflikte sich soweit zugespitzt haben, dass es eines nachhaltigeren, krisenhaften Reinigungsprozesses bedarf, um die Bedingungen für eine neue Periode beschleunigter Kapitalakkumulation und gesamtwirtschaftlichen Wachstums herzustellen. Eben dies ist die Funktion der von Marx als zyklische Krise oder Überproduktionskrise bezeichneten Phase des Zyklus. In diesem Abschnitt soll versucht werden, anhand vorhandener Fakten und Daten das Für und Wider der beiden skizzierten Einschätzungsmöglichkeiten darzulegen.

Ausgehend davon, dass weltwirtschaftliche Einflüsse maßgeblich zur Abschwächung der deutschen Wirtschaft beigetragen haben, werden in den Einschätzungen, die mit einer baldigen Belebung rechnen und die Möglichkeit einer Rezession verneinen, die meisten Hoffnungen in eine relativ schnelle Wiederverbesserung der internationalen Rahmenbedingungen gesetzt. Das gilt insbesondere für die Konjunktur in den USA.

Eine relativ schnelle Erholung der USA-Wirtschaft ist in vielen deutschen und europäischen Konjunkturprognosen bereits wie eine feststehende Tatsache eingerechnet worden. Sie stellt aber bislang lediglich einen Hoffnungswert dar. Betrachtet man die vorliegenden Daten und Fakten, dann zeigt sich indes, dass die zyklische Abschwächung, die in den USA seit drei Quartalen zur faktischen Stagnation des gesamten Bruttoinlandsprodukts, zu einem Rückgang der Industrieproduktion sowie zum Abschwung der privaten Investitio-

⁴ Auf die Ursachen der Zyklen und Überproduktionskrisen wird im Zusammenhang mit der Einschätzung der internationalen Konjunktur etwas näher eingegangen; siehe dazu: Z 46, Juni 2001, S. 9 – 10.

nen führte, weiter anhält. Als Konjunkturstütze erwies sich bislang im Unterschied zu Deutschland noch der private Konsum, dessen Expansion sich zwar deutlich abschwächte, bei dem aber aufgrund seines Gewichts von gut zwei Dritteln der Gesamtnachfrage auch ein schwaches Wachstum noch ausreichte, um einen tieferen gesamtwirtschaftlichen Einbruch zu verhindern. Die Hoffnungen auf eine baldige Wiederbelebung der Konjunktur beruhen denn auch vorrangig darauf, dass die konsumtive Nachfrage durch die in Kraft gesetzte Steuerreform weiter stimuliert wird und die gesamte Wirtschaft aus dem Konjunkturtief herauszieht.

Dieser Möglichkeit wirken jedoch andere Prozesse entgegen. So dürfen die Wirkungen der Steuerreform schon deshalb nicht überschätzt werden, weil die Steuererleichterungen gerade der konsumkräftigsten Einkommensgruppe am wenigsten Vorteile bringen und die privaten Haushalte zudem eine beträchtliche, derzeit insgesamt noch weiter zunehmende Schuldenlast zu tragen und abzuzahlen haben. Hinzu kommt, dass in großen Teilen der Industrie und anderer Wirtschaftsbereiche ungeachtet der seit Jahresbeginn von der Notenbank vorgenommenen sechs Leitzinssenkungen keine spürbare Belebung der Geschäfts- und Investitionstätigkeit stattgefunden hat, sondern es dagegen eher nach einer Verschärfung der Krise aussieht. So musste unlängst US-Notenbankchef Greenspan darauf hinweisen, dass Überkapazitäten in der Industrie und ansteigende Anträge auf Arbeitslosengeld auf eine anhaltende Konjunkturschwäche hindeuten würden. Dafür sprechen auch die Tatsachen, dass sich die Lager in vielen Industrieunternehmen immer mehr mit unverkauften Produkten füllten und die USA im 2. Quartal erstmals seit Jahresbeginn 1992 wieder ein Vierteljahr mit schrumpfender Beschäftigung zu verzeichnen hatten. Gegen Quartalsende nahm die Zahl der Arbeitslosen zu, während die der geleisteten Arbeitsstunden zurückging. Damit wird der Spielraum für die Entwicklung der Massenkaufkraft weiter eingeengt.

Die Entwicklung der Aktienkurse wird nach wie vor durch eine unter beträchtlichen Schwankungen dominierende Baisse verunsichert. Hinzu kommt, dass sich die schwere Wirtschafts- und Schuldenkrise Argentiniens weiter verschärft hat. Sie zieht zusehends – wie ein massiver Rückgang des Währungskurses und ein beschleunigtes Inflationsstempo in Brasilien ankündigen – ganz Südamerika in ihren Sog. Eine solche Ausweitung der Krise würde jedoch auch die konjunkturelle Entwicklung in Nordamerika nicht unbeschädigt lassen. Es spricht somit vieles dafür, dass die in eine rasche Erholung der USA-Wirtschaft gesetzten Erwartungen sich schon bald als trügerisch erweisen können.

Die deutschen Exporte nach Nordamerika sind zwar im vergangenen Jahr wegen des dortigen Aufschwungs und der von der Abwertung des Euro ausgehenden Konkurrenzvorteile besonders schnell gewachsen, und die USA sind das zweitwichtigste Abnehmerland deutscher Erzeugnisse nach Frankreich, aber dennoch gehen nur etwas mehr als ein Zehntel unserer Ausfuhren dorthin. Deshalb sind für eine Einschätzung der deutschen Konjunkturaussichten mehr noch als die direkten die mittelbaren Wirkungen der Krise in den USA

auf die Lage in den Drittländern wichtig, die Hauptabnehmer der übrigen fast neun Zehntel der deutschen Exporte sind. Hierzu ist festzustellen, dass sich in fast allen für den deutschen Außenhandel wichtigen Länder und Regionen konjunkturelle Abschwächungserscheinungen mehr oder weniger stark bemerkbar machen. Das gilt für die meisten ost- und südostasiatischen Schwellen- und Entwicklungsländer, die als Zulieferer der zuvor schnell expandierten High-Tech-Branchen in den USA jetzt in den Sog der dort herrschenden Krise geraten sind, und natürlich auch für Japan, das ohnehin wieder in der Krise steckt, die durch den Rückgang der Exporte in die USA noch verschärft wird. Die deutschen Ausfuhren in diese Region der Weltwirtschaft, die rund 15 Prozent der Gesamtexporte umfassen, waren im vergangenen Jahr noch überproportional gewachsen; sie haben sich seit Anfang des Jahres jedoch ungünstiger entwickelt als die Exporte in die USA selbst.

Für den deutschen Außenhandel am wichtigsten sind jedoch die Entwicklungsaussichten für die EU-Staaten, in denen zuletzt fast 57 Prozent, und darunter insbesondere für die Eurozone, in der allein knapp 45 Prozent der deutschen Gesamtexporte abgesetzt wurden. Hier haben sich konjunkturelle Abschwächungstendenzen in den meisten anderen Ländern erst etwas später bemerkbar gemacht als in Deutschland. Seit Beginn dieses Jahres setzte sich jedoch eine vor allem von der deutlich abgeschwächten Investitions-, Industrie und Exportentwicklung ausgehende Verlangsamung des Wachstumstempos in der gesamten EU durch. Seitdem gehen auch die Prognosen für den in diesem Jahr noch erreichbaren wirtschaftlichen Gesamtzuwachs nach unten. Mit den deutlichsten Produktionsabschwächungen wird dabei in Frankreich, Großbritannien, den Niederlanden und Belgien gerechnet. EU-Finanzkommissar Solbes erklärte Anfang Juli, die letzte Prognose der Kommission von 2,5 Prozent Wachstum für die gesamte EU könne nicht mehr erreicht werden. Der von acht europäischen Wirtschaftsforschungs-Instituten monatlich erarbeitete FTD-Wachstums-Indikator für den Euroraum erwartet für das 3. Quartal eine Zunahme von nur noch 0,4 Prozent und für das Gesamtjahr von unter 2 Prozent.⁵ Diese negativen Prognosen und Daten sind noch keine Anzeichen eines dramatischen Abschwungs. Sie signalisieren aber zumindest eine erhebliche Wachstumsabschwächung auf diesem größten Absatzmarkt, die sich erschwerend auf die deutschen Exportmöglichkeiten, insbesondere im wichtigen Investitionsgüterbereich, auswirken wird.

Zieht man ein Fazit der internationalen Konjunkturaussichten für den Rest des Jahres, dann muß damit gerechnet werden, dass sie sich noch weiter verschlechtern werden. Zusätzliche stimulierende Wirkungen auf die deutsche Konjunktur sind deshalb nicht so bald zu erwarten. Das gilt um so mehr, als die bisher tatsächlich eingetretene Abschwächung der Außenhandelskonjunktur sich – wie schon erwähnt – in der gesamtwirtschaftlichen Wachstumsrate für das 1. Quartal dieses Jahres überhaupt noch nicht niedergeschlagen hat.

⁵ Financial Times Deutschland, 9.7.2001.

Der deutsche Exportboom hatte im letzten Quartal 2000 mit einer realen Steigerung der Exporte von Waren und Dienstleistungen um knapp 6 Prozent gegenüber dem Vorquartal und um mehr als 16 Prozent gegenüber dem vergleichbaren Vorjahreszeitraum seinen Höhepunkt erreicht.⁶ Seit Beginn dieses Jahres begann sich dann jedoch die verschlechterte internationale Konjunktur-entwicklung relativ schnell auszuwirken, und dieser Boom kam zum Stillstand.

Im 1. Quartal 2001 nahmen die Gesamtexporte nominal zwar noch geringfügig zu, real stagnierten sie jedoch auf dem erreichten hohen Niveau. Gleichzeitig reagierte aber die Entwicklung der Importe aus dem Ausland wesentlich schneller und stärker auf die Abschwächung der Nachfrage auf dem deutschen Markt. Das Importvolumen, das im letzten Quartal des Vorjahres ebenfalls noch in einem starken Tempo gewachsen war, schrumpfte in realer Rechnung um 3,4 Prozent. Dadurch entstand in diesem ersten Vierteljahr 2001 die paradoxe, nur in solchen konjunkturellen Umschwungssituationen mögliche Konstellation, dass die deutschen Exporte zwar real nicht mehr zunahmen, der gleichzeitige kräftige Rückgang der Importe aber den zuvor schon sehr hohen Ausfuhrüberschuss noch einmal weiter anwachsen ließ. Da aber in der Volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung nur dieser Überschuss und nicht die gesamten Exporte als Außenbeitrag in das Bruttoinlandsprodukt einfließen, hat die Außenhandelsentwicklung das mehr als bescheidene gesamtwirtschaftliche Wachstum zu Beginn dieses Jahres keineswegs geschwächt oder heruntergedrückt, sondern überhaupt erst ermöglicht.

Hätten sich nämlich Exporte und Importe im 1. Quartal 2001 etwa im gleichen Verhältnis zueinander entwickelt, wie es im Verlauf des vorigen Jahres der Fall war, dann wäre das Sozialprodukt nicht mehr um 0,5 Prozent gewachsen, sondern analog der gesamten Inlandsnachfrage bereits um 0,6 Prozent geschrumpft. Die negativen Auswirkungen des internationalen Konjunkturrückgangs auf das deutsche Wirtschaftswachstum stehen somit erst noch bevor, weil sich der reale Außenbeitrag im weiteren Jahresverlauf deutlich verringern wird. Die tatsächliche Schwäche der deutschen Binnennachfrage wird deshalb im weiteren Jahresverlauf nicht mehr durch eine ähnliche Sonderkonstellation überdeckt werden.

Für den größten Nachfragesektor, die private Konsumtion, war für 2001 mit einem deutlich beschleunigten Wachstum gerechnet worden. Diese Erwartung ging vor allem von den zum Jahresbeginn in Kraft getretenen Steuerentlastungen aus. Diese führten im 1. Quartal auch tatsächlich zu einer deutlichen Zunahme der nominal verfügbaren Einkommen, die sich allerdings kaum auf den realen Konsum auswirkte. Der Preisanstieg bei Benzin, Heizöl und Nahrungsmitteln sowie Anhebungen der Ökosteuer, der Kfz-Steuer und auch der Fernsehgebühren ließen nämlich real von den nominalen Einkommenserhö-

⁶ Die errechneten Raten basieren auf den saison- und preisbereinigten (zu Preisen von 1995) Daten der Volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung des DIW; DIW-Wochenbericht 20/2001.

hungen nichts mehr übrig und dämpften damit auch den privaten Verbrauch, der im 1. Halbjahr 2001 nur um 0,7 Prozent höher war als im gleichen Vorjahreszeitraum.

Im weiteren Verlauf dieses Jahres ist gleichfalls nicht mit einer stimulierenden Rolle der konsumtiven Nachfrage zu rechnen. Auch wenn die Teuerungsrate gegenüber dem im Mai erreichten Höchststand von 3,5 Prozent wieder etwas zurückgehen dürfte, werden die Preise weiter steigen. Dies gilt um so mehr, als bei der Umstellung auf den Euro und schon in ihrem Vorfeld mit nicht zu unterschätzenden versteckten Preiserhöhungen zu rechnen ist. Im Jahresdurchschnitt 2001 dürfte sich eine Steigerung der Verbraucherpreise um knapp 3 Prozent ergeben. Die zur Jahresmitte wirksam gewordene Rentenerhöhung um rund 2 Prozent bringt deshalb real eine Rentensenkung und wird ebenso wenig zur Konsumbelebung beitragen können wie die Einkommenserhöhungen am Jahresbeginn. Darüber hinaus dürften die wieder zunehmende Arbeitsplatzunsicherheit und das Sparen für private Altersvorsorgen zu einem Ansteigen der während des letzten Jahrzehnts gesunkenen Sparquote beitragen und damit einer baldigen Belebung der Massenkaufkraft ebenfalls im Wege stehen.

Für die Masse der Beschäftigten waren im vergangenen Jahr – noch während des Aufschwungs – unter einem auch über das „Bündnis für Arbeit“ ausgeübten starken Druck auf die Gewerkschaften Tarifvereinbarungen geschlossen worden, die sich über zwei Jahre erstreckten und damit bereits die Lohnerhöhungen für 2001 enthielten. Diese Erhöhungen, die sich um die 2 Prozent oder knapp darüber bewegten, reichen nun trotz Steuerermäßigungen nicht einmal aus, um die Preissteigerungen auszugleichen. Aber ungeachtet dessen, dass Gewerkschaften und Arbeitnehmer für ihre „moderate Haltung“ jetzt mit Reallohnsenkungen bestraft werden, bereiten Unternehmer und die neoliberal ausgerichtete Mehrzahl der „Experten“ schon jetzt die Tarifrunde 2002 vor und rufen – diesmal unter Berufung auf die Konjunkturabschwächung – erneut zur Lohnzurückhaltung auf. Eine neuerliche Senkung oder Stagnation der Reallohne aber würde im kommenden Jahr erneut abschwächend auf die konsumtive Nachfrage wirken und die konjunkturelle Belebung erschweren.

Von der staatlichen Nachfrage sind aufgrund des Sparkurses für den Rest des Jahres ebenfalls keine zusätzlichen Impulse für die Konjunktur zu erwarten. Sie wird danach allenfalls mit der gleichen Minirate zunehmen wie im Vorjahr. Die Ausrüstungs-Investitionen werden sich zunächst, nicht zuletzt im Sog der Exportentwicklung, weiter abschwächen und erfahrungsgemäß nicht schnell wieder erholen. Die Bau-Investitionen werden aufgrund der – insbesondere in Ostdeutschland – andauernden strukturellen Probleme und der Konsumentenzurückhaltung bis in das nächste Jahr hinein der Nachfragesektor mit der ungünstigsten Entwicklung bleiben und weiter deutlich abnehmen.

Alle diese Einschränkungen treffen auch voll für die ostdeutsche Wirtschaft zu, nur schlagen dort einige der negativen Faktoren aus strukturellen Gründen noch stärker zu Buche als im Westen. Das gilt insbesondere für die seit Jahren

schrumpfende Bauwirtschaft, bei der für dieses Jahr eine zweistellige Minusrate zu befürchten ist. Das wirkt sich wegen des dort weitaus größeren Anteils dieses Bereichs an der wirtschaftlichen Gesamtleistung jedoch besonders einschneidend aus und wird wesentlich dazu beitragen, dass die ostdeutsche Wirtschaft sich auch im Jahr 2001 noch ungünstiger entwickeln wird als die westdeutsche und damit weiter hinter dieser zurückbleibt.

Diese skizzierten Entwicklungsaussichten lassen nicht erkennen, woher in den nächsten Quartalen spürbare Impulse für eine neuerliche Belebung der Wirtschaftsaktivitäten kommen könnten. Um die Ausgangssituation für die derzeit als Eckwert im Mittelpunkt der Prognosekorrekturen stehende reale gesamtwirtschaftliche Wachstumsrate für das gesamte Jahr 2001 auch statistisch zu verdeutlichen, sei ein Beispiel genannt:

Da die Wachstumsrate (jeweils gegenüber dem vorangegangenen Vierteljahr) für das 1. Quartal mit 0,5 Prozent bereits gegeben ist, und für das 2. Quartal nach den vorliegenden Indizien allenfalls mit einer Stagnation zu rechnen ist, müsste das reale Bruttoinlandsprodukt im 3. und 4. Quartal um jeweils 1,3 Prozent zunehmen, um für das gesamte Jahr 2001 die Wachstumsrate von 2 Prozent zu erreichen, an der die Bundesregierung bislang noch festgehalten hat. Das wären aber Steigerungsraten, wie sie während der Aufschwungsjahre 1999/2000 nicht ein einziges Mal erreicht worden sind – der höchste Quartalszuwachs betrug seinerzeit 1,0 Prozent. Woher zu diesem Zeitpunkt ein solcher Aufschwung kommen soll, wird wohl Regierungsgeheimnis bleiben. Geht man unvoreingenommen an die Vorausschätzung heran, dann dürfte die kürzlich vom DIW⁷ abgegebene Prognose einer Wachstumsrate von 1 Prozent für das Jahr 2001 den Realitäten am nächsten kommen und die obere Grenze des noch Möglichen markieren.

Versucht man die zyklische Situation der deutschen Wirtschaft kurz auf einen Nenner zu bringen, dann ist festzustellen: Während der zurückliegenden aufsteigenden Zyklusphase hat zwar kein stürmischer Akkumulations- und Produktionsboom stattgefunden. Die Lücke zwischen der Angebotsseite und der deutlich dahinter zurückgebliebenen schwachen Binnennachfrage ist dennoch so weit angewachsen, dass sie nach der Abschwächung der bisher ausgleichend wirkenden Ausfuhrerxpansion nunmehr auf die Gesamtwirtschaft durchgeschlagen und deren Wachstum zum Stillstand gebracht hat. Zur Belebung der Konjunktur muss diese Disproportion auf krisenhafte Weise, durch Kapitalentwertung und -vernichtung mit den entsprechenden sozialen und ökonomischen Folgen, so weit abgebaut werden, dass eine steigende Akkumulation und Produktion wieder profitabler wird, das heißt vor allem auch, dass ihre Resultate wieder profitabel absetzbar sind. In einer solchen zyklischen Krise befindet sich die deutsche Wirtschaft gegenwärtig.

⁷ Vgl. Tendenzen der Wirtschaftsentwicklung 2001/2002, Teil 3, DIW-Wochenbericht 28/2001.

4. Konjunkturpolitik der Bundesregierung: Sparen im Inland und Hoffen aufs Ausland

Zwar kann man nicht vorhersagen, ob es in Deutschland zu einem tiefen und langen wirtschaftlichen Abschwung oder einem eher moderaten Krisenverlauf kommt. Festzustellen sind aber zwei Tatsachen: *Erstens* wird eine bloße Konjunkturdelle, wie sie im letzten Zyklus zweimal aufgetreten ist und die man in Ruhe aussitzen kann, die deutsche Wirtschaft nicht wieder in Schwung bringen. *Zweitens* kann die Wirtschaftspolitik solche Krisen zwar nicht verhindern; deren Tiefe, Dauer und soziale Begleitumstände sind jedoch keine von Gott oder der Globalisierung vorgegebenen und als schicksalhaft hinzunehmenden Tatbestände, sondern sie sind durch wirtschaftspolitische Maßnahmen durchaus zu beeinflussen. Die rot-grüne Bundesregierung hat sich jedoch in dieser Hinsicht bislang durch Nichtstun ausgezeichnet. Das gilt auch für die Geldpolitik der Europäischen Zentralbank, die den von der Bundesbank bekannten einseitigen, nur an Geldwert-Stabilitätskriterien ausgerichteten Kurs nur noch etwas unbeweglicher fortsetzt und eine Zinspolitik des Stillhaltens betreibt, die in der aktuellen Situation restriktiv auf die Konjunktur wirken muß.

Die deutsche Wirtschafts- und Finanzpolitik des letzten Konjunkturzyklus – mit Ausnahme einer kurzen Episode vom Regierungswechsel im Herbst 1998 bis zum Rücktritt Lafontaines im März 1999 – weist dabei durchaus Kontinuität auf: Sie ist von den seit langem in der wirtschaftswissenschaftlichen Lehre und Forschung dominierenden, inzwischen zum Dogma erstarrten neoliberalen Grundauffassungen geprägt, die unter der Regierung Schröder lediglich in einer etwas gedämpften Variante auftreten. Dieses Dogma schließt eine vorrangige Orientierung der wirtschafts- und finanzpolitischen Aktivitäten an den Belangen der Angebotsseite der Volkswirtschaft und damit der Unternehmerseite ein. Es verlangt deshalb in der Praxis vom Staat eine sparsame, ausschließlich auf Haushaltskonsolidierung gerichtete Finanzpolitik, von der Notenbank eine straffe, ausschließlich an monetären Kriterien orientierte Geldpolitik und von Gewerkschaften und Staat eine jederzeit zurückhaltende Lohnpolitik. Dieser Grundorientierung ist die jetzige Bundesregierung seit dem Frühjahr 1999 weitgehend gefolgt. Sie verbannte alle Ansätze einer konjunkturpolitischen Gegensteuerung aus ihrer wirtschaftspolitischen Prioritätenliste und setzte dafür die Konsolidierung des Staatshaushalts durch Senkung der öffentlichen Ausgaben sowie Reformen, mit denen die Systeme der sozialen Sicherung in einer Richtung „modernisiert“ werden, die das bisher geltende Solidaritätsprinzip zugunsten eines stärkeren sozialen Konkurrenzdrucks verdrängt, auf die ersten Plätze.⁸

Im Mittelpunkt des finanzpolitischen Konsolidierungskurses steht dabei die Zielstellung, 2006 einen Bundeshaushalt ohne Neuverschuldung vorzulegen.

⁸ Vgl. Arbeitsgruppe Alternative Wirtschaftspolitik, Memorandum 2001, Köln 2001, S. 17 ff.

Diesem Ziel dient in erster Linie das von Eichel aufgelegte Sparpaket, mit dem innerhalb von fünf Jahren insgesamt 180 Milliarden DM eingespart werden sollen. Dieser sehr einseitige, sich überwiegend als undifferenzierte Kürzungswelle präsentierende Sparkurs hatte schon im vergangenen Jahr dazu geführt, dass keine Schritte getan wurden, um den Aufschwung durch offensive, konsequent auf die Verstärkung der Inlandsnachfrage gerichtete Maßnahmen etwas weniger von den Schwankungen der Auslandskonjunktur abhängig und dadurch robuster zu gestalten. Die Regierung hat dabei selbst die einmalige Chance vertan, die ihr quasi in den Schoß gefallenen zusätzlichen 99 Milliarden D-Mark Einnahmen aus der Versteigerung der UMTS-Lizenzen zumindest zu einem wesentlichen Teil für die Finanzierung gezielter Ausgaben zur Kräftigung der Binnennachfrage einzusetzen.

Auch in der gegenwärtigen, noch weitaus kritischeren Situation, in der nicht mehr die Kräftigung des Aufschwungs, sondern die Milderung des Abschwungs und seiner sozialen Auswirkungen auf der Tagesordnung steht, wird der Sparkurs bisher mit nahezu ideologischer Borniertheit weiter durchgezogen. Eine Finanzpolitik, die ohne Berücksichtigung konjunktureller Bedingungen auf langfristige Sparziele fixiert bleibt, ist aber keineswegs konjunkturneutral, sondern schwächt die Inlandsnachfrage und stimuliert die Abschwungstendenzen. Sollte aber auch noch versucht werden, das konjunkturbedingte Zurückbleiben der Steuereinnahmen hinter den Haushaltsansätzen durch zusätzliche Ausgabenreduzierungen auszugleichen, dann könnte sich dies verheerend auf Gesamtnachfrage und Wirtschaftswachstum auswirken.

Konjunkturelle Abschwächungen oder Krisen sind jedoch keine zur Realisierung von Sparprogrammen geeigneten Situationen, sondern verlangen – nicht zuletzt auch im Interesse der künftigen Haushaltsentwicklung – das genaue Gegenteil, nämlich zusätzliche Ausgaben zur Stützung der Binnennachfrage durch gezielte Maßnahmen. Diese sollten vor allem darauf gerichtet sein, die am Boden liegenden öffentlichen Investitionen wieder etwas in Schwung zu bringen, zur Überwindung der Krise im schwächsten Teil unserer Wirtschaft, dem Bauhauptgewerbe, beizutragen und nicht zuletzt bei der Verbesserung von Standortbedingungen in Regionen Ostdeutschlands durch Investitionen in die dortige Infrastruktur mitzuhelfen.

In den so oft als Vorbild angepriesenen USA wurde zum Beispiel in der ersten Hälfte der 90er Jahre trotz eines bereits vorhandenen hohen Haushaltsdefizits auch in der ersten Zeit der konjunkturellen Belebung keine restriktive Finanzpolitik betrieben und eine weitere Zunahme der Verschuldung in Kauf genommen, solange die gesamtwirtschaftlichen Kapazitäten noch deutlich unterausgelastet waren. Die Haushaltskonsolidierung erfolgte erst dann, als der – auch durch diese expansive Finanzpolitik mit stimulierte – Aufschwung voll auf Touren gekommen war, die Steuereinnahmen kräftig zunahmen und damit der Spielraum für den inzwischen erfolgten Abbau des Defizits vorhanden war. In der gegenwärtigen Krise wird in den USA über die Steuerreform und die Zinssenkungen der Notenbank wieder eine expansive Finanz- und Geld-

politik verfolgt. Die Hoffnungen, die deutsche Regierungsvertreter und Wissenschaftler auf eine baldige Belebung der USA-Konjunktur setzen, verknüpfen sie übrigens meist gerade mit der dort eingeschlagenen Wirtschaftspolitik. Nur für die Binnennachfrage im eigenen Land wollen sie bislang nichts in dieser Richtung tun.

Die Tatsache, dass hierzulande trotz prekärer konjunktureller Situation im Grunde keine Konjunkturpolitik mehr stattfindet, hat viel damit zu tun, dass die vorherrschende angebotsorientierte Herangehensweise sie im Grunde für falsch und überflüssig hält und davon ausgeht, dieses Feld voll den Marktkräften zu überlassen. Das reicht aber nicht aus, um die bisherige Haltung der verantwortlichen Regierungsmitglieder zur Verschlechterung der Wirtschaftslage zu erklären, die man in die Losung „Herunterspielen, Ruhe bewahren, abwarten und hoffen“ kleiden könnte. Einzelne Kollegen, wie Wirtschaftsminister Müller und Niedersachsens Ministerpräsident Gabriel, die vorwiegend versuchten, aus der Front der „ruhigen Hände“ auszubrechen, wurden öffentlich zurückgepfiffen und angewiesen, sich auch weiterhin mit dem Mäntelchen der ökonomischen Ignoranz bedeckt zu halten.

Dieses Verhalten hängt offenbar auch damit zusammen, dass die führenden Kräfte in der Bundesregierung die Verschlechterung der wirtschaftlichen Entwicklung möglichst herunterspielen und aussitzen wollen, weil sie ihnen politisch im Jahr vor den Bundestagswahlen naturgemäß nicht ins Konzept passt. Sie gehen dabei offenkundig von der Einschätzung aus, dies sei nur eine „Konjunkturdelle“, die ausschließlich auf internationale Einflüsse, in erster Linie auf die konjunkturelle Abschwächung in den USA, zurückzuführen sei. Deshalb setzen sie starke Hoffnungen darauf, dass die USA-Konjunktur sich schon bald wieder belebt und dies auch die deutsche Wirtschaft wieder soweit in Gang bringt, dass die derzeitige konjunkturelle Verschlechterung im Wahlkampf kein relevantes Thema mehr ist. Das wäre jedoch ein auf sehr einseitigen Einschätzungen und spekulativen Hoffnungen aufbauendes Konzept.

Möglicherweise nimmt Bundeskanzler Schröder aber auch das Risiko in Kauf, dass die schlechte Wirtschaftslage zwar im Wahlkampf noch ein aktuelles Thema ist, die CDU/CSU aber bis dahin zu schwach bleibt, um regierungsbzw. koalitionsfähig aus den Wahlen hervorzugehen. Dies wäre allerdings nicht nur eine risikoreiche, sondern vor allem eine verantwortungslose Handlungsweise gegenüber denjenigen, die Hauptbetroffene der Krise sind. Nicht ausschließen kann man aber auch, dass Schröders Passivität, wenn seine optimistischen Erwartungen sich nicht erfüllen, Umfrageergebnisse sich verschlechtern und die Wahlen näher rücken, doch noch in einen späten Aktionismus umschlägt, dessen Erfolgsaussichten dann allerdings noch ungünstiger sind als heute.

Andreas Wehr

Die Linken im Europäischen Parlament

Es kommt nicht selten vor, dass ein Anrufer, auf der Suche nach der Fraktion der Grünen im Europäischen Parlament (EP), schließlich zur Fraktion mit dem ungelentken französisch-englischen Namen „Groupe de la Gauche Unitaire Européenne/Nordic Green Left“, abgekürzt GUE/NGL, verbunden wird, denn auch diese Fraktion führt das Wort Grün unübersehbar im Titel. Auch das Fraktionslogo, ein stilisiertes, aufgeklapptes Buch, ist grün und rot gehalten, wobei allerdings das Rot eindeutig überwiegt. Und dies ist ein erster Hinweis darauf, was sich hinter der auch auf deutsch nicht eben sehr eingängigen Bezeichnung „Konföderale Fraktion der Vereinten Europäischen Linken/Nordische Grüne Linke“ tatsächlich verbirgt. Die nur schwer aussprechbare Abkürzung GUE/NGL steht für den Namen der Fraktion der europäischen Linksparteien, der ehemaligen bzw. noch immer sich kommunistisch nennenden Parteien sowie verschiedener linkssozialistischer Gruppierungen.

Eine Fraktion mit 42 Abgeordneten aus 10 Ländern und 15 Parteien

Es sind insgesamt 42 der insgesamt 626 Mitglieder des Europäischen Parlaments, die diese Fraktion bilden. Sie kommen aus 10 Ländern der Europäischen Union (EU)¹ und repräsentieren nicht weniger als 15 Parteien, 13 Parteien davon sind reguläre Mitglieder, von zwei Parteien – den trotzkistischen Organisationen Lutte Ouvrière (Arbeiterkampf, LO) und Ligue Communiste Révolutionnaire (Kommunistische Revolutionäre Liga, LCR) aus Frankreich – sind deren fünf Abgeordnete individuell assoziiert. Gleichfalls assoziierte Mitglieder sind die nicht im Parlament vertretene norwegische Sozialistische Linkspartei (SV) und die zypriotische Fortschrittliche Partei des Werktätigen Volkes (AKEL).² Aus drei Ländern – Frankreich, Italien und Griechenland – sind gleich mehrere Parteien Mitglied. Dies bedeutet aber auch, dass Parteien, die sich in ihren Heimatländern ansonsten heftig befehden, im Europäischen Parlament in einer gemeinsamen Fraktion zusammenarbeiten. Vor allem für die französischen Kommunisten ist diese Situation nicht gerade einfach, müs-

¹ Nur aus Großbritannien, Irland, Belgien, Luxemburg und Österreich sind keine Abgeordnete vertreten.

² Folgende Parteien haben sich in der GUE/NGL zusammengeschlossen, in Klammern die Zahl der jeweiligen Abgeordneten: Niederlande: Sozialistische Partei (1), Dänemark: Sozialistische Volkspartei (1), Finnland: Linksbund (1), Schweden: Linkspartei (3), Griechenland: Kommunistische Partei (3), Koalition der Linken/ Synaspismos (2), Demokratische Sozialistische Bewegung/ DIKKI (2), Italien: Partei der kommunistischen Neugründung (4), Kommunisten Italiens (2), Frankreich: Kommunistische Partei Frankreichs (6), Arbeiterkampf und Kommunistische Revolutionäre Liga (5), Spanien: Vereinte Linke (4), Portugal: Kommunistische Partei Portugals (2), Deutschland: Partei des Demokratischen Sozialismus (6).

sen sie sich doch in der Fraktion mit den Abgeordneten der LO von Arlette Laguiller und der LCR von Alain Krivine arrangieren, die in nationalen Wahlkämpfen kein gutes Haar an ihnen lassen und sie regelmäßig als Revisionisten und „Verkäufer der Arbeiterklasse“ brandmarken. Unter den acht Fraktionen des Parlaments ist die GUE/NGL die fünfstärkste, nach denen der Europäischen Volkspartei, bestehend aus Konservativen und Christdemokraten (233 Mitglieder), der Sozialdemokratischen Partei Europas (180), den Liberalen (51) und den Grünen (48), die allerdings nur aufgrund der Tatsache, dass sie Abgeordnete verschiedener regionalistischer Parteien hinzugenommen haben, vor der GUE/NGL liegen.

Die Geschichte der Fraktion spiegelt die dramatischen Umbrüche wieder, der sich die sozialistische und kommunistische Linke nach dem Ende des realen Sozialismus ausgesetzt sah. Gegründet wurde sie 1989 – neben der bereits bestehenden „Koalition der Linken“ – unter dem Namen „Vereinte Europäische Linke“, der damals vier Parteien angehörten, die damalige Italienische Kommunistische Partei, die Vereinte Linke Spaniens, die Sozialistische Volkspartei Dänemarks (SVP) und die griechische linkssozialistische Koalition der Linken und des Fortschritts/Synasmos. Die einstige Italienische Kommunistische Partei, die heutige Democratisti di Sinistra (DS), die seinerzeit größte und wichtigste Mitgliedspartei, wechselte jedoch schon bald in das Lager der Sozialdemokraten.

Einen Neubeginn gab es nach den Europawahlen 1994. Damals schloss sich die „Vereinte Europäische Linke“ mit der „Koalition der Linken“ zusammen, in der einstmals alle kommunistischen Parteien im Europäischen Parlament organisiert waren, und in der nach 1989 die Kommunisten Frankreichs, Portugals und Griechenlands verblieben waren. Dieser „Koalition der Linken“ gehörten übrigens auch die beiden vom Bundestag mit Beobachterstatus entsandten PDS-Europaabgeordneten an. Nach Jahren der Trennung waren somit 1994 erstmals wieder die Kräfte links von der Sozialdemokratie und den Grünen in einer Fraktion vereint. Ihre einstige Stärke aus den achtziger Jahren, als die Linke im Europäischen Parlament, geführt von den kommunistischen Parteien Italiens, Frankreichs, Spaniens und Portugals sogar zur drittstärksten Fraktion aufsteigen konnte, erreichte sie aber nicht mehr.

Mit der Erweiterung der Union um Schweden, Finnland und Österreich im Jahre 1995 kamen mit dem finnischen Linksbund und der schwedischen Linkspartei zwei Parteien hinzu, die seitdem, zusammen mit der SVP Dänemarks, als "Nordische Grüne Linke" einen eigenen Zusammenschluss in der Fraktion bilden. Das Zusammengehen dieser aus insgesamt fünf Abgeordneten bestehenden Gruppe mit der Fraktion der Vereinten Europäischen Linken stand keineswegs von Anfang an fest. Auch mit den europäischen Grünen hatte sie ursprünglich Verhandlungen über einen möglichen Beitritt geführt.

Schließlich kamen, nach den letzten Wahlen zum Europäischen Parlament 1999, die niederländische Sozialistische Partei, die griechische linkssozialistische Demokratische Sozialistische Bewegung/DIKKI und die deutsche PDS

hinzu. Die ebenfalls neu in das Parlament gekommenen Abgeordneten der trotzkistischen Organisationen LCR und LO aus Frankreich gehören der Fraktion seitdem als assoziierte Mitglieder an.

.... wie sie zusammenarbeiten

Es wäre ein Irrtum zu glauben, dass es sich bei der GUE/NGL um eine Fraktion in einem herkömmlichen Sinne handle. Wer ihr angehört, muss sich nicht automatisch all den Auflagen und Restriktionen unterwerfen, denen sich Parlamentarier üblicherweise konfrontiert sehen, und die sie einzuhalten haben, wollen sie nicht ihre politische Karriere oder gar ihre Parteizugehörigkeit aufs Spiel setzen. In den Fraktionen des Europäischen Parlaments ist das alles anders. Hier gibt es weder Sanktionen bei abweichendem Abstimmungsverhalten, noch müssen schriftliche oder mündliche Anfragen der Abgeordneten zuvor vom Vorstand abgesegnet werden. Zwar ist erst kürzlich ein britischer Konservativer aus der Fraktion der Europäischen Volkspartei aufgrund des Vorwurfs ausgeschlossen worden, er stimme beharrlich mit dem politischen Gegner, doch dies ist eher ein Kuriosum, das man sich bei einer Mandatszahl von über 230 schon mal leisten kann und wird daher kaum Nachahmer finden. Im Europäischen Parlament wird es denn auch zukünftig so sein, wie es im Schulbuch für politische Weltkunde als demokratisches Ideal beschrieben ist: Der Abgeordnete ist weitgehend frei und in seinem Handeln nur seinem Gewissen verpflichtet.

Die Einschränkung „weitgehend“ weist allerdings darauf hin, dass die nationalen Parteien natürlich eine gewisse Aufsicht und nicht selten sogar eine direkte Kontrolle über das Abstimmungsverhalten ihrer Abgeordneten ausüben, zumindest in zentralen Fragen der europäischen Politik. So ist bekannt, dass die britischen Labour-Abgeordneten erst dann definitiv über ihr Verhalten im Parlamentsplenum Auskunft geben können, wenn eine gewisse Mitteilung aus Downing Street eingegangen ist, und auch der Bundeskanzler Schröder sieht es nicht unbedingt gern, wenn die Abgeordneten seiner SPD gegen die von ihm auf Gipfeltreffen mühsam errungenen Kompromisse im Europäischen Parlament Front machen. Die Machtlosigkeit der Fraktionsführungen im europäischen Parlament ist denn auch vor allem dem Umstand zuzuschreiben, dass die Abgeordneten in erster Linie ihren nationalen Parteidelegationen verpflichtet sind, da sie von diesen Parteien ja auch aufgestellt werden und von ihrem Wohl und Wehe bei den Wahlen zum Europäischen Parlament abhängig sind.

Auch die GUE/NGL versteht sich denn als eine konföderale Fraktion, zusammengesetzt aus unterschiedlichsten europäischen Linksparteien. In der Gründungserklärung der GUE vom 14. Juli 1994³ liest sich das so: „Die Konföderale Fraktion der Europäischen Vereinten Linken ist ein Forum für die Koope-

³ The GUE/NGL Constituent Declaration, nachzulesen – allerdings bisher nur in englisch oder französisch - auf der website der Fraktion www.europarl.ep.ec/gue/.

ration der verschiedenen politischen Komponenten, jede von ihnen behält ihre unabhängige Identität und ihre Bindung an die eigene Position.“

Die historischen Erfahrungen der politischen Linken jenseits von Sozialdemokratie und Grünen mit den ihren nationalen Parteien übergeordneten und vorgeetzten „Zentralen“ bzw. „Bruderparteien“ dürfte einiges dazu beigetragen haben, dass dieser Zusammenschluss 1994 so locker und so wenig verbindlich ausfiel. Nur mit Hinweis auf dieses immer noch wache Trauma kann auch der Umstand erklärt werden, dass die europäische Linke es bis heute nicht geschafft hat, eine eigene europäische Partei zu bilden. Das, was die Sozialdemokraten mit ihrer Sozialdemokratischen Partei Europas und die Konservativen und Christdemokraten mit der Europäischen Volkspartei, aber auch die Liberalen und Grünen längst zustande gebracht haben, nämlich ein Zusammenschluss der Parteien in der Europäischen Union mit einem gewissen organisatorischen Standard und ausgestattet mit einer inhaltlichen Minimalposition in Form einer programmatischen Erklärung, ist der Linken bis heute nicht geglückt. Dieser Mangel kann durch die Arbeit der GUE/NGL-Fraktion alleine nicht ausgeglichen werden. Auch das seit 1993 existierende „Forum der Neuen Europäischen Linken“ (NELF), eine Gründung von reformorientierten kommunistischen und linkssozialistischen Parteien, ist kein hinreichender Ersatz für eine solche Partei. Es bietet zwar mit seinen jährlichen Versammlungen eine wichtige Bühne für den Austausch von Positionen unter den verschiedenen Linksparteien, doch eine die Fraktion anleitende Rolle kann es schon deshalb nicht übernehmen, da die Mitgliedschaft im NELF nicht mit der in der GUE/NGL deckungsgleich ist.⁴

Reichlich unverbindlich und wenig konkret wurden in der Gründungsdeklaration von 1994 auch die politischen Zielsetzungen der Fraktion bestimmt. Nach einem Bekenntnis zur europäischen Integration folgt die Einschränkung, dass diese Integration allerdings „in einer anderen Form als dem existierenden Modell angestrebt“ wird: „Wir fordern eine Integration, begründet auf vollständig entwickelter demokratischer Basis, orientiert an dem Übereinkommen, ein neues Modell der Entwicklung anzustreben, das geeignet ist, die wichtigsten Fragen zu lösen.“⁵ Anschließend folgt eine Aufzählung jener wichtigen Fragen, beginnend bei der wachsenden Massenarbeitslosigkeit, über den Respekt vor der Umwelt, der Forderung nach gleichen Rechten für alle Bürger „auf höchstem Niveau“ und endend mit der Notwendigkeit, den Bedürfnissen der Ärmsten in den Mitgliedsländern zu entsprechen und aus diesem Grund ihren

⁴ Obgleich sich die Mitgliedschaft im NELF immer mehr der der GUE/NGL angeglichen hat, gehören die Kommunistischen Parteien Griechenlands, Portugals, die griechische Demokratische Sozialistische Bewegung/ DIKKI und auch die französischen trotzkistischen Organisationen LO und LCR nicht dem NELF an. Einige Mitgliedsparteien des NELF sind hingegen nicht im Europäischen Parlament vertreten: Die Estnische Sozialdemokratische Partei der Arbeit, die Bürgerbewegung des ehemaligen französischen Innenministers Jean-Pierre Chevénements, die Sozialistische Linkspartei Norwegens und die Partei der Arbeit der Schweiz.

⁵ Vgl. GUE/NGL Constituent Declaration, a.a.O., Übersetzung aus dem Englischen – A.W.

Lebensstandard zu sichern. Von einem angestrebten sozialistischen Gesellschaftsziel oder auch nur von einem demokratischem Sozialismus ist in dieser Deklaration an keiner Stelle die Rede. Zu frisch saß wohl noch 1994 der Schock über das abrupte Ende des europäischen Sozialismus. Vergleicht man diese Deklaration mit den oft großartigen historischen Erklärungen der Arbeiterbewegung aus Anlass ihrer Aufbrüche hin zu internationaler Solidarität und Verbrüderung, so ist es nur ein matter Abglanz, was am 14. Juli 1994 in Brüssel beschlossen wurde, in jener Stadt, in der 1899 die II. Internationale der Arbeiterparteien einstmals ihren Sitz nahm.

Eine derart konzipierte Fraktion besitzt nur wenig Möglichkeiten, sich als eigenständige und zusammenführende Kraft bemerkbar zu machen. Aufgrund der gewollten Eigenständigkeit der nationalen Parteidelegationen mangelt es an zwischen den verschiedenen Kräften ausgehandelten Positionsbestimmungen, etwa zu den zentralen Fragen der europäischen Integration.⁶ Finden doch einmal in den Fraktionssitzungen Diskussionen zu diesen Themen statt, was angesichts der Fülle der regelmäßig zu bewältigenden Tagesaufgaben selten genug der Fall ist, so beschränken sie sich in der Regel auf die Darstellung der verschiedenen Positionen bzw. auf das Ausloten der Tiefe der vorhandenen Differenzen. Zudem hat die Fraktionsführung immer darauf zu achten, dass solche Diskussionen nicht zu ungewollten Polarisierungen führen oder gar unüberbrückbare Gegensätze hervorbringen, denn zu schnell könnte die mühsam errungene und weiterhin fragile Einheit der heterogenen Kräfte innerhalb der Fraktion, und damit womöglich am Ende ihr Bestand als solcher, in Frage gestellt sein.

Da die der Fraktion aus den Mitteln des Parlaments für ihre Öffentlichkeitsarbeit bereitgestellten Mittel weitgehend von den nationalen Delegationen verwaltet werden, agiert die GUE/NGL nach außen nur in der von der jeweiligen Partei gewählten Form.⁷ Möglichkeiten, eigenständig – d.h. losgelöst von den Mitgliedsparteien – in die Öffentlichkeit zu wirken, besitzt sie kaum. Sie verfügt weder über ein regelmäßig erscheinendes Organ, noch gibt sie eigenständig irgendwelche Publikationen heraus. Allein über das Internet kann sie sich bemerkbar machen. Von erheblicher Bedeutung ist hingegen ihre Rolle als Organisator oder Mitveranstalter von Herarings, Arbeitstreffen oder Konferenzen. Sei es bei Anhörungen über neue Formen des Menschenhandels und über Gefahren einer europäischen Militärpolitik bei den in diesem Jahr abgehaltenen Studientagen in Göteborg, sei es bei einer Solidaritätskonferenz mit Kuba, wie im Juni 2001 in Berlin oder bei einem Arbeitstreffen der erweiter-

⁶ Gemeinsame Standpunkte der Fraktion werden in den Sitzungswochen des Parlaments oft ad hoc als Gegenentwürfe zu jenen von anderen Fraktionen vorgelegten Erklärungen entwickelt. Meist handelt es sich dabei um solche zu aktuellen außenpolitischen Ereignissen. Diese Erklärungen finden sich in der Sprache des ursprünglichen Entwurfs, daher meist in französisch oder englisch, auf der website der Fraktion.

⁷ Von der PDS-Delegation in der GUE/NGL wird etwa in diesem Rahmen der Informationsdienst „europarot“ herausgegeben, nachzulesen auf der website www.pds-europa.de.

ten Fraktionsführung mit befreundeten Parteien aus den Beitrittsländern. Das personelle und finanzielle Engagement der Fraktion hilft Zusammenhänge innerhalb der europäischen Linken herzustellen bzw. abzusichern.

... was sie inhaltlich trennt und verbindet

Da wäre zunächst das Spannungsverhältnis zwischen Rot und Grün zu nennen. Die Gruppe der skandinavischen Abgeordneten legt – wie es der schon von ihnen gewählte Name Nordische Grüne Linke zum Ausdruck bringt – besonderen Wert auf die Berücksichtigung grüner politischer Positionen in der Politik der Fraktion. Auch die Einfügung des grünen Farbelements in das gemeinsame Logo geht auf ihre Initiative zurück. Vor allem der finnische Linksbund und die dänische Sozialistische Volkspartei verstehen sich als Parteien, die im nationalen Rahmen das grüne Segment abdecken. Ähnlich wie die norwegischen Sozialisten sehen sich die dänischen als einigende politische Kraft, die die Grünen „geschluckt“ hätten, wie es der Vorsitzende der dänischen Volkssozialisten, Nielsson, einmal formulierte. Die in Dänemark gleichwohl existierende und sogar im nationalen Parlament vertretene „Rot/Grüne-Einheitsliste“ wird von ihnen hingegen als Zusammenschluss kommunistischer und trotzkistischer Splittergruppen und nicht als originär grüne Partei betrachtet. Auch die schwedische Linkspartei sieht sich, angesichts der traditionellen Schwäche der sich dort Milieu-Partei nennenden Grünen, als die eigentliche grüne Partei des Landes. Entsprechend fern stehen diesen Parteien Positionen, die von der fortbestehenden Zentralität des Klassenkonfliktes ausgehen, wie sie vor allem die kommunistischen Parteien Griechenlands und Portugals, die französischen trotzkistischen Organisationen LO und LCR aber auch die niederländische Sozialistische Partei vertreten. Letztere hatte sich aufgrund dieser Differenz aus dem niederländischen Parteienbündnis Grün/Links herausgelöst.

Neben der unterschiedlichen Bewertung, der hier als „Klassenfrage“ bezeichneten Fragestellung, welche sozialen Subjekte als Träger künftiger gesellschaftlicher Veränderungen angesehen werden können, kommt als zweiter Gegensatz eine Kontroverse hinzu, die traditionell alle Linksparteien durchzieht, und die auch nach dem Ende des europäischen Sozialismus keineswegs obsolet geworden ist. Es ist dies die Frage nach der Bewertung von Kräften und nationalen Bewegungen, die sich den Weltordnungsvorstellungen des unter amerikanischer Führung stehenden „Westens“ widersetzen. Akut wurde und wird dieser schwelende Konflikt regelmäßig bei Entscheidungen des Parlaments, die das Gebiet des ehemaligen Jugoslawien betreffen, und hier insbesondere die Bewertung der Legitimität des Haager Tribunals. Sie flammt aber auch bei der Bewertung der Menschenrechtssituation in China und im heutigen Russland immer wieder auf. In diesen Fragen waren es wiederholt die Abgeordneten der griechischen Kommunistischen Partei⁸, die sich besonders unver-

⁸ Die Kommunistische Partei Griechenlands nimmt eine zentrale Rolle bei der Organisation der sich als marxistisch-leninistisch verstehenden Internationalen Konferenz der kommunistischen und Arbeiterparteien ein, die im Sommer 2000 ihren Kongress in Athen abhielt. Auch wenn

söhnlich zeigten, sich aber zugleich durch Alleingänge und unabgesprochene Initiativen immer wieder in der Fraktion selbst isolierten.

... wie sie zur europäischen Integration stehen

So wichtig diese Kontroversen im einzelnen Konfliktfall auch immer sein mögen, für eine Fraktion der Linksparteien im Europäischen Parlament von ungleich größerer Bedeutung ist jedoch die Bearbeitung der Fragestellung, wie die europäische politische Linke sich zur gegenwärtig vollziehenden europäischen Integration verhalten soll. Im Mittelpunkt stehen daher folgende ungelöste Probleme, die dringend anzugehen sind, und die wie folgt beschrieben werden können:

- Welche Grenzen und Bedingungen stellt die bereits vollzogene europäische Integration an eine mögliche sozialistische Transformation in einem einzelnen Mitgliedsstaat der EU?
- Ist eine solche isolierte nationale Entwicklung heute überhaupt noch vorstellbar?
- In welchen Politikbereichen kann es zukünftig nur noch ein abgestimmtes Vorgehen der europäischen Linken geben?
- Existiert nach dem Inkrafttreten der Wirtschafts- und Währungsunion überhaupt noch ein Spielraum für nennenswerte nationale Wirtschaftspolitiken?⁹

Dies sind Fragen, auf die die Delegationen der verschiedenen Parteien der Fraktion heute sehr unterschiedliche Antworten geben.

Die generelle Unzufriedenheit aller politischen Gruppen in der GUE/NGL mit einer allgemein als neoliberal und monetaristisch bewerteten Integrationspolitik, wie sie sich insbesondere in der Konstruktion der Wirtschafts- und Währungsunion und dem Stabilitätspakt gemäß den Verträgen von Maastricht und

man generell über die Bedeutung der politischen Ordnungsbegriffe Links und Rechts streiten kann, so ist es aber schlicht nicht nachvollziehbar, wenn Andrea Volkens die Kommunisten Griechenlands – indem sie sie zugleich unzulässigerweise in einen Topf mit den beiden anderen griechischen Parteien wirft – dem rechten Spektrum der Fraktion zurechnet: „Die stärkste Gruppe der Linken Fraktion stellen allerdings die drei griechischen Parteien (KKE, CLP und DIKKI) mit sieben von 35 (tatsächlich sind es 42!, A.W.) Sitzen, die, zusammen mit der finnischen Allianz des linken Flügels (VL), das rechte Spektrum der Fraktion ausmachen.“ Da ist auch nicht verwunderlich, dass die PDS „zusammen mit der schwedischen Vänsterpartiet, der spanischen Vereinigten Linken und den französischen Kommunisten den linken Rand des Spektrums der Fraktion“ bilden sollen. Das von Volkens gewählte Vorgehen, die politischen Parteien allein aufgrund ihrer eigenen Programmatik im politischen Spektrum einzuordnen, führt hier erkennbar zu vollständiger Verwirrung, da es jeden Bezug zur Realität verliert. Vgl.: Andrea Volkens, Dritte Wege in Europa – Chancen für linkssozialistische Parteien?. In: Die PDS im Parteiensystem. Herausgegeben als Schriften 4 der Rosa-Luxemburg-Stiftung von Michael Brie und Rudolf Woderich, Berlin 2000, S.126 ff.

⁹ Vgl. zu den europapolitischen Aufgabenstellungen einer Programmdiskussion der PDS: Andreas Wehr, Europäische Union, in: 13 Wortmeldungen zur PDS-Programmdiskussion, Beilage zu Z 46, Juni 2001, S.43 ff.

Amsterdam darstellt, kann dabei noch als Konsens vorausgesetzt werden. Unterschiedlich, wenn nicht sogar gegensätzlich, sind jedoch die Antworten darauf, wie bzw. ob überhaupt im Rahmen der gegenwärtigen Europäischen Union diese Situation grundlegend verändert werden kann. Verschieden bewertet wird mithin die Frage, ob ein linkes europäisches Projekt überhaupt realisierbar ist. Erkennbar werden diese gegensätzlichen Einschätzungen innerhalb der Fraktion immer dann, wenn Entscheidungen zu integrationspolitischen Weichenstellungen zu treffen sind, etwa bei den Abstimmungen des Parlaments über die europäische Grundrechtecharta oder über die Bewertung des Vertrages von Nizza.¹⁰

Der *Vertrag von Nizza* wurde, mit Ausnahme der dänischen Volkssozialisten, von allen nationalen Delegationen in der Fraktion abgelehnt. Die zustimmende Haltung der Volkssozialisten, die in den letzten zehn Jahren nicht nur die Verträge von Maastricht und Amsterdam kategorisch abgelehnt hatten, sondern auch mehrere nationale Referenden in Dänemark über sie mit zu erzwingen halfen, mag auf den ersten Blick hin überraschen. Ihre Position ist dennoch logisch und konsequent und stellt eine Fortsetzung ihrer bisherigen Europapolitik dar. Der Vertrag von Nizza wird so gut wie keine Fortschritte bei der Vertiefung der Integration zur Folge haben, und die SVP hält eine solche Vertiefung der Union auf ihrer gegenwärtigen undemokratischen Grundlage denn auch für verfehlt. Zugleich schafft der Vertrag die Minimalvoraussetzungen für die Erweiterung der Union, die von den dänischen Volkssozialisten als die wichtigste Aufgabenstellung der Union für die nächsten Jahre angesehen wird.¹¹

Hinter der ablehnenden Haltung aller übrigen Delegationen der Fraktion verbargen sich aber zum Teil ganz unterschiedliche, ja gegensätzliche Motivationen. Die Vertreter der kleineren Parteien lehnen den Vertrag ab, da in ihm vorgesehen ist, die Anzahl der Europaabgeordneten – mit Ausnahme Deutschlands – zu verringern, und dies hieße für einige dieser Parteien, dass sie zukünftig nur noch mit einem oder bestenfalls mit zwei Abgeordneten dabei sein würden.¹² Die PDS hingegen bemängelte am Vertrag die ausgebliebenen inte-

¹⁰ Da sich in anhand dieser beiden Abstimmungen sehr gut die unterschiedlichen Linien innerhalb der Fraktion in der Frage der weiteren Integration aufzeigen lassen, sollen sie im Folgenden eingehender betrachtet werden. Doch auch in den fraktionsinternen Debatten über das dänische Nein zum Beitritt in die Eurozone und aus Anlass der irischen Ablehnung des Vertrags von Nizza ließen sich diese Fronten gut erkennbar herausarbeiten.

¹¹ In einem Statement der Sitzung des Zentralkomitees der SF am 6. und 7. Januar 2001 heißt es unter der Überschrift „SF sagt Ja zum Vertrag von Nizza und einem Referendum“: „Der Vertrag ist ohne Zweifel ein Erweiterungs-Vertrag. Im Vertrag werden neue Festlegungen bei Punkten getroffen, deren Veränderung unzweifelhaft politische Voraussetzung für die Zustimmung der EU-Länder zur Erweiterung sind. Es wird unmittelbar deutlich aus der Präambel, dass der Vertrag die EU-Erweiterung vorbereiten soll, und ähnliche Veränderungen bei der Stimmenverteilung nach Ländern im Ministerrat und der Sitzverteilung im Europa-Parlament verfolgen eindeutig dieses Ziel.“ (Übers. aus dem Englischen: Red.)

¹² Dieses Argument stellten etwa die Vertreter der KP Portugals, der Sozialistischen Partei der Niederlande und der Vertreter des finnischen Linksbundes in den Mittelpunkt ihrer Argumentation.

grationspolitische Schritte, vor allem den in Nizza nicht erreichten generellen Übergang zum Mehrheitsverfahren bei Abstimmungen im Europäischen Rat, mit Ausklammerung lediglich der Sicherheitspolitik.¹³ Diese Haltung wurde in der Fraktion nur von wenigen geteilt. Im Vorfeld des Gipfels von Nizza hatte etwa die Nichtregierungsorganisation ATTAC darauf aufmerksam gemacht, dass die Erteilung eines Verhandlungsmandats für die Kommission in Fragen der Dienstleistungen, des Urheberrechts und Investitionen z.B. gegenüber der WTO nicht in ein Mehrheitsverfahren gehört, da damit die Position der französischen Linksregierung unterminiert werden würde, die sich dafür einsetzt, Kultur nicht zu einem beliebigen Handelsgut in der globalisierten Wirtschaft verkommen zu lassen. Diese Beispiele zeigen, dass es darauf ankommt, die Bereiche einzeln zu benennen, für die Mehrheitsentscheidungen auf europäischer Ebene gesucht werden sollen und zugleich diejenigen hervorzuheben, welche auf keinem Fall vergemeinschaftet werden dürfen.¹⁴

Deutlich erkennbar wurden diese gegensätzlichen Urteile bei der Abstimmung des Parlaments über den Bericht Mendez de Vigo/Seguro am 31. Mai 2001 zum Vertrag von Nizza, in dem er zwar als unzureichend kritisiert wurde, allerdings in der klaren Perspektive einer geforderten Vertiefung der europäischen Integration. Während der Bericht von fast allen Abgeordneten der Sozialdemokraten, der Europäischen Volkspartei, freilich mit Ausnahme der dort organisierten britischen Konservativen, der Liberalen und der klaren Mehrheit der Grünen befürwortet wurde, stimmten nur sieben Abgeordnete der GUE/NGL ihm zu, vierzehn votierten mit Nein, während sich zehn, unter ihnen der Fraktionsvorsitzende Francis Wurtz, enthielten.¹⁵

Ein ähnliches Bild ergab die Abstimmung über die *europäische Grundrechtecharta* aus Anlass der Entscheidung über den Bericht Duff/Voggenhuber am 14. November 2000, in dem die Charta ausdrücklich begrüßt wurde und ihre Aufnahme in die europäischen Verträge gefordert wurde. Unter den 410 Befürwortern befanden sich nahezu alle Abgeordneten der Sozialdemokraten, der Europäischen Volkspartei, auch hier wieder mit Ausnahme der jede europäische Grundrechtecharta ablehnenden britischen Konservativen, der Liberalen, die Mehrheit der Mandatsträger der Grünen, aber nur zehn Abgeordnete der GUE/NGL. Siebzehn von ihnen gehörten zu den 93 Nein-Stimmen im Parlament, sechs enthielten sich und einige zogen es vor, trotz ihrer physischen Anwesenheit überhaupt nicht abzustimmen. Zu dieser Form der Enthaltung neigten vor allem die Abgeordneten der auf der offenen Liste der französischen Kommunisten ausgerechnet unter dem Namen „Bouge l'Europe“, was

¹³ Vgl. Uwe Hixsch/Sylvia-Yvonne Kaufmann, Nein zum Vertrag von Nizza, Ja zur Erweiterung der Europäischen Union – die europäische Einigung droht am Nationalen zu zerbröseln, in: Disput 1/2001.

¹⁴ Vgl. zu dieser Auseinandersetzung auch Andreas Wehr, Probleme der Globalisierung. Über das allmählich sich wandelnde Verhältnis der Europäischen Union zu ihren Mitgliedsländern, in: Z 45, März 2001, S. 56-69

¹⁵ Vgl. Protokoll der Sitzung des Europäischen Parlaments am 31. Mai 2001.

auf deutsch so viel heißt wie „Beweg Dich, Europa“, in das Parlament gekommenen Abgeordneten.¹⁶

Den eine weitere Vertiefung und eine fortschreitende Integration ablehnenden Pol der Meinungsbildung besetzten die skandinavischen Parteien, zusammen mit den griechischen und den portugiesischen Kommunisten, dem Abgeordneten der niederländischen Sozialisten sowie den französischen Trotzkisten, Parteien mithin, die ansonsten herzlich wenig miteinander verbindet. Bei der Abstimmung über die Grundrechtecharta kamen noch die vier Abgeordneten des italienischen Partito della Rifondazione Comunista als Kritiker hinzu. Auch die der Vereinten Linken Spaniens fanden sich nicht bei den Ja-Stimmen.

Die skandinavischen Parteien lehnten die Charta von Beginn an ab, da sie in ihr vor allem einen weiteren Schritt hin zu einem föderalen Europa sehen, in dessen Folge lediglich die Souveränitätsrechte der Nationalstaaten geschwächt werden. Diese Kritik sollte nicht als eine bloß nationalistische Haltung bewertet oder diffamiert werden, ist sie doch Ausdruck einer durchaus Ernst zu nehmenden Überzeugung, dass es hier um die Verteidigung der Demokratie und insbesondere der demokratischen Teilhabrechte der arbeitenden Bevölkerung geht, wie sie sich in den skandinavischen Sozialstaaten herausgebildet haben.¹⁷ Diese Einschätzung liegt auch der Europapolitik der drei skandinavischen Parteien in ihren Heimatländern zugrunde, sei es bei der Ablehnung der dänischen SVP und des finnischen Linksbundes gegenüber der Einführung des Euro oder die weiterhin von der schwedischen Linkspartei erhobene Forderung nach einem Austritt Schwedens aus der Europäischen Union.¹⁸

Der überwiegende Teil der Mitgliedsparteien der Fraktion lehnte hingegen den Entwurf der Charta nicht aus prinzipiellen Gründen, sondern aufgrund der

¹⁶ Die offizielle Haltung der KPF gegenüber der Grundrechtecharta lief auf eine Ablehnung der Anfang Oktober 2000 vorgelegten Fassung, verbunden mit der Forderung nach erneuter Aufnahme der Verhandlungen hinaus. In einer Presseerklärung des Sekretariats der KPF für internationale Beziehungen vom 23. Oktober 2000 hieß es zur Grundrechtecharta: „Sie wäre zu begrüßen, wenn ihr Inhalt es ermöglichen würde, die Europäische Union nicht einfach als einen großen Wirtschaftsmarkt, sondern als eine Gemeinschaft humaner Werte zu verstehen. Das ist aber nicht der Fall bei dem Projekt, das von den Stats- und Regierungschefs in Biarritz vor einigen Tagen verabschiedet wurde. Die Information und Mobilisierung der Bürger muss verstärkt werden, um sicherzustellen, dass die Arbeit an der Charta auf neuer Grundlage auf europäischer Ebene bis zur Tagung von Nizza, und wenn notwendig, auch darüberhinaus wieder aufgenommen wird, insbesondere mit dem Ziel der Berücksichtigung der Erwartungen der Bürger und der sozialen Bewegungen.“ (Übers. aus dem Englischen: Red.)

¹⁷ Der Abgeordnete des finnischen Linksbundes, Esko Seppänen, arbeitet aufgrund dieser Überzeugung sogar in der fraktionsübergreifenden Gruppe „SOS Democracy“ mit, deren Zielsetzung er wie folgt beschreibt: „Ziel dieser fraktionsübergreifenden Gruppierung ist die Verteidigung der einzigen bekannten Form von Demokratie, der Demokratie im Rahmen der Nationalstaaten.“ In: www.kaapeli.fi/seppanen/English/CV2000.htm. (Übers.: Red.)

¹⁸ Vgl. zu den euroskeptischen Positionen der skandinavischen Parteien die mit Unterstützung der niederländischen Sozialistischen Partei, der dänischen Volkssozialisten und der schwedischen Linkspartei auf Englisch erstellte Internetzeitschrift „spectre“ (www.spectrezone.org).

Schieflage des Textes zulasten sozialer Rechte ab, da er nicht einmal soziale Staatszielbestimmungen enthält, wie sie in einer Reihe nationaler Verfassungen zum Teil schon seit Jahrzehnten festgeschrieben sind. Diese Kritiker hätten aber durchaus auch zu einer anderen, letztlich positiven Bewertung gelangen können, wie sie etwa der Europäische Gewerkschaftsbund (EGB) vornahm, der in dem Chartaentwurf einen „wichtigen Schritt zur Förderung eines sozialen Europas und eines Europas der Bürger“ sieht, der „einen Mehrwert gegenüber der aktuellen Lage darstellt“.¹⁹ Eine solche Position, wie sie auch die PDS-Abgeordnete Sylvia-Yvonne Kaufmann einnahm, die als Vizepräsidentin der Delegation des Europäischen Parlaments Mitglied des Konvents für die Ausarbeitung der Grundrechtecharta der Europäischen Union war, blieb aber in der Fraktion in der Minderheit. Auf der Seite der Befürworter befanden sich lediglich die zwei Abgeordneten der griechischen Koalition der Linken und des Fortschritts, Mihail Papayannakis und Alexandros Alvanos, sowie Dimitros Koulourianos von der griechischen Demokratischen Sozialistischen Bewegung, Armando Cossuta von der Partei der Italienischen Kommunisten, Alonso Puerta von der Vereinten Linken Spaniens und fast alle Abgeordnete der PDS.²⁰

Die beiden Abstimmungen über den Vertrag von Nizza und über die europäische Charta der Grundrechte können durchaus als Gradmesser für die Bereitschaft der Parteien der europäischen Linken genommen werden, inwieweit sie bereits sind, dem gegenwärtigen vom Rat und der Kommission vorgehenden Integrationskurs zu folgen. Und hier ist eine offensichtlich wachsende Zurückhaltung festzustellen. Gehörten die spanischen Abgeordneten der Vereinten Linken und die italienischen der Partei der Kommunistischen Wiedergründung bei der Abstimmung über den Euro am Beginn der neunziger Jahre noch zu jenen Kräften, die sich der Stimme enthielten, um diesem Projekt zumindest eine Chance zu geben, so stimmten die Vertreter dieser beiden Parteien nun nahezu geschlossen sowohl gegen den Entwurf der Charta als auch gegen eine Wertung des Vertrages von Nizza, der diesen vor allem aufgrund seiner unzureichenden integrationspolitischen Fortschritte kritisiert. Lediglich die beiden Abgeordneten der Koalition der Linken und des Fortschritts Griechenlands gehörten schon seinerzeit sowohl zu den wenigen Befürwortern der einheitlichen europäischen Währung und zählten jetzt auch zu den Unterstützern der Stellungnahme des Parlaments zu dem Vertrag von Nizza als auch des vorgelegten Textes der Grundrechtecharta. Die erst seit den Wahlen 1999 im Europäischen Parlament vertretene PDS formulierte wohl noch zu Beginn der

¹⁹ Vgl. Stellungnahme des EGB vom 25./26. Oktober 2000, zitiert nach: Sylvia-Yvonne Kaufmann (Hrsg.), Grundrechtecharta der Europäischen Union, Mitglieder und Beobachter des Konvents berichten, Bonn, 2001, S. 74.

²⁰ Allerdings mit Ausnahme von Hans Modrow, der sich bei der Abstimmung über die Grundrechtecharta enthielt und gegen den Bericht über den Vertrag von Nizza stimmte. Auch der PDS-Abgeordnete Helmuth Markov stimmte in der Abstimmung über den Bericht zu Nizza mit Nein, vgl. Protokoll der Sitzung des Europäischen Parlaments vom 31. Mai 2001.

neunziger Jahre als Gruppe im Deutschen Bundestag eine vehemente Kritik an der Einführung des Euros und der Wirtschafts- und Währungsunion, gehört aber nun, im Europäischen Parlament, zu den „Europaoptimisten“.²¹

In der wachsenden Skepsis innerhalb der GUE/NGL dürfte sich eine Bewertung der gegenwärtigen Integrationspolitik widerspiegeln, wie sie etwa von Hans-Jürgen Bieling und Frank Deppe beschrieben wird: „Die Paradoxie scheint darin zu bestehen, dass auf der einen Seite die integrationspolitischen Großprojekte der 90er Jahre – die WWU und die Einführung des Euro, die Vorbereitung der Osterweiterung und die GASP (inkl. der Sicherheitspolitik) – nicht gefährdet sind bzw. fristgerecht realisiert werden, dass aber in dem Maße, wie durch die Realisierung dieser Projekte die ökonomische und monetäre Verflechtung zunimmt, die Projekte der politischen Integration geschwächt werden und die Perspektive einer Sozialunion immer weiter an den Rand gedrängt wird.“²²

... und was sie nach der Erweiterung der Union erwarten können

Wie wird sich die politische Zusammensetzung des Europäischen Parlaments nach der Erweiterung verändern? Werden die Linken von der Ausdehnung der Union in einen Raum hinein profitieren, der gut vierzig Jahre von sozialistischen Gesellschaftsentwicklungen geprägt war? Schließlich ist ja auch mit der deutschen Vereinigung in Form der PDS eine in den neuen Bundesländern gut verankerte Linkspartei neu in das politische Spektrum der Bundesrepublik gekommen. Auf der Ebene der Europäischen Union wird sich dies aber nicht wiederholen. Sieht man einmal von der besonderen Situation in der Tschechischen Republik ab, in der die Kommunistische Partei Böhmens und Mährens eine der stärksten politischen Kräfte ist, fristen in Mittelost- und Osteuropa die sich mit der heutigen GUE/NGL-Fraktion verbunden fühlenden Parteien nur ein Randdasein. Was dort von den ehemals regierenden kommunistischen Parteien übrig geblieben war, hat sich längst zu sozialdemokratischen Parteien gehäutet und wird nach dem Beitritt ihrer Länder die Fraktion der SPE verstärken. Aber auch die Konservativen und selbst die Liberalen werden parteipolitisch von der Erweiterung profitieren. Neben dem Zuwachs aus der Tschechischen Republik wird die linke Fraktion mit Sicherheit aber nur Verstärkung durch Abgeordnete der zypriotischen Fortschrittlichen Partei des Werktätigen Volkes (AKEL) erhalten, die inzwischen zur stärksten Partei des Landes geworden ist. Einzelne Abgeordnete könnten noch aus Ungarn und Polen hinzu-

²¹ Der Begriff „Europaoptimisten“ wird hier im folgenden Sinne verwandt: „Die Optimisten überschätzen das Delor'sche Projekt als den Beginn einer neuen Phase des 'sozialen Fortschritts', d.h. der Schaffung von Grundlagen einer europäischen Sozialpolitik und eines europäischen Systems der Arbeitsbeziehungen.“ Vgl. Hans-Jürgen Bieling/Frank Deppe, Europäische Integration und industrielle Beziehungen: Gewerkschaftspolitik in der 'Regime-Konkurrenz', in: Europa der Linken, Supplement der Zeitschrift Sozialismus 4/2001, S. 27.

²² Hans-Jürgen Bieling/Frank Deppe, a.a.O., S. 23.

kommen, vorausgesetzt die polnische Union der Arbeit und die ungarische Arbeiterpartei überwinden bei den Wahlen zum Europäischen Parlament die dort geltenden 5%-Hürden, was beiden Parteien allerdings bei den letzten nationalen Wahlen nicht gelang.

Legt man die im Vertrag von Nizza vereinbarte Verteilung der Sitze im Parlament nach Abschluss der Erweiterung, mit der die Zahl der Mandate von gegenwärtig 626 auf 732 (allerdings nur bei einer Aufnahme auch von Bulgarien und Rumänien und ohne Berücksichtigung der Türkei) steigen soll, einer Schätzung der zukünftigen Stärkeverhältnisse der Fraktionen zugrunde, so ist zu erwarten, dass die konservative Europäische Volkspartei mit 277 Mandaten (gegenwärtig 233) und die Sozialdemokratische Partei Europas mit 223 (heute 180) weiterhin die mit Abstand größten Blöcke bleiben werden. Auf europäischer Ebene wird sich daher der Trend hin zu einem Zwei-Parteien-System verstärken. Die Liberalen bleiben dritte Kraft mit 76 (heute 51) Mandaten. Die Grünen würden ihre Rolle als viertstärkstes Bündnis mit nur noch 36 Abgeordneten, statt gegenwärtig 48, an die Vereinte Linke abgeben müssen, die sich leicht auf 45 Mandate verbessern könnte.²³

Obwohl eine Reihe kleinerer Parteien aus den heutigen Mitgliedsländern, aufgrund der Verringerung der Mandate für alle gegenwärtigen EU-Staaten, in das zukünftige Parlament nicht mehr einziehen werden, wird sich allein die Zahl der insgesamt dort vertretenen Parteien von heute 120 auf dann wahrscheinlich 180 erhöhen. Die Gruppe der Mitgliedsparteien in der GUE/NGL wächst womöglich auf 18 bis 20. Man sieht allein an Hand dieser Zahlen: Die Zusammenführung der europäischen Linken jenseits von Sozialdemokratie und Grünen bleibt auch in Zukunft ein schwieriges Feld.

²³ Diese Berechnungen stützen sich für die gegenwärtigen EU-Mitgliedsländer auf die Ergebnisse der Wahlen zum Europäischen Parlament 1999 und bei den 12 Beitrittsstaaten auf eine Auswertung der letzten nationalen Wahlen und sind einer von der schwedischen Linkspartei erstellten Studie (The Political Composition of a Future European Parliament with 27 Member States, Bussels 1st of February) entnommen. Da der Beitrittszeitpunkt der Bewerberstaaten aber noch nicht feststeht, und bis dahin in den politischen Landschaften dieser Länder noch manche abrupte Veränderungen zeigen können - siehe etwa der kometenhafte Aufstieg der Zarenpartei vor kurzem in Bulgarien - können diese Berechnungen nur als Trendaussagen genommen werden.

Sozialisten und Kommunisten in Europa

Zwischen sozialistischer Programmatik und Reformpolitik

Der Zweck der Ausführungen läßt es angeraten sein, die bestehenden Unterschiede zwischen Kommunisten und Sozialisten zu ignorieren, sofern die einen wie die anderen im Sinne des Kommunistischen Manifests ihre Grundposition als antikapitalistisch und ihr programmatisches Ziel als postkapitalistisch, eben als sozialistisch definieren. (Einige europäische sozialistische Parteien, die sich in diesem Sinne nicht als antikapitalistisch definieren, wie etwa die Sozialistische Partei Frankreichs, werden hier deshalb nicht behandelt.)

Das Thema selbst wirft mehr Fragen auf, als der heutige Erkenntnisstand und die vorhandenen Vorstellungen der in Frage kommenden Parteien zu beantworten erlauben. Geht man dem konkreten Inhalt des kommunistischen und sozialistischen Selbstverständnis der jeweiligen Parteien nach, so zeigt sich eine Vielzahl ganz unterschiedlicher Positionen und unzureichend solider Antworten – ein Gegenstand heftiger Kontroversen und Spaltungen. Dies hängt auch mit unterschiedlichen Sichten auf die Niederlage des „realen“ Sozialismus, dem Rückstand im marxistischen Denken, mit einer verbreiteten Mißachtung von Theorie überhaupt und deshalb mit generellen Theorie-Defiziten, mit der Krise des überlieferten Fortschrittsverständnisses und dem beträchtliche Verlust an politischem Einfluß und Aktionsfähigkeit sowie mit den unterschiedlichen Schlußfolgerungen für die aktuelle Politik und die anzustrebende Perspektive zusammen, ganz zu schweigen von der fortbestehenden Rechthaberei, Besserwisserei und den Polarisierungsbestrebungen unter den Linken.

Zu den konkreten historischen Bedingungen für sozialistische Politik und Programmatik

Wesentlich für das Verständnis der Situation ist es, sich klar zu machen, unter welchen allgemeinen Bedingungen heute sozialistische und kommunistische Parteien politisch wirken müssen. Obwohl sich Aspekte der folgenden Überlegungen aus Materialien vieler Parteien ableiten lassen, besteht hierüber keineswegs Einmütigkeit:

Erstens: Wohl alle sozialistischen Kräfte befinden sich in einer mehr oder weniger tiefen *Krise*, im Zustand der *Zersplitterung* und der *Defensive*, und zwar keineswegs erst seit dem Zusammenbruch der sozialistischen Ordnungen in Europa. Allerdings hat dieser Zusammenbruch die schwerste Niederlage ihrer Geschichte verursacht. Aus dieser Erfahrung müssen ernsthafte Konsequenzen gezogen werden. Deshalb betrachten es viele Parteien als eine vorrangige Aufgabe, sozialistische Theorie, Strategie und Politik neu zu erarbeiten bzw. zu formulieren und zu begründen.

Zweitens: Viele Parteien machen auf einen *kardinalen Widerspruch* aufmerk-

sam, der ihre Politik maßgeblich beeinflusst: Wie nie zuvor wären im Interesse der ganzen Menschheit antikapitalistische, das heißt sozialistische Lösungen dringend notwendig. Doch sind hierfür zunächst weder das erforderliche kämpfwillige und kampfbereite Kräftepotential noch die erforderliche strategische und programmatische Klarheit gegeben.

Drittens: Sozialistische Politik muß offenbar für eine längere Zeit unter den Bedingungen eines Kapitalismus betrieben werden, der weltbeherrschend geworden ist, dessen Entwicklungspotenzen keineswegs erschöpft sind, der aber fortwährend bedrohliche globale Widersprüche produziert, die die Welt, falls keine Alternative durchgesetzt wird, in ein Chaos, in eine Katastrophe, in die Barbarei stürzen können.

Viertens: Alle diese Parteien sind mit der Aufgabe konfrontiert, den Spagat zwischen sozialistischer Zielstellung und aktueller Politik zu bewältigen. Wollen sie ihrer *Identität* treu bleiben und ihrer historischen Verantwortung gerecht werden, müssen sie unbeirrt programmatisch auf Sozialismus als Alternative zum Kapitalismus orientieren. Gleichzeitig müssen sie pragmatisch aktuelle (Reform-) Politik im Rahmen der herrschenden kapitalistischen Gesellschaft betreiben.

Auf der Suche nach einer neuen Identität

Die meisten Parteien, die aus der alten kommunistischen Bewegung hervorgegangen sind, sind noch immer in einem widerspruchsvollen, längst nicht abgeschlossenen Prozeß bestrebt, den gegebenen Bedingungen gerecht zu werden. Wesentlich hierfür ist auch, daß sie einem sozialen, politischen und weltanschaulichen Strukturwandel unterliegen, der ihre politische Identität verändert. Auch verringern sich die Mitgliederzahlen und der Wählereinfluß vieler Parteien. Die PDS als Nachfolgepartei der SED zum Beispiel hat weniger als ein Zwanzigstel der früheren Mitglieder. Besonders ins Gewicht fällt, daß sie kaum noch in der Arbeiterklasse verwurzelt ist, also aufgrund der sozialen Zusammensetzung der Mitgliedschaft eigentlich keine Arbeiterpartei ist. Übrigens war bereits in den 70er Jahren der Arbeiteranteil der großen westlichen Parteien FKP und IKP nicht höher als 40 bzw. 30 Prozent.

Die meisten der in Frage kommenden Parteien sind *pluralistisch*. Das heißt: Von ideologischer Geschlossenheit wie bei den früheren kommunistischen Parteien kann keine Rede mehr sein. Da hierfür nicht nur subjektive Ursachen existieren, sondern vor allem objektive, muß die innerparteiliche Pluralität für heutige sozialistisch-kommunistische Parteien als normal angesehen werden. Die Parteien müssen nunmehr aus dieser realen Pluralität heraus zu dem erforderlichen einheitlichen Selbstverständnis, zu einem von allen akzeptierten Programm und zu einer wirksamen einheitlichen sozialistischen Politik gelangen. Dies verlangt Konsensbildung mit einer entsprechenden Diskussionskultur und mit Dialogfähigkeit aller Komponenten der Partei, was bekanntlich der bisherigen kommunistischen Tradition fremd war. Doch mangelt es bisher an dieser erforderlichen Fähigkeit bzw. Bereitschaft.

Positionsbestimmungen zwischen Kapitalismus und gescheitertem Sozialismus

Um ihre Position und ihre Programmvorstellungen näher zu bestimmen, gibt es in den Parteien Erörterungen *erstens* darüber, wie der heutige Kapitalismus beschaffen ist und welches seine Entwicklungstendenzen sind, und *zweitens*, wie der gescheiterte Sozialismus sowjetischer Prägung einzuschätzen ist, worin seine historischen Verdienste und Errungenschaften und worin seine Unzulänglichkeit sowie die Ursachen seines Scheitern liegen. Einheitliche Meinungen hierzu gibt es vorerst nicht. Erwähnt seien nur einige Äußerungen von Parteien:

Zum ersten Bezugspunkt, dem Wesen des Kapitalismus: Alle Parteien bieten Analysen der ökonomischen Widersprüche, der Demokratiedefizite, der sozialen Probleme im gegenwärtigen Kapitalismus, so in bezug auf die Auswirkungen der Globalisierung auf die einzelnen Länder, die Massenarbeitslosigkeit, die wachsende Differenzierung in arm und reich, die Korruption und Kriminalität, die Bildungsmisere usw., um ihre Reformziele und Alternativprogramme zu begründen. Die Erscheinungsformen aller dieser Probleme werden mehr oder weniger detailliert dargestellt und die Veränderungen in der Daseins- und Funktionsweise des Kapitalismus kenntlich gemacht. (Auf entsprechende Zitate aus den Dokumenten der Parteien kann hier verzichtet werden. Einen guten Überblick bietet Heft 3/2000 von PDS International zum Thema „Linke Parteiprogramme. Eine Dokumentation“.)

Zur Kapitalismuskritik der Parteien gehört selbstverständlich auch ihr Verhältnis zur europäischen Integration, zur Europäischen Union. Kritisiert wird vor allem der von den Monopolen bestimmte neoliberale Charakter der Integration, die Tendenzen der Militarisierung der EU, das Fehlen der sozialen Komponente, der Mangel an Demokratie usw. Bis auf die Linkspartei Schwedens, die den Austritt ihres Landes aus der EU fordert, befürworten die anderen Parteien die europäische Integration grundsätzlich, während sie gleichzeitig Alternativprogramme zu ihrer Reform unterbreiten.

Die Analysen der kapitalistischen Realität in der Gegenwart weisen noch immer erhebliche Lücken auf. Es fehlen konkrete Untersuchungen zur Funktionsweise der politischen Systeme, des Verhältnisses von ziviler Gesellschaft und Staat, zu den sozialen und Machtstrukturen, zu den herrschenden Eigentumsverhältnissen. Wie steht es heute um die Klassengesellschaft? Wie ist die soziale und Klassenstruktur beschaffen? Welche ökonomische, soziale und politische Bedeutung besitzen die Mittelschichten? Zu bedenken ist zum Beispiel auch, daß eine Streuung des kapitalistischen Eigentums im Gange ist, die bei vielen Werktätigen Abhängigkeit und Interessiertheit in bezug auf das Eigentum erzeugt. Geht es heute noch immer primär um die Veränderung der Eigentumsverhältnisse im Verhältnis zur Produktionsweise oder muß es nicht in erster Linie um die Überwindung der Logik, der Gesetze der kapitalistischen Produktionsweise gehen, denen die Eigentumsverhältnisse nicht übergeordnet, sondern untergeordnet sind?

Zum zweiten Bezugspunkt, zum gescheiterten Sozialismus: Es besteht mehr oder weniger Übereinstimmung, daß das Modell des „realen“ Sozialismus sowjetischer Prägung **untauglich** ist und daß in seinen objektiven, systembedingten und seinen subjektiven Defiziten die Hauptursachen seines Scheiterns liegen. Es dominiert die Erkenntnis, daß ein künftiger Sozialismus keine Fortsetzung oder gar Wiederholung des gescheiterten sein kann. Dieser selbstkritische Prozeß der Beurteilung des Positiven und des Negativen des gescheiterten „realen“ Sozialismus, dessen, woran man anknüpfen kann und wovon man sich lossagen muß, ist allerdings noch immer in vollem Gange, verbunden mit unterschiedlichen Schlußfolgerungen. **Hierzu einige Beispiele:**

Bulgarische Sozialistische Partei:

„Das Überdenken des Scheiterns des Sozialismus ist eine schwere erkenntnistheoretische, gesellschaftliche und politische Aufgabe. Sie kann nicht schnell und kurzfristig zum Erfolg geführt werden. Zeit ist erforderlich, ernsthafte Diskussionen, die Entwicklung des gesellschaftlichen Denkens.“¹

Französische Kommunistische Partei:

„Die russische Revolution wurde zum Träger des Traums und der Hoffnung auf eine Gesellschaft der Gerechtigkeit. Die Gesellschaften sowjetischen Typs haben bedeutende soziale Fortschritte ermöglicht, einen entscheidenden Beitrag zum Sieg über den Nazismus geleistet, den progressiven Bewegungen Hilfe erwiesen, den Imperialismus der kapitalistischen Großmächte in Schach gehalten. Aber sie haben Herrschaftssysteme reproduziert und Staaten der Unterdrückung hervorgebracht, die die Menschenrechte mit Füßen traten und Millionen von Toten zu verantworten haben. Von diesem Schicksal wurden auch viele Kommunisten nicht verschont. Diese Systeme haben weder die Emanzipation des Individuums und die Überwindung des Kapitalismus, noch die Vollendung einer kommunistischen Gesellschaft ermöglicht. Weit entfernt von dem demokratischen Anspruch, wurde in der UdSSR und in den Ländern des ‚sozialistischen Lagers‘ eine staatsorientierte bürokratische Gesellschaft geschaffen ... Die Französische Kommunistische Partei bekräftigt ihre Position, daß für sie niemals der Zweck die Mittel heiligt. Wir stehen nicht für die Befreiung des Menschen, für die Revolution, wenn sie seine Freiheiten, auch nur vorübergehend, einschränkt.“²

Rot-Grüne Allianz Dänemarks, der auch die Kommunisten angehören:

„Eine Voraussetzung dafür, daß der Sozialismus eine attraktive Alternative zum Kapitalismus werden kann, besteht darin, daß der Sozialismus nicht mit der zusammengebrochenen bürokratischen und antidemokratischen Gesellschaft im Osten oder mit einer sonstigen heute existierenden Gesellschaft gleichgesetzt wird.“³

¹ Programm der Bulgarischen Sozialistischen Partei, in: PDS International., 4. Qu. 1996, S. 77.

² Resolution des 30. Parteitagess der FKP, März 2000. (Vgl. R. Hue i.d. Heft – Anm. d. Red.)

³ Politische Grundlage für die Einheitslisten - die Rot-Grünen, angenommen auf der Jahresversammlung im November 1996.

Deutsche Kommunistische Partei

„Diese neue Gesellschaft wird und muß anders aussehen als die ersten Versuche in diesem Jahrhundert. Denn die historischen Voraussetzungen dieser Gesellschaft werden andere sein und wir müssen aus den unübersehbaren Fehlern der ersten Versuche lernen und Strukturen schaffen, die die erkannten Fehlentwicklungen verhindern.“⁴

Portugiesische KP:

„Es scheiterte ein Modell, das sich von den Ideen des Kommunismus entfernt hatte. Dieses Modell hatte bis zum Ende Spuren des Stalinismus in sich. Entstanden war es in der Sowjetunion, und von dort wurde es den sozialen Realitäten der anderen realsozialistischen Ländern einfach übergestülpt.“⁵

Es scheint, daß die russischen Kommunisten den größten Rückstand bei der kritischen Aufarbeitung der eigenen Geschichte haben, obwohl sie diese Aufarbeitung dringender nötig hätten als andere, weil es eben ihr eigenes Sozialismus-Modell war, das gescheitert ist.

Große Übereinstimmung besteht in der Erkenntnis, daß der „reale“ Sozialismus in den 80er Jahren tatsächlich seine eigenen Existenzgrundlagen untergraben, die weitere sozialistische Entwicklung blockiert und somit seinen Zusammenbruch selbst verschuldet hat. Die Restauration kapitalistischer Verhältnisse in den ehemals sozialistischen Ländern jedoch als zivilisatorischen Fortschritt zu bezeichnen, halte ich für völlig abwegig. Hierzu ein Zitat des SPD-Bundestagsabgeordneten Gernot Erler (aus seinem Buch: *Global Monopoly. Weltpolitik nach dem Ende der Sowjetunion*. Berlin 1998, S. 15):

„Dieser existentielle Konkurrenzkampf (gemeint ist zwischen Sozialismus und Kapitalismus – H. N.) erzwang nicht nur Handlungsfähigkeit, sondern wirkte sich auch auf das westliche Wertesystem aus. Das sozialistische Wertesystem kam vom geschichtlichen Determinismus her, orientierte daher gesellschaftliches Handeln auf das Ziel einer humanen Gesellschaft, auf die Aufhebung von Chancenungleichheit und Klassendifferenzierung und letztlich auf das Erscheinen eines ‚Neuen Menschen‘. Auch wenn der real existierende Sozialismus hinter diesen Zielen immer weiter zurückblieb: die Herausforderung aus dem Osten bekam eine Antwort. Der Westen konnte es sich nicht leisten, diesem Entwicklungsmodell einen bloß ordnungspolitischen Handlungsrahmen aus den Bausteinen Markt, Wettbewerb und Pluralismus entgegenzusetzen. Die Gesetze des Kapitals sind nun einmal blind für gesellschaftliche Zielprojektionen, sie begnügen sich mit ihrer eigenen Aufrechterhaltung. In dieser ‚Nacktheit‘ drohte ihnen eine Niederlage gegenüber dem historischen und ganzmenschheitlichen Anspruch des Sozialismus. Das Problem wurde gelöst. Die Evolution vom un-

⁴ Sozialismusvorstellungen der DKP: Sozialismus - die Alternative zum Kapitalismus. Arbeits- und Diskussionsgrundlage. Beschlossen auf dem 14. Parteitag der DKP, Hannover, 22. bis 24. Mai 1998. Hrsg.: DKP-Parteivorstand, S. 8.

⁵ Kommunisten machen Boden gut. Fragen an den PKP-Generalsekretär Carlos Carvalhas. In: *Neues Deutschland*, 13. Oktober 1999.

gehemmten Kapitalismus zur Demokratie auf der Basis sozialer Marktwirtschaft war keine zufällige, voluntaristische Weiterentwicklung des westlichen Wertesystems, sondern seine notwendige Legitimationserweiterung gegenüber der sozialistischen Systemkonkurrenz. Der ordnungspolitische Rahmen für die Kapitalerweiterung verband sich mit den humanitären Zielen einer freien, gleichen und solidarischen Gesellschaft, die ideengeschichtlich derselben Quelle entstammten, aus denen die Kommunisten schöpften.“

Sozialistische Reformpolitik unter kapitalistischen Bedingungen

Da die Voraussetzungen für die Überwindung des Kapitalismus und den Übergang zu einer sozialistischen Gesellschaft gegenwärtig nicht gegeben sind und die sozialistischen und kommunistischen Parteien den Kampf für Sozialismus nicht als eine reale Gegenwartsaufgabe ansehen, geht es unmittelbar um Aufgaben und Reformprogramme, die als *sozialer Fortschritt im Rahmen der kapitalistischen Ordnung* zu verstehen sind. Hierin stimmen die Parteien im wesentlichen überein.

Fausto Bertinotti, Sekretär der italienischen Partei der kommunistischen Neugründung (Rifondazione Comunista), deren Ziel ohne Zweifel Sozialismus ist, betonte auf dem IV. Parteitag seiner Partei im März 1999, daß es sich heute nicht um eine Alternative zum kapitalistischen System handele, von der in der theoretisch-politischen Positionsbestimmung der Partei die Rede ist, sondern um eine zunächst realisierbare Alternative.⁶ Andere Parteien haben entsprechende Positionen. Genannt seien als Resümee aus den Programmdokumenten der Parteien die folgenden Felder des Kampfes um sozialen Fortschritt, auf denen es gewisse Realisierungschancen gibt, deren völlige Lösung zum anderen die Grenzen der kapitalistischen Gesellschaft sprengen würde:

Erstens: Verhältnis von Mensch und Natur: Ökologisierung der Wirtschaft;

Zweitens: Verhältnis von Politik; Ökonomie und Gesellschaft - Primat der Politik gegenüber der Wirtschaft; Kampf gegen die Privatisierungen von Staats- und Gesellschaftseigentums; Zurückdrängung der Profitlogik aus den Bereichen Kultur, Bildung, Gesundheitswesen, öffentlicher Verkehr, Sport usw. ;

Drittens: Emanzipation der Frauen, Überwindung patriarchalischer Gesellschaftsstrukturen;

Viertens: Arbeit und Arbeitslosigkeit im Zusammenhang mit neuen Beschäftigungsmodellen;

Fünftens: Maßnahmen gegen die wachsende Kluft zwischen reich und arm;

Sechstens: Mit der Entwicklung von Wissenschaft, Technik und Produktivkräften verbundene Gefahren bannen;

⁶ *Liberazione*, 19. März 1999, S. VIII. (Vgl. auch den Beitrag von Fausto Bertinotti in diesem Heft – Anm. d. Red.)

Siebtens: Durchsetzung einer Sozialcharta und echter Demokratisierung im europäischen Integrationsprozeß;

Achtens: Fragen nach Krieg, Frieden und internationaler Sicherheit; für politische Konfliktlösungen bei Bürgerkriegen und zwischenstaatlichen Auseinandersetzungen.

Sozialismus als Alternative zum Kapitalismus

Auch wenn die hier in Betracht gezogenen Parteien gegenwärtig Reformprogramme vertreten, haben sie sich keineswegs mit dem Kapitalismus ausgesöhnt. Sie vertreten – mehr oder weniger explizit – weiterhin die Meinung, daß ihre Ziele im Rahmen der kapitalistischen Gesellschaft nicht oder nur unvollständig zu verwirklichen seien und demnach die Überwindung des Kapitalismus erfordern. Sozialismus wird demnach als Überwindung des Kapitalismus und Gestaltung einer alternativen Gesellschaftsordnung ohne Klassenspaltung und Ausbeutung verstanden.

Diese Positionen vertreten: FKP, KP und Vereinte Linke Spaniens, Portugiesische KP, KP der Russischen Föderation, Russische Bewegung für einen neuen Sozialismus, Linkspartei Schwedens, Sozialistische Linkspartei Norwegens, Dänische Rot-Grüne Allianz, Bulgarische Sozialistische Partei, KP Böhmens und Mährens, die Ungarische Arbeiterpartei, die deutsche PDS, die DKP, die beiden kommunistischen Parteien Italiens, schließlich auch die trotzkistischen Parteien, bei denen aber zuweilen maximalistische und euphorische Erwartungen dominieren.

Sozialistische Linkspartei Norwegens:

„Wir wollen eine sozialistische Gesellschaft, die auf anderen Interessen und Werten und anderen Bedürfnissen aufbaut als die vom Kapitalismus gehegten.“⁷

Französische Kommunistische Partei:

„Die Überwindung des Kapitalismus ist heute realistisch und die Voraussetzung für eine dauerhafte Entwicklung. Deshalb wollen wir den Kapitalismus nicht gestalten, sondern ihn überwinden, um uns davon zu befreien. Der Kommunismus ist zugleich ein Ziel und eine Bewegung, die hier und jetzt beginnt, indem er sich unablässig auf die Proteste, den Anspruch, anders zu leben, auf die Diskussionen, die Kämpfe und das allgemeine Wahlrecht stützt. Wir wollen die Gesellschaft in der Gegenwart verändern. Das ist ein Prozeß von Errungenschaften, Brüchen und Umwälzungen, die über den Kapitalismus hinausführen, um ihn wirklich zu beseitigen. Erst darunter verstehen wir die Überwindung des Kapitalismus.“⁸ „Der Kapitalismus muß überwunden werden, damit eine neue Zeit der Zivilisation, der Entwicklung der Menschen und ihrer Gesellschaften, beginnen kann. Wenn wir von unserer kommunisti-

⁷ Plattform der Sozialistischen Linkspartei, in: PDS International., 2. Quartal 1997, S. 57.

⁸ Resolution des 30. Parteitages der FKP, März 2000.

sehen Vision sprechen, dann meinen wir damit nicht, wir hätten das fertige Projekt einer neuen Gesellschaft in der Hand, die wir eines Tages per Dekret einführen könnten.“⁹ Der Kommunismus sei zwar nicht das Ziel des Tages, aber der Begriff dürfe deshalb nicht verwässert werden; er beinhalte den Kampf „für die Veränderung der Gesellschaft“.¹⁰

Linkspartei Schwedens:

Als sozialistische Partei wirkt die Linkspartei „für eine Gesellschaft, in der alle Menschen gleich sind und das gleiche Recht auf ein gutes Leben haben. ... Die Linkspartei wirkt für die Überwindung des Kapitalismus“¹¹

KP und Vereinte Linke Spaniens:

Als Generalkoordinator der Vereinten Linken erklärte Julio Anguita im September 1995 in einem Interview: „Wir stehen vor einer Krise der Zivilisation. ... Der Einsatz der Kommunisten ist strategischer Art: eine andere Gesellschaft, andere Werte, eine andere Ökonomie. Und das um eine Achse herum geordnet: Demokratie. ... Jeder Kommunist, der von dieser Perspektive aus nachdenkt, weiß, daß sein Einsatz darin bestehen muß, die bestehende gesellschaftliche Ordnung zu verändern.“¹²

Arbeiterpartei Ungarns:

„Wir wollen eine an der Gemeinschaft orientierte, eine sozialistische Gesellschaft. Eine Gesellschaft, in deren Mittelpunkt der Wert und die Würde des Individuums stehen, die dem Menschen dient und die vollkommene Entfaltung der Werte des Menschen ermöglicht, die sich für den Schutz unserer natürlichen Umwelt einsetzt, die jedem Menschen gleiche Rechte und reale politische Freiheit sichert, die die Harmonie und das Zusammenwirken von Individuum und Gesellschaft ermöglicht. Eine sozialistische Gesellschaft ist notwendig, denn der Kapitalismus bietet keinen Ausweg. Die Entstehung des Sozialismus ist ein langer evolutionärer und revolutionärer Prozeß. Der Übergang vom Kapitalismus zum Sozialismus ist eine geschichtliche Epoche von unbestimmter Zeitdauer.“¹³

Partei der kommunistischen Wiedergründung (Italien):

„Heute gilt es die Rechnung für das vergangene Jahrhundert aufzumachen, das geprägt war vom Aufschwung der Arbeiterbewegung und zugleich von den Fehlern und dramatischen Niederlagen ihrer versuchten staatlichen Erfahrungen. Wir sind Kinder dieses Aufschwungs und dieser Niederlagen. ... Aber heute durchle-

⁹ Der Kommunismus von heute - Entscheidung für den Menschen, in: PDS International, 1. Quartal 1998, S. 3

¹⁰ Ebda., S. 198.

¹¹ Für eine Welt in Solidarität. Prinzipienprogramm der Linkspartei Schwedens, in: PDS International, 4. Quartal 1996, S. 67.

¹² Es gibt keine andere Wahl als die IU, in: Ebda., 1. Quartal 1996, S. 90.

¹³ Richtlinien für das Parteiprogramm, angenommen 1999.

ben wir eine Krise der Politik, die auch die Idee der Revolution mit in eine Krise gerissen hat. Selbst uns erscheint die Marxsche Revolutionstheorie, der Gipfelpunkt der Politik, angesichts der heutigen großen Veränderungen des Kapitalismus als überholt. Wir alle spüren die Notwendigkeit einer Theorie der Revolution, das heißt, der Überwindung der bestehenden Verhältnisse, des Kapitalismus. Gleichzeitig betonen wir, daß diese nicht von einem illustren Gremium erarbeitet werden kann, sondern nur auf Wegen, die wir heute noch nicht kennen, die aber nur aus einer engen Verbindung von theoretischen Überlegungen, Erfahrungen und sozialer Praxis, dem Leben der politischen Akteure, den Leidenschaften der Menschen und ihrer Kultur erwachsen können. Ausbeutung und Unterdrückung, der Verlust an Lebensqualität und Zukunftsgewißheit, die heftigen Widersprüche des neuen Kapitalismus, das erneute Auftauchen des Themas der Krise sind Zeichen dafür, daß die Transformation herangereift ist.¹⁴

Deutsche Kommunistische Partei:

„Ziel der Kommunistinnen und Kommunisten ist es, diese (im Kapitalismus liegende - H. N.) Ursache von Ausbeutung und Entfremdung, von Krieg und Hunger, von Armut und Obdachlosigkeit, von Arbeitshetze und Arbeitslosigkeit, von Umweltzerstörung, Diskriminierung, Rassismus, Nationalismus und Unterdrückung zu beseitigen. Das ist nicht möglich, wenn man im Rahmen der Sachzwänge des Kapitals bleibt! Dazu ist der revolutionäre Bruch mit dem Kapitalismus notwendig. ...“ Es bedarf einer anderen Gesellschaftsordnung.¹⁵

Kommunistische Partei Österreichs:

Ausgangspunkte der Neuorientierung sind die allgemeine Zivilisationskrise, das Scheitern des „realen“ Sozialismus, die Krise der Partei selbst und die veränderten Bedingungen des Kampfes um Fortschritt und Sozialismus. „Die Widersprüche der heutigen Welt fordern ein neues Verständnis von Fortschritt. ... Die Kommunisten greifen mit ihrer Kritik (am im Kapitalismus existierenden Fortschrittsverständnis - H.N.) und ihren Ideen in eine weltweite Debatte um die Zukunft der Menschheit ein. Sie vor allem sind überzeugt, daß es eine Alternative zur kapitalistischen Produktions- und Lebensweise gibt. ... Zur Sozialismusauffassung heißt es: „Die historische Erfahrung des untergegangenen Realsozialismus erweist ..., daß der Weg zum Sozialismus nur ein demokratischer sein kann, der gangbar wird, wenn es die Mehrheit der Menschen so will.“¹⁶

Dänische Einheitsliste/Rot-Grüne Allianz:

„Der Kapitalismus ist das Problem - nicht Teil der Lösung. ... Es wird eine Alternative gebraucht. Die Einheitsliste will die Gesellschaft in ökologischer Balance, eine Gesellschaft ohne Klassen und Frauenunterdrückung, ohne Rassismus, Ausbeutung und Krieg. Die Entwicklung eines demokratischen So-

¹⁴ Bericht Bertinottis auf dem 4. Parteitag, März 1999.

¹⁵ Sozialismusvorstellungen der DKP, a.a.O. (Anm. 4), S. 6f.

¹⁶ Grundzüge einer Neuorientierung. In: Argument. Informationen von und über die KPÖ. Ausgabe Nr. 10, 5. April 1994.

zialismus, gegründet auf der Volks- und Arbeitermacht, mit Organisationsfreiheit, Meinungsfreiheit, Vielfalt und Planwirtschaft ist der Weg, um dieses Ziel zu erreichen.“¹⁷

KP der Russischen Föderation:

Die Partei, so Gennadij Sjuganow im April 1997 auf dem IV. Parteitag der KPR, rufe das Volk auf, „nicht zurück zum Sozialismus, sondern vorwärts zum Sozialismus“ zu gehen. Dabei gestand er ein, daß nicht nur die Gegner, sondern auch viele Anhänger der Partei diese für einen Apologeten der Vergangenheit halten; dies hänge offenbar auch damit zusammen, „daß wir selbst nicht bis zu Ende Klarheit über unser historisches Erbe besitzen“.¹⁸

Russische Bewegung für einen neuen Sozialismus:

Zur Begründung der auf dem ersten Kongreß dieser Bewegung im Dezember 1997 angenommenen Resolution über ihre Hauptziele, Grundsätze und Prioritäten¹⁹ charakterisierte ihr Ko-Vorsitzender Petrow, was unter neuem Sozialismus zu verstehen sei. Um neuen Sozialismus handele es sich deshalb, weil er im Unterschied zum staatsbürokratischen demokratisch, human und volksverbunden sein müsse. Es müsse ein Sozialismus sein, der den Erfordernissen des 21. Jahrhunderts, den Erfordernissen der wissenschaftlich-technischen Revolution, den ökologischen Erfordernissen gerecht werden müsse. „Neuer Sozialismus bedeutet eine sozial orientierte Wirtschaft, unterschiedliche Eigentumsformen, einen regulierten Markt, freie Wahl der Sphären ökonomischer Tätigkeit, politischen Pluralismus und breite Demokratie in Verbindung mit einer starken Staatsmacht, strenge Beachtung der Freiheiten des Individuums und ihrer Verantwortung gegenüber der Gesellschaft, Recht auf Arbeit, kostenloses Bildungs- und Gesundheitswesen.“²⁰

Deutsche PDS:

Im noch gültigen Programm der PDS aus dem Jahr 1993 heißt es: „Der Sozialismus ist für uns ein notwendiges Ziel - eine Gesellschaft, in der die freie Entwicklung der Einzelnen zur Bedingung der freien Entwicklung aller geworden ist. Sozialismus ist für uns eine Bewegung gegen die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen, gegen patriarchalische Unterdrückung, gegen die Ausplünderung der Natur, für die Bewahrung und Entwicklung menschlicher Kultur, für die Durchsetzung der Menschenrechte, für eine Gesellschaft, in der die Menschen ihre Angelegenheiten demokratisch und auf rationale Weise regeln. ... Es muß darum gehen, die von Profit und Kapitalverwertung

¹⁷ Et Rødt-Grønt Alternativ. Politisk grundlag for Enhedslisten - de rød-grønne (Politische Grundlage für die Einheitslisten - die Rot-Grünen). In: Vedtaget på Enhedslistens års møde, november 1996, S. 6 ff.

¹⁸ 4. Parteitag der Kommunistischen Partei der Russischen Föderation. 19. - 20. April 1997 (russisch), Moskva 1997, S. 25.

¹⁹ PDS International, 4. Quartal 1997, S. 46 ff.

²⁰ Materialien des 1. Parteitages der Russischen Bewegung für einen neuen Sozialismus (russisch), Moskva 1997, S. 6 - 7.

bestimmte Entwicklung der Volkswirtschaften und der Gesellschaften zugunsten einer Entwicklung zu überwinden, die von der Verwirklichung gemeinschaftlicher Interessen geprägt ist. ... Bei allen Meinungsverschiedenheiten gehen wir davon aus, dass die Dominanz des privatkapitalistischen Eigentums überwunden werden muss. ... Die konkreten Ziele der sozialistischen Bewegung ergeben sich aus den realen Widersprüchen und Konflikten und aus den herangereiften Entwicklungspotentialen, nicht aber aus einem abstrakten Geschichtsplan. Angesichts der drängenden Nöte kämpfen wir um alternative Entwicklungswege. Sie werden das Resultat politischer Auseinandersetzungen sein, die bereits heute geführt werden.²¹

Diese programmatischen Aussagen sind heute noch gültig. Allerdings darf nicht übersehen werden, dass sie in der aktuellen Debatte um ein neues Grundsatzprogramm der PDS in Frage gestellt werden. Das Thema Sozialismus taucht in dieser Programmdebatte gar nicht auf - obwohl die Forderung, den Begriff des demokratischen Sozialismus präziser zu definieren, ursprünglich zur Begründung für einen Programmüberarbeitung diente.

Schließlich muss noch erwähnt werden, daß einige Nachfolgeparteien kommunistischer Parteien diese Positionen nicht mehr einnehmen und ihre Ziele lediglich in einer Reformierung, Demokratisierung, Humanisierung der kapitalistischen Gesellschaft sehen. Zu nennen sind in erster Linie zwei Parteien, die in der kommunistischen Bewegung früher eine wichtige Rolle spielten: die aus der PVAP entstandene Sozialdemokratische Partei Polens, die inzwischen Teil des von ihr initiierten Bündnisses der Demokratischen Linken geworden ist, und die aus der IKP entstandene Italienische Partei der Demokratischen Linken.

In den Programmdebatten zu klärende Probleme

Als Beispiele seien einige Problemkomplexe genannt, zu denen es bisher keine übereinstimmenden Antworten gibt und die in den aktuellen Programmdebatten der Kommunisten und Sozialisten nach Klärung verlangen

- Wie sollte bzw. könnte ein künftiger Sozialismus aussehen? Keineswegs dürfe es zur Konstruktion eines zu verwirklichenden Modells kommen. Zu Recht betonen viele Parteien, daß es ein einheitliches Modell nie geben kann, daß Sozialismus in Abhängigkeit von der Situation, den ihn tragenden Kräften usw. sehr vielgestaltig sein wird, daß es, um es mit anderen Worten auszudrücken, unterschiedliche Sozialismen geben werde. Der Sozialismus ist in diesem Sinne kein ideales finales Ziel, kein Endzustand der Geschichte.

- Die Notwendigkeit von Sozialismus muß aus den heutigen Realitäten des Kapitalismus abgeleitet werden, nicht aus der Theorie und nicht aus Problemkonstellationen der Vergangenheit, wie das in der kommunistischen Bewegung häufig praktiziert wurde. In der „Deutschen Ideologie“ schrieben be-

²¹ Disput, 3-4/1993, S. 39f.

kanntlich Marx und Engels: „Wir nennen Kommunismus die wirkliche Bewegung, welche den jetzigen Zustand aufhebt. Die Bedingungen dieser Bewegung ergeben sich aus der jetzt bestehenden Voraussetzung.“²²

- Zu den offenen Problemen gehört die Frage nach den Strategien und Wegen eines erfolgreichen Überganges vom Kapitalismus zum Sozialismus, nach dem Verhältnis von reformatorischen und revolutionären Prozessen. Offenbar werden sich Antworten erst aus der jeweiligen konkreten Situation ergeben, die nicht vorauszusehen ist.

- Dennoch ist eine weitere Klärung und Darlegung der Prinzipien und Werte nötig, die einer sozialistischen Gesellschaft zugrunde liegen sollen und die Überwindung des Kapitalismus zur Voraussetzung haben, das heißt, die sich unter den Bedingungen des Kapitalismus nicht oder nicht vollständig realisieren lassen. In diesem Sinne müssen sie, wenn dafür die erforderlichen Mehrheiten gewonnen werden sollen, die nötige Überzeugungskraft besitzen.

- Ungeklärt sind viele Fragen nach der gesellschaftlich stabilen, zukunfts-trächtigen ökonomischen und sozialen Funktionsweise einer sozialistischen Gesellschaft, wenn man bedenkt, daß zu den Hauptursachen des Scheiterns der Gesellschaften des „realen“ Sozialismus deren Dysfunktion gehörte.

- Die Analyse der inneren Ursachen des Scheiterns zwingt zum kritischen Nachdenken über das Verhältnis von marxistischer Theorie und sozialistischer Praxis.²³ Dogmatisch, realitätsfremd und abträglich ist die These, daß das Scheitern des „realen“ Sozialismus lediglich die Folge subjektiven Versagens, subjektiver Fehler gewesen sei, indem die an sich richtige und weiterhin unverändert gültige Theorie keine adäquate Anwendung gefunden hätte.²⁴

- Aufgrund der ambivalenten Erfahrungen des „realen“ Sozialismus muß unbedingt neu über die Kategorien Staat, Macht, Demokratie und Eigentum nachgedacht werden. Die pejorative Qualifizierung des „realen“ Sozialismus als „Staatssozialismus“ in der PDS wird diesem Erfordernis keineswegs gerecht. Wengleich damals die ganze Gesellschaft verstaatlicht und eine sozialistische Zivilgesellschaft völlig unterentwickelt war, darf nicht suggeriert werden, Sozialismus könne künftig ohne grundsätzlich veränderte Macht- und Eigentumsverhältnisse, ohne Staat und dessen regulierende Rolle zustande gebracht werden und funktionieren.

- Neu zu definieren ist das Parteiverständnis. Dazu gehören Fragen wie die innerparteiliche Demokratie, pluralistische Struktur und Umgang mit verschiedenen Strömungen, Zentrismus der Leitungsgremien, Zentralismus, poli-

²² MEW, Bd. 3, S. 35.

²³ Zu diesem Thema siehe H. Neubert: Kann es bzw. muß es ein funktionelles Verhältnis zwischen marxistischer Theorie und sozialistischer Politik geben? In: Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung, Nr. 38 (Juni 1999), S. 160-174.

²⁴ Nicht immer besteht Klarheit, wie die Parteien zum Marxismus stehen und was sie unter Marxismus verstehen. Nur wenige Parteien sprechen noch vom Marxismus-Leninismus, so u. a. die DKP.

tische Hegemonie, Standortbestimmung im politischen System, Koalitions- und Bündnispolitik usw.

- Unterschiedliche Positionen bestehen hinsichtlich der Klassen- und Klassenkampfproblematik und hinsichtlich des revolutionären Subjekts. Ist das weiterhin die Arbeiterklasse? Ist Sozialismus als Ergebnis ihrer historischen Mission zu verstehen? Ist denn heute eine sozialistische bzw. kommunistische Partei überhaupt noch die politische Repräsentanz der Arbeiterklasse im traditionellen Verständnis?

- Auch in der Vergangenheit konnten die kommunistischen Parteien - von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen - nicht die Mehrheit der politisch organisierten Arbeiter für sich gewinnen, und die Mehrheit der Mitglieder vieler kommunistischer Parteien gehörte auch nicht der Arbeiterklasse an, so daß das Spektrum der Kräfte, die schon bisher für Sozialismus kämpften, breiter als die Arbeiterklasse war. Ein Grund dafür ist, daß die Menschheit vor existentiellen Problemen steht, an deren Lösung nicht nur die Arbeiterklasse interessiert ist, so daß die antikapitalistische, sozialistische Alternative mehr und mehr zu einer klassenübergreifenden Aufgabe geworden ist. Die Kraft der traditionellen Arbeiterklasse ist hierfür nicht ausreichend, so daß diese gewaltige Aufgabe ohnehin nicht auf die Mission dieser Klasse reduzierbar ist.²⁵

Die Notwendigkeit eines neuen Internationalismus

In Theorie und Praxis ist aufs neue zu beantworten, was wir heute unter Internationalismus verstehen und wie dieser wirksam gemacht werden kann und muß. Internationalismus kann nicht mehr als proletarischer Internationalismus im Sinne ideologischer Einheit und Geschlossenheit kommunistischer Parteien begriffen werden

Obwohl alle Parteien von internationaler Solidarität und Zusammenarbeit sprechen, besteht dennoch in ihren Programmvorstellungen ein erheblicher Mangel an internationaler Sicht auf die sozialistische Perspektive. Zu sehr sind sozialistische Zukunftsprojekte nach wie vor auf die Entwicklung der jeweils betreffenden Länder beschränkt, ohne zu erkennen oder kenntlich zu machen, daß es Sozialismus, in welcher Gestalt und Differenziertheit auch immer, nur als internationales Projekt geben und er demnach auch nur durch breite internationale Koordinierung der pro-sozialistischen Kräfte vorangebracht werden kann.

Internationalismus kann also heute nicht nur auf Solidarität und Verständigung reduziert werden. Die Prozesse der Internationalisierung und der Integration verwandeln den Kampf um sozialen Fortschritt und Sozialismus selbst zu einer länderübergreifenden Aufgabe. Was Europa und namentlich die Europäische Union anbelangt, so kann man schon heute sagen, daß es entweder in der europäischen Dimension antikapitalistischen Fortschritt und Sozialis-

²⁵ Siehe hierzu auch die Kontroverse zwischen Robert Steigerwald und mir: Steigerwald: Ist die Arbeiterklasse noch ein historisches Subjekt? In: UZ, Düsseldorf, 27. August 1999, S. 15; und Neubert: Die Pluralisierung des Subjekts. In: UZ, Düsseldorf, 8. Oktober 1999, S. 15.

mus geben wird *oder überhaupt nicht*. Die sozialistische Überwindung des Kapitalismus, auf welchem Wege auch immer, in nur einem Lande erscheint undenkbar und unrealisierbar. Daraus folgt auch das Erfordernis, daß sich die sozialistischen und kommunistischen Parteien eine internationale Organisationsform mit einer entsprechenden gemeinsamen bzw. abgestimmten Politik und Strategie sowie mit einem abgestimmten Programm schaffen müssen. Klare Aussagen dazu haben bisher nur wenige europäische Parteien getroffen.

Ungarische Arbeiterpartei:

„Heute existieren europäische, ja sogar internationale Organisationen der konservativen, liberalen und sozialistischen Parteien. Die Zusammenarbeit der kommunistischen Bewegung wird dieser veränderten Lage nicht gerecht. Die Tätigkeit der Parteien wird sich auch in der Zukunft vor allem im nationalen Rahmen vollziehen, aber ihre Zusammenarbeit muß die nationalen Grenzen überschreiten. Man muß zu gesamteuropäischen Formen der Zusammenarbeit kommen. Wir brauchen ein gemeinsames Denken und Handeln zwischen den Linksparteien der jetzigen Mitgliedstaaten der Europäischen Union und den Linksparteien der vor der Aufnahme stehenden Länder. Formen gemeinsamer Arbeit der kommunistischen und Arbeiterparteien der NATO-Länder müssen geschaffen werden. Die Arbeiterpartei unterstützt und fördert die Zusammenarbeit der sozialistischen, kommunistischen und neuen linken Parteien im internationalen Rahmen.“²⁶

Kommunistische Partei Österreichs:

„Eine neue, kommunistische Produktions- und Lebensweise zu entwickeln ist nur als langfristiger welthistorischer Übergang denkbar. ... Ein Grundzug des heutigen gesellschaftlichen Lebens ist die Internationalisierung. Sie macht unwahrscheinlich, daß eine sozialistische Umgestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse im engen Rahmen kleiner und selbst mittlerer Staaten durchgeführt werden kann.“²⁷

Von der notwendigen Schaffung einer länderübergreifenden Organisationsform sind die sozialistischen und kommunistischen Parteien und Bewegungen jedoch noch sehr weit entfernt. Dadurch bilden sie keine gemeinsame ernstzunehmende Gegenkraft zur kapitalistisch dominierten Integration, geschweige denn eine Kraft, die in Europa eine Entwicklung in Richtung auf den Sozialismus bewirken könnte. Erste Fortschritte hinsichtlich der internationalen Formierung der linken und sozialistischen Kräfte sind dennoch zu benennen.

So existiert das Forum der Neuen Europäischen Linken wie auch die Fraktion (Gruppe) der Vereinigten Europäischen Linken und der Nordischen Grünen Linken im Europa-Parlament.²⁸ Auf beiden Ebenen finden regelmäßige Abstimmungen zu wichtigen politischen, ökonomischen und sozialen Problemen europäischer Entwicklung statt. Erstmals fand Anfang September 2000 in

²⁶ Richtlinien für das Parteiprogramm, angenommen 1999.

²⁷ Grundzüge einer Neuorientierung, a.a.O. (Anm. 16).

²⁸ Vgl. den Beitrag von Andreas Wehr in diesem Heft (Anm. d. Red.).

Stockholm eine Konferenz des Forums der Neuen Europäischen Linken statt, an der erstmals auch Vertreter von Parteien und Bewegungen aus Osteuropa teilnahmen, wodurch demonstriert wurde, daß linke Europapolitik nicht auf die Länder der jetzigen EU beschränkt werden darf.

Wenngleich sich die Ausführungen auf die Sozialismusproblematik und das Internationalismus-Verständnis aus europäischer Sicht beschränken, dürfen wir nicht in eine eurozentrische Betrachtungsweise verfallen. Es wird noch immer in den Programmkonzepten der Parteien zu wenig verdeutlicht, daß die Probleme der sogenannten Dritten Welt zugleich immanente Probleme auch eines jeden auf Europa fokussierten Sozialismusprojekts sind und somit seinen Erfolg oder Mißerfolg wesentlich mitbestimmen.

ak analyse & kritik
Zeitung für linke Debatte und Praxis

Vierwöchentlich
linke Politik
auf 36 Seiten zum
Einzelpreis von
7,50 DM

Reisen bildet



www.akweb.de

ak ist in folgenden Bahnhofsbuchhandlungen erhältlich: Berlin, Bielefeld, Bonn, Braunschweig, Celle, Elmshorn, Flensburg, Frankfurt a.M., Freiburg i.Br., Fulda, Gelsenkirchen, Gütersloh, Hamburg, Hannover, Heidelberg, Husum, Itzehoe, Karlsruhe, Kiel, Köln, Lübeck, Lüneburg, Magdeburg, Mannheim, Neumünster,

Susanne Schunter-Kleemann

Die EU-Behörden als Arenen der Geschlechter-Gleichstellung

Im folgenden werden mit Blick auf die Geschichte der EU vier Phasen supra-staatlicher Politik, die sie begleitende politische Kultur und die jeweils eingebetteten geschlechterpolitischen Leitbilder unterschieden. Während im Kontext der EWG-Gründung Frauen noch den jeweils nationalen Geschlechterregimes unterstellt bleiben, sind die 70er und 80er Jahre von ökonomischen Ideen der besseren Indienstnahme weiblicher Arbeitskraftressourcen und einer entsprechenden europäischen Anti-Diskriminierungspolitik und Frauenförderpolitik (Positive Diskriminierung) geprägt. In den 90er Jahren kommt es zur Herausbildung eines dritten geschlechterpolitischen Ansatzes, des „gender mainstreaming“. Im letzten Teil wird dargestellt, daß paradoxerweise die fortschreitende Militarisierung der EU zu einer weiteren Egalisierung der Geschlechterverhältnisse beiträgt.

Am Beispiel der europäischen Politik ist zu demonstrieren, daß Frauen als soziale Geschlechtsgruppe nicht nur dem jeweiligen politischen System unterworfen werden, sondern mehr denn je auch (Mit)GestalterInnen ihrer Geschichte sind. Unverkennbar haben die Ausläufer der feministischen Bewegung bis in die EU-Gremien hinein ausgetrahlt, stellen die europäischen Gremien heute bedeutungsvolle Arenen dar, in denen um die neuen Geschlechterordnungen gerungen wird. Insofern ist zu beobachten, daß die dem weiblichen Geschlecht zugewiesenen sozialen und kulturellen Räume durch die Frauen, die sich in ihnen bewegen, in den letzten Dekaden zunehmend in Frage gestellt, verändert und auch erweitert wurden. Dies gilt für die nationale wie die supranationale Ebene. Inzwischen gibt es eine Reihe von Studien, die zeigen, wie Teile der europäischen Frauenbewegung – insbesondere engagierte Rechtsanwältinnen, die Verfahren vor den EuGH getragen haben, die feministische Wissenschaft, die Europäische Frauenlobby (EFL) und weibliche Abgeordnete des Europäischen Parlaments – mehr oder minder erfolgreich Einfluß auf die Aushandlung der neuen Geschlechterarrangements genommen haben (Schunter-Kleemann 1992; Hoskyns 1996, Helfferich 1998). Umgekehrt ist aber auch unübersehbar: Es gibt vielfältige Lernprozesse der männlich überformten EU-Gremien. Sie reichen von Ansätzen der Unterstützung geschlechtsegalitärer Bestrebungen bis hin zu massiven Formen der Verteidigung der alten geschlechtshierarchischen Ordnung mit rechtsförmigen und marktformigen Mitteln.

„Aufgeklärtes Despotentum“ und die Hoffnung auf die Institutionen

Resultierte die 200-jährige europäische Geschichte regionaler und imperialer

Kriege seit der französischen Revolution aus feministischer Sicht auch aus den besonderen männerbündisch überformten Strukturen und Kulturen der europäischen Gesellschaften, so wäre das nach dem Zweiten Weltkrieg gestartete Projekt Europäische Einigung unter diesem Aspekt zu studieren als ein Versuch, die bisher streng auf die eigene Nation hin eingeschworenen patriotischen Männerbünde auf gemeinsame europäische Ideale hin zu verpflichten und zu einer neuen transnationalen fraternité und Wertegemeinschaft zu verschmelzen. Rückblickend könnte man sagen, daß in den fünfziger Jahren die Ideen des friedlichen Wettbewerbs, der institutionellen Verflechtung und der sozialen Marktwirtschaft den grenzüberschreitenden Schulteranschlag der westeuropäischen Eliten ermöglichten. Seit Beginn der 80er Jahre haben zunehmend die neoliberalen Doktrinen der vorrangigen Steuerung über den Markt den Zusammenschluß der europäischen Eliten beflügelt. Zugespitzt: An die Stelle einer extremen „Staatsvergötterung“, wie sie für die patriotischen Männerbünde des 19. und 20. Jahrhunderts charakteristisch war, ist in der letzten Dekade eine extreme maskuline „Sakralisierung des Marktes“ getreten. Die europäische Vergemeinschaftung ist unter dieser Perspektive das historisch neuartige Experiment, nicht nur die Volkswirtschaften, die politischen Institutionen und die Unternehmen transnational zu verflechten, sondern angesichts (befürchteter) gemeinsamer Zwangslagen auch die jeweiligen troupes d'élites in gemeinsamen Administrationen in engen Kontakt zu bringen, ja teilweise zu historisch einzigartigen supranationalen Bürokratien und Militärapparaten zu verschmelzen: Französischer „Staatsadel“ (Bourdieu), Italiens Padroni, die Creme der deutschen Wirtschaft, englisches Establishment und alle anderen elitären Bünde mußten unter dem Dach eines gemeinsamen Herrenhauses einlogiert werden.

Das Integrationsvorhaben war in den Anfängen vom Glauben an die heilsame Wirkung von Institutionen geprägt. Die Gründungsväter stimmten in den Kerngedanken des Institutionenaufbaus überein: Zunächst sollten die Kernbereiche der Wirtschaft (Kohle-, Stahl-, Atomindustrie), dann die Verteidigung supranationalen Institutionen unterstellt werden, in der Erwartung, daß von dort sogenannte „spill over-Effekte“ auf andere Sektoren der europäischen Gesellschaften ausgehen. Man erhoffte, daß der Prozeß der Vergemeinschaftung durch eine klug gesteuerte „Integration von oben“, durch schrittweise Übertragung von nationaler Souveränität auf europäische Behörden eine unumkehrbare Dynamik erhalten würde. Gleichzeitig waren die Europagründer sich natürlich der Fortdauer sehr divergierender Interessenlagen bewußt. Insofern wurde den jeweiligen nationalen Interessen in den Gründungsverträgen und bei allen folgenden Vertragsrevisionen ausdrücklich Rechnung getragen. Als Regulationsprinzipien der Vergemeinschaftung wurden das Konsensprinzip im Ministerrat, das Kollegialitätsprinzip in der Kommission und ergänzend ein (nur-)kollektives Mißtrauensvotum vertraglich verankert. Damit waren institutionelle und prozedurale Ausdrucksformen der neuen europäischen Verbrüderung gefunden, die eine Balance der verschiedenen nationalen und supranationalen Männerclans gewährleisten sollten. Niemand sollte im Minister-

rat überstimmt werden können (Vetoprinzip); ein individuelles Mißtrauensvotum und damit ein Ausschluß einzelner (nationaler) Kommissare war nicht möglich; es war vertraglich nur eine Gesamtverantwortung des Kollegiums „Kommission“ vorgesehen. Über Interna und Differenzen sollte nichts nach außen dringen (Vertraulichkeit der Rats- und Kommissionssitzungen). Alle beteiligten Nationen sollten gemeinsam für die „gemeinsame Sache“ einstehen. Wie tief diese wechselseitigen Absicherungen die emotionale Tiefendimension des ganzen Projektes berühren, wird immer dann manifest, wenn die hochsensiblen Fragen der Änderung des Abstimmungsregimes, der Stimmgewichtung im Ministerrat, der Zusammensetzung der Kommission oder die Forderung nach Herstellung von Transparenz bei den beteiligten Vertragspartnern heftigste Reaktionen provozieren. Daß die zwischen den Regierungen ausgehandelte Politik an der europäischen Öffentlichkeit, den nationalen Parlamenten und auch dem Europaparlament (EP) vorbeigeht, wurde als weniger schwerwiegend und eher als unvermeidbares „Kavaliersdelikt“ gesehen.

Der elitäre und technokratische Ansatz des Einigungsprojektes wurde von Jaques Delors, dem ehemaligen Präsidenten der Kommission, geradezu als *das* Erfolgsgeheimnis der gelungenen Integration herausgestellt: „Der Aufbau Europas wurde lange Zeit in nahezu geheimer Diplomatie vorangetrieben, abgeschottet von der öffentlichen Meinung in den Mitgliedstaaten.“ Es war die Methode der Gründerväter der Gemeinschaft, eine Art aufgeklärten Despotentums. Kompetenz und geistige Unabhängigkeit wurde als ausreichende Legitimation zum Handeln, die Zustimmung der Bevölkerung im nachhinein als ausreichend erachtet. Das Erfolgsgeheimnis bestand darin, eine nach innen gerichtete Dynamik zu erzeugen, Integrationswiderstände durch Bündelung verschiedener wirtschaftlicher Interessen auszuräumen und Entscheidungen über umfassende Verhandlungspakete herbeizuführen (Delors 1993, 3).

Römische Verträge - Frauen bleiben den nationalen Geschlechterregimes unterstellt

Was die europäische Geschlechterpolitik betrifft, so ist wiederholt darauf hingewiesen worden, daß die Verankerung eines expliziten Artikels zur Lohngleichheit weniger von der Idee der Gleichheit der Geschlechter inspiriert wurde, sondern auf eine wettbewerbspolitisch motivierte Initiative Frankreichs zurückging. Frankreich hatte sich 1957 als einziges europäisches Land gesetzlich zum Grundsatz des gleichen Entgelts verpflichtet und sah eklatante Wettbewerbsnachteile gegenüber Ländern, in denen keine solche Verpflichtung bestand. Die Verankerung des Lohngleichheitsgebots war gleichwohl nicht eine bewußte Willenserklärung der Regierungen, sondern – aufgrund starker Vorbehalte der meisten Mitgliedstaaten – eher Resultat eines komplizierten „package deals“ (Falkner 1994, 84). Insofern ist wohl zu sagen, daß in die Römischen Verträge von 1957 kein explizites Leitbild von Geschlechterbeziehungen, geschweige denn von egalitären Geschlechterkontrakten eingeschrieben wurde. Pateman folgend könnte man das weibliche Geschlecht als Unter-

stellte eines zeitgenössischen Männerbundes sehen, (eines „fraternal patriarchy“), der sich mit den Römischen Verträgen nun nicht mehr nur ideell – wie in den philosophischen Konstrukten eines Hobbes und Locke – sondern ganz real einen modernen Grundvertrag gab, in dem Frauen als autonome Gesellschaftswesen nicht explizit erwähnt, sondern nur mitgedacht wurden (Pateman 1994, 76). Als abhängige Geschlechtsgruppe blieben Frauen den jeweils nationalen Geschlechterregimen unterstellt.¹ Bekanntlich blieb Selbstverpflichtung der Mitgliedstaaten zur Gleichbehandlung in der Lohnpolitik für lange Zeit die einzige Assoziation zum Geschlechterverhältnis im europäischen Primärrecht. Artikel 119 blieb „in seiner Konkrettheit ein einsamer sozialer Fremdkörper im EWG-Vertrag“ (Berghahn 1998, 16). Die entsprechende Vorschrift wurde in den folgenden beiden Jahrzehnten vergessen und mit den Füßen getreten. Daß Art. 119 EWGV später zur Anwendung kommen sollte, ist weder der politischen Überzeugung der Regierungen noch der Kommission als Hüterin der Verträge zu verdanken, sondern vor allem dem Wirken des Europäischen Gerichtshofes (EuGH) zuzuschreiben (Falkner 1994, 84).

Der freie Wettbewerb als Motor der Chancengleichheit

Erst in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre wurde der Gleichbehandlungsgrundsatz durch Richtlinien des Rates und Urteile des EuGH für selektive Aspekte des Arbeitsverhältnisses schrittweise umgesetzt. Es dauerte weitere Jahre, teilweise Jahrzehnte, bis der Gleichbehandlungsgedanke auch für Teilaspekte der sozialen Absicherung und Diskriminierungstatbestände im Schnittfeld von Erwerbsleben und Familie Bedeutung erhielt, allerdings mit immer schwächerer Bindungskraft sowie mit großen Spielräumen für die nationale Gesetzgebung. Die Verabschiedung dieser Richtlinien durch den Ministerrat wurde weitgehend auf Art. 100 EGV und Art. 235 gestützt. Dies sind Bestimmungen im EG-Vertrag, die ausdrücklich zur Errichtung bzw. dem Funktionieren des Gemeinsamen Marktes beitragen sollen. Insofern ist Berghahn zuzustimmen, daß alle Maßnahmen, die die Gleichbehandlung der Geschlechter erreichen sollen, streng genommen in erster Linie der Verwirklichung des Binnenmarktes und dem ungestörten Wettbewerb und nur in zweiter Linie sozialen Zielen dienen (Berghahn 1998, 5). Ähnlich argumentiert Falkner: Das gemeinschaftliche Chancengleichheitsrecht habe keineswegs auf präzise Umsetzung des Gleichheitsprinzips gezielt, sondern prioritär die Interessen der Unternehmen und der Mitgliedstaaten im Auge gehabt. Anstelle der Einleitung

¹ Beispielsweise war im Deutschland der 50er Jahre die Ungleichheit der Frau durch das Familienrecht rechtlich abgesichert, das dem Ehemann die Verfügungsgewalt nicht nur über das Eigentum der Frau, sondern auch über ihre Arbeit, ihren Körper und ihre Kinder sicherte und die Anerkennung der Frau als freie Rechtsperson verhinderte. Dies Familienrecht blieb bis 1957, also dem Jahr der EWG-Gründung, in Kraft (Wiegmann 1989). Weitere zwanzig Jahre, bis 1977, war die Frau nur zur Erwerbsarbeit berechtigt, soweit dies mit ihren Pflichten und Aufgaben in Ehe und Familie vereinbar war. Erst jetzt wurde die Vorstellung der Wahlfreiheit verankert - beide Partner sollen sich in einem innerfamiliären Aushandlungsprozeß einigen, wie die Familien und Erwerbsarbeit zwischen ihnen aufgeteilt werden soll

von eigentlich angesagten Vertragsverletzungsverfahren gegen die Mitgliedsländer wegen der anhaltenden Verletzung des Lohnleichheitsgebots habe die Kommission zumeist Politikoptionen gewählt, die ein möglichst konsensorientiertes Klima zwischen den europäischen Organen und den Mitgliedstaaten erhalten sollte (Falkner 1994, 109). Faktisch seien immer wieder soziale Aspekte – und damit die Interessen der erwerbstätigen und nicht-erwerbstätigen Frauen – gegenüber Fortschritten des gesamten Integrationsprozesses zurückgestellt worden.²

Die Entstehungsgeschichte der Normen der Geschlechtergleichbehandlung spricht insofern für die These von der selektiven wirtschaftsorientierten Gleichstellungsentwicklung. Im Familienrecht ist es – aufgrund mangelnder Regelungskompetenz – bei völliger Abstinenz geblieben. In Fragen der arbeitsrechtlichen Gleichbehandlung hat sich der EuGH zumeist rücksichtsvoll und lavierend gegenüber den Mitgliedstaaten verhalten, um deren Loyalitätsbalance gegenüber der EU nicht zu gefährden. Bei den für die Frauen existenziell wichtigen Fragen der Befreiung aus ökonomischer Abhängigkeit durch Individualisierung des Sozialversicherungs- und Steuerrechts haben alle männlich überformten EU-Gremien – Kommission, Ministerrat und EuGH – die allergrößte Zurückhaltung geübt; in Fragen der innerfamiliären Arbeitsteilung haben sie nicht oder nur in strukturkonservativer Weise eingegriffen.

Dies kann auch am Beispiel der 1997 verabschiedeten *Teilzeitrichtlinie* gezeigt werden. Ausgangspunkt dieses Gesetzgebungsvorhabens war der Gedanke, daß die Benachteiligungen, die in vielen Ländern mit Teilzeitarbeit einhergehen, sei es die größere Unsicherheit des Arbeitsverhältnisses, sei es die schlechtere Bezahlung, zukünftig nicht mehr mit Teilzeitarbeit assoziiert werden sollten. Vor allem sollte die soziale Absicherung der unter solchen verkürzten Arbeitsformen tätigen Frauen – europaweit handelt es sich beinahe um

² Erst in der Defrenne-Entscheidung vom 8. April 1976 haben die EG-Richter den Art. 119 EWGV als Norm von grundlegender Bedeutung eingestuft. Die Nichtdiskriminierung aufgrund des Geschlechts wurde zu einem Grundrecht der EG entwickelt. Dem Art. 119 wurde doppelte, nämlich wirtschaftliche und soziale Zweckbestimmung zugesprochen und die Gleichbehandlung von Männern und Frauen wird seither zu den allgemeinen Rechtsgrundsätzen des Gemeinschaftsrechts gezählt. Das EuGH-Urteil hat einen gravierenden, zumeist verschwiegenen Pferdefuß: Die unmittelbare Wirkung des Art. 119 sollte nicht uneingeschränkt von dem vertraglich festgelegten Zeitpunkt (also 31.12. 1961) an umfassend gelten, sondern erst ab dem Tage der Urteilsverkündung. Dieser Punkt war der unstrittenste des Urteils. Denn erstmals bezog der EuGH hier ökonomische Konsequenzen seiner Rechtsprechung ausdrücklich in Betracht. Er ging damit von der bis dahin allgemein verfolgten Doktrin ab, daß das Recht von den Richtern nur festgestellt, nicht jedoch gestaltet wurde. Auf Basis des Arguments, die Untätigkeit der Kommission (unterlassene Einleitung von Aufsichtsklagen) hätten einen falschen Eindruck hinsichtlich der Geltung von Art. 119 EWGV gemacht, meinte der Gerichtshof, aus Gründen der Rechtssicherheit die diskriminierenden *Unternehmen* schützen zu müssen und schloß die gerichtliche Geltendmachung von Entschädigungsansprüchen für einen vor dem Tag der Urteilsverkündung liegenden Zeitraum aus, auf Kosten der solchermaßen um die Möglichkeit der nachträglichen Einklagung ihrer Rechte gebrachten Frauen in den EG-Mitgliedstaaten (Falkner 1994, 116).

20 Millionen – verbessert werden. Teilzeitbeschäftigte sollten hinsichtlich Entlohnung, Urlaub, Alters- und Krankenversicherung nicht schlechter als Vollzeitbeschäftigte gestellt werden und auch nicht – wie es noch gang und gäbe ist – aus den betrieblichen Alterssicherungssystemen ausgegrenzt werden dürfen. Auch sollte der Übergang in Teilzeitarbeit auf freiwilliger Grundlage erleichtert werden. Teilzeitarbeit sollte eben nicht nur den Flexibilisierungswünschen der Unternehmer entgegenkommen, sondern auch die sozialen Schutzbedürfnisse von Frauen besser berücksichtigen.

Diese Erwartungen wurden – nach einem beinahe 15 Jahre währenden Prozedere – enttäuscht. Die von den Sozialministern letztlich verabschiedete Richtlinie erfüllt alle diese Erfordernisse nicht. Sozialpolitisch stellt sich die EU mit der Teilzeitrichtlinie ein weiteres Mal als überaus unternehmerfreundlich dar. Was sind die größten Lücken, die sich hinsichtlich der sozialen Absicherung von Frauen auftun? Am gravierendsten ist, daß nur ein ganz enger Ausschnitt von Teilzeitarbeit in den Schutz der Richtlinie integriert wurde. Die in allen Unionsländern explosionsartig zunehmenden ungeschützten Beschäftigungsverhältnisse wurden nicht in die Richtlinie einbezogen. Dies hat zur Folge daß Frauen, die in verschiedensten Formen tariflich abgesicherter Arbeit tätig sind, weiterhin von jedem Schutz bei Krankheit, Arbeitslosigkeit und im Alter ausgenommen sind. Aufgrund der restriktiven Definition von Teilzeitarbeit sind nun weiterhin 14 Millionen Beschäftigte mit befristeten Arbeitsverträgen und 10 Millionen in Heimarbeit Tätige und viele weitere Millionen, die in der boomenden Telearbeit und Leiharbeit arbeiten, mehrheitlich Frauen, weiterhin ohne jede europäische Schutzgarantien. Selbst die Bestimmungen, die Teilzeitbeschäftigten Schutz vor Diskriminierungen gewährleisten und sie mit Vollzeitkräften gleichstellen sollten, sind mangelhaft. Geradezu zynisch ist eine Ausnahmeklausel, die es den Mitgliedstaaten und Unternehmen gestattet, aus „technischen“ oder „objektiven“ Gründen Ausnahmen vom Grundsatz der Nichtdiskriminierung zu gewähren. Die Mitgliedstaaten können Teilzeitbeschäftigte, die nur gelegentlich arbeiten, aus „sachlichen Gründen“ ganz oder teilweise vom Schutz der Richtlinie ausschließen, eine absolut widersinnige Bestimmung. Sind doch gerade die nur gelegentlich arbeitenden Teilzeitarbeitnehmerinnen diejenigen, die am meisten benachteiligt werden. In einer Stellungnahme des EP-Ausschusses für die Rechte der Frau wird beklagt, daß die Vielzahl „der in der Vereinbarung enthaltenen Ausnahmen ... Anlaß zu der Befürchtung geben, daß sie geradezu zu einer Verringerung des (noch gegebenen) Schutzniveaus führen könnte“.

Eine Zwischenbilanz in Bezug auf das europäische Gleichbehandlungsrecht fällt insofern zutiefst zwiespältig aus: Unübersehbar ist, daß in der zweiten Phase der europäischen Einigung, die in den Binnenmarkt mündete, die rechtlichen Rahmenbedingungen gesetzt wurden, so daß Menschen beiderlei Geschlechts nunmehr als mobile und flexible Erwerbsarbeitskräfte gesehen werden. Insofern hat das europäische Chancengleichheitsrecht zu einer tiefgreifenden Revision der überkommenen Geschlechterordnungen beigetragen. Die

in einigen Ländern noch bestehenden Rechtstraditionen, die das weibliche Geschlecht auf die Hausfrauenrolle hin orientierten, wurden abgestreift. Die vom europäischen Recht ausgehende Modernisierung blieb allerdings auf halben Wege stecken. Zentrale Bereiche wie das Sozial- und Steuerrecht, Rechtsbereiche, die für Fragen der ökonomischen Autonomie der Frauen und einer Lebensführung unabhängig vom Mann konstitutiv wären, sind bisher nicht angegangen worden. Die Defizite des marktlich verkürzten Rechtsverständnisses liegen auf der Hand. Ein realitätshaltiges Konzept der Sozialstaatlichkeit, das die doppelten Verantwortlichkeiten von Frauen systematisch mitdenkt oder die Lebensentwürfe der Männer zu Familien- und Versorgungsarbeiten hin öffnet, ist in den europäischen Richtlinien zu Gleichbehandlung nicht enthalten. Nicht einbezogen in den Radius der von den Gemeinschaftsorganen entwickelten Gleichbehandlungspolitik sind – sieht man von bescheidenen Ansätzen in der Elternurlaubsrichtlinie ab – die in den Frauenbewegungen diskutierten Fragen der Umverteilung von bezahlter und unbezahlter Arbeit und der partnerschaftlichen Teilung der familiären Versorgungsarbeiten. Damit bleiben wesentliche Aspekte der asymmetrischen Verteilungsverhältnisse, die geschlechterspezifischen Machtkonstellationen, außerhalb der Analyse. Von der Substanz her geht es dem europäischen Gleichbehandlungsrecht deshalb weniger darum, die ökonomische Autonomie und die soziale Sicherheit der Frauen zu garantieren, als das ökonomische Potential der Frauen im nationalen und internationalen Wettbewerb besser zu nutzen. Insofern trägt das europäische Recht zur „Modernisierung des patriarchalen Gewaltverhältnisses“ bei. Damit bleibt die Geschlechterungleichheit weiter existent, die „Frauenfrage“ ungeklärt, weil sie nur halbherzig und ökonomistisch angegangen wurde (Schunter-Kleemann 1998, 142).

Triumph der neoliberalen Doktrin und schwindende Attraktivität des Europagedankens

Europäische Politik bietet zu Beginn des 21. Jahrhunderts ein widersprüchliches Bild. Die neunziger Jahre waren das Jahrzehnt des Triumphs der neoliberalen Doktrin. Kaum hatte sich die mediale Euphorie über wechselseitige Landnahme mittels des EU-Binnenmarktes gelegt, da wurde mit der Wirtschafts- und Währungsunion (1991) bereits ein neues Projekt des innergemeinschaftlichen Systemwettbewerbs und sozialer Umverteilung in Angriff genommen. Scharpf meint, daß als Folge des verschärften Standortwettbewerbs – der in allen EU-Ländern mit Reallohn-Verlusten, größerer Einkommens-Ungleichheit und verminderten sozialstaatlichen Leistungen einhergeht – die in den Nachkriegsjahrzehnten erreichte „Zivilisierung des Kapitalismus“ wieder zerstört werden könnte (Scharpf 1997, 370). Die Bevölkerungen vieler europäischer Länder haben die konservativen Protagonisten des neoliberalen Projekts in den Wahlen der letzten Jahre vielfach abgewählt, in der Erwartung, mit sozialdemokratischen Akteuren eine Alternative zum zerstörerischen Kurs der Shareholder-Parteien zu finden. Aber die Hoffnungen auf die neuen politi-

schen Mannschaften waren – so hat es den Anschein – eitel. Die Darsteller verfeinerter sozialdemokratischer Männlichkeit, insbesondere Blair und Schröder, geben stattdessen ein Schaustück autoritärer Arroganz und rhetorischer Kraftmeierei. Die wiederkehrenden Konflikte bei der Besetzung wichtiger europäischer Entscheidungsposten lesen sich als kaum verhüllte nationale Konkurrenzen und männliche Eifersüchteleien, die dem erklärten Ziel, der Stärkung europäischen Gemeinsinns fundamental widersprechen. Man tut sich sehr schwer, das neue Europa zu schmieden. Das Ökonomische gibt offensichtlich zu wenig her zur Stiftung gemeinsamer Identität. Die Vision der Politischen Union bleibt unter diesen Bedingungen „symbolische Politik“, die seit Jahrzehnten dazu dient, daß die Staaten sich wechselseitig der Verpflichtung auf westeuropäische Zusammenarbeit ... vergewissern und dem populären Wunsch nach Zusammenhalt einen symbolischen Bezugspunkt ... geben (Zelentz 1992, 699).

„Gender Mainstreaming“ (GM) - Förderung der Geschlechterdemokratie oder frauenspezifisches Konsensprojekt ?

Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage neu, warum die EU-Kommission Mitte der 90er Jahre – zeitgleich mit der Vorbereitung der Währungsunion – nach „Gleichbehandlung“ und „Positiver Aktion mit dem „GM“ ein drittes gleichstellungspolitisches Paradigma propagiert, das emphatische Begriffe wie Partizipation, Transparenz und Zivilgesellschaft transportiert. Wo könnten die Beweggründe für diesen neuen Ansatz in der europäischen Chancengleichheitspolitik liegen? Einige verweisen auf die drängende Rolle der weiblichen Abgeordneten des EP, die bereits Anfang der 90er Jahre gefordert hatten, den Radius der europäischen Gleichstellungspolitik entschieden zu erweitern. Eine zweite Auffassung geht dahin, daß die geschlechteregalitären Impulse des „GM“ durch den Beitritt der entwickelten Wohlfahrtsstaaten Finnland, Österreich und Schweden (1995) ausgelöst worden seien. Eine dritte Auffassung sieht im „GM“ eher die Übernahme des im Vorfeld der UN-Weltfrauenkonferenz in Peking hegemonialen entwicklungspolitischen Diskurses. Bekanntlich ist das Prinzip des „GM“ zunächst in einer Mitteilung der Kommission mit dem Titel „Einbindung der Chancengleichheit in sämtliche politische Konzepte und Maßnahmen der Gemeinschaft“ als innovative Handlungsmaxime für alle Gemeinschaftsbehörden, aber auch als eine die nationalstaatlichen Akteure verpflichtende Verhaltensregel vorgeschlagen worden (Europäische Kommission 1996). ‘Gender mainstreaming’ ist die systematische Einbeziehung der jeweiligen Situation, der Prioritäten und der Bedürfnisse von Frauen und Männern in *alle* Politikfelder, wobei mit Blick auf die Förderung der Gleichstellung von Frauen sämtliche allgemeinen politischen Konzepte und Maßnahmen an diesem Ziel ausgerichtet werden und bereits in der Planungsphase wie auch in der Durchführung, Begleitung und Bewertung der betreffenden Maßnahmen deren Auswirkungen auf Männer und Frauen berücksichtigt werden“ (Europäische Kommission 1997a).

Auch im Amsterdamer Vertrag von 1997 ist der Gedanke der Chancengleichheit aufgewertet und an exponierter Stelle, in Art. 2 und 3 des neuen Vertrags, festgeschrieben worden. Was die Kommission selber betrifft, fällt auf, daß der Anwendungsbereich des GM im Widerspruch zu dem Anspruch, als Handlungsmaxime für *alle* Politikfelder zu gelten, faktisch doch wieder restriktiv auf die Bereiche Beschäftigungs-, Struktur- und Bildungspolitik eingeeengt wird. Aus den Ausschüssen des EP wurde demgegenüber gefordert, „GM“ als durchgehendes Analyse-Konzept und als bindendes Personalauswahlkonzept nicht nur für alle Gemeinschaftsbehörden, sondern auch für sämtliche Verwaltungen in den Mitgliedstaaten verbindlich zu machen. Der „GM“-Grundsatz müsse über alle Felder und Ebenen der europäischen Politik hinweg angewandt und noch wichtiger, er müsse auch eine geschlechteregalitäre Verteilung der Finanz- und Fördermittel zur Folge haben (EP 1997, Kokkola Bericht, 20).

Die noch immer anhaltende Debatte verweist auf die noch unausgeloteten Chancen und Risiken dieses doppelbödigen Konzepts. Einerseits kann die neue GM-Maxime Anstöße geben, Fragen der Machtverteilung zwischen den Geschlechtern und Fragen der geschlechteregalitären Besetzung von beruflichen und politischen Positionen neu zu diskutieren. Sie eröffnet des weiteren verbesserte Potenziale, alle gesellschaftspolitischen Sachverhalte nun erneut und mit Unterstützung der Leitungsebenen auf ihre geschlechterpolitischen Implikationen hin zu durchleuchten. Umgekehrt gibt es keinerlei Automatismus, daß das „GM“ einen neuen Schub in der Gleichstellungspolitik befördert, weil diejenigen Behörden, die den neuen Politikansatz umsetzen müßten, sowohl national wie supranational, noch weitgehend männlich besetzt sind und – anders als bei den bindenden Konvergenzkriterien zur Währungsunion – keinerlei Sanktionen drohen, wenn die neue strategische Priorität schlecht oder nur unbefriedigend umgesetzt wird. Erste Auswertungen sind denn auch eher ernüchternd.³ Sie zeigen einmal, daß die EU-Behörden ihre eigenen programmatischen Zielsetzungen nicht sonderlich ernst nehmen. Ein Bericht der Kommission führt als paradoxe Nebenwirkung des GM-Programms aus, daß es als Vorwand für die Streichung spezifischer Haushaltslinien und von für die Frauenförderung vorgesehenen Rücklagen gedient habe (Fortschrittsbericht 1998, 11). Auch die bisherigen Erfahrungen mit der nationalen Umsetzung erweisen sich als durchaus zwiespältig. Nachdem in allen europäischen Ländern in den letzten Jahren der Druck der Bevölkerung gewachsen ist, haben sich bekanntlich die Regierungen auf dem Luxemburger Gipfel (1997) auf eine Reihe von abgestimmten Maßnahmen zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit geeinigt. Neben der Bekämpfung der Jugend- und Langzeitarbeitslosigkeit und Maßnahmen gegen Verarmung und soziale Ausgrenzung sieht ein vierter

³ Vgl. das interessante Heft von Forum Wissenschaft („Alles Gute kommt von oben? Gender mainstreaming in der Diskussion“, 2/2001) und die Materialien der Tagung der Rosa Luxemburg Stiftung (Mai 2001, Berlin) zum Thema Geschlechter - Aufgabe „Gender mainstreaming“.

Schwerpunkt eine stärkere Gewichtung von Maßnahmen zur Chancengleichheit vor. Es spricht für sich, daß den Staats- und Regierungschefs auf den vielen beschäftigungspolitischen Konferenzen außer wohlklingenden Absichtserklärungen wenig Verbindliches eingefallen ist. Von daher überrascht es auch kaum, daß die 1998, 1999 und 2000 von den fünfzehn Mitgliedstaaten in Brüssel eingereichten nationalen Beschäftigungspläne frauenpolitisch wenig Innovatives enthielten. Es drängt sich von daher der Eindruck auf, daß der Gedanke des „GM“ bisher ein schönes Versprechen, ein Programmwort ist, das aber bisher von Seiten des Ministerrats, der Kommission selbst und vielen nationalen Regierungen so gut wie nicht gefüllt ist. Wenig ist beispielsweise bisher davon zu hören, daß das „Bündnis für Arbeit“ bemüht ist, auch die Beschäftigungsinteressen von Frauen mitzuvertreten. Die zu enge Interessenpolitik des Bündnisses wurde kürzlich auch vom katholischen Sozialethiker Friedhelm Hengsbach kritisiert. Dieses sei überwiegend ein Industriebündnis der Männer, das sich zudem auf einen nur kleinen Teil des Arbeitsmarktes beschränke. Die Industriegesellschaft und die Industriearbeit aber gingen zu Ende.

Angesichts der hohen Erwartungen in Bezug auf die Innovationskraft des „GM“ (Weg 2001, Tondorf 2001) und der vielfach vertretenen Auffassung, die neue Herangehensweise sei vor allem als ein Erfolg frauenpolitischer Intervention zu werten, möchte ich drei Fragen diskutieren:

- Ist „GM“ – wie behauptet – ein Ansatz der Förderung von Geschlechterdemokratie oder soll die neue Chancengleichheits-Strategie ein Deckmantel für die strittige Legitimation des Projekts Europäische Integration sein?
- Ist „GM“ – wie behauptet – ein Ansatz zur Förderung der europäischen Zivilgesellschaft oder ein Programm der Flankierung des Um- und Abbaus des Sozialstaats?
- Handelt es sich beim „GM“ wirklich um das Angebot einer partnerschaftlichen oder partizipativen Herangehensweise in der europäischen Struktur-, Bildungs- und Beschäftigungspolitik, oder geht es eher um eine Instrumentalisierung von frauenpolitischen Ressourcen und Initiativen?

Hierzu einige Thesen:

1. Man geht sicher nicht Fehl, den GM-Ansatz im Zusammenhang mit anderen Bestrebungen der europäischen Kommission zu verorten, in denen es darum geht, die neoliberale Ordnungspolitik fortzuführen, aber durch eine modernere, versöhnlichere und egalitärere Rhetorik zu ergänzen. Unverkennbar bringt der GM-Begriff eine administrative Perspektive auf das Problem der Geschlechtergleichheit zum Ausdruck; historisch hat es zündendere Parolen der Frauenbefreiung gegeben. Trotz Nutzung des Geschlechter-Begriffs richtet sich „GM“ nicht an beide Geschlechter, sondern es ist im Kern ein frauenspezifisches Konsensprojekt, als dessen Adressat vorrangig qualifizierte Frauen der europäischen Länder anzusehen sind. Das neue Konzept flankiert eine

Reihe anderer Projekte zur Modernisierung der europäischen Volkswirtschaften. Zugespitzt könnte man sagen: es handelt sich um eine Spielart des autoritären Populismus, die korporatistisch ausgerichtet, jedoch im Führungsstil von oben nach unten einem autoritärem Management verpflichtet ist.

2. Konzeptionell wird mit der GM-Maxime geschlechterpolitischen Veränderungen in der politischen Arena Rechnung getragen. Die EU reagiert auf das Erstarken nichtstaatlicher Akteurinnen in allen europäischen Ländern einerseits und andererseits auf die Tatsache, daß überproportional viele qualifizierte Frauen – wie die im Auftrag der Kommission durchgeführte Europabarometer-Umfragen zeigen – den in der Europapolitik involvierten nationalen und supranationalen Eliten zunehmend ihre Zustimmung verweigern. Eher skeptische Einschätzungen sehen im „GM“ insofern eine Form der Resonanz der EU auf den in vielen Ländern anwachsenden weiblichen Euro-Skeptizismus. Frauenpolitische Basisinitiativen, sogenannte NGOs, werden nun aufgerufen, sich den Herausforderungen zu stellen, die als „gemeinsame drängende Menschheitsprobleme“ definiert werden: Umwelt, Wirtschaftskrisen, Frauenhandel, Menschenrechte. Mit dem „GM“ schaltet die Kommission wie die Weltbank und die WTO auf einen neuen Transparenz- und Öffnungskurs um. Alle geschlechterpolitisch Interessierten werden zu einer großen Debatte eingeladen, deren Ergebnis allerdings im wesentlichen vorgezeichnet ist. Denn es geht weniger um die neuralgischen Fragen der Umverteilung von bezahlter und unbezahlter Arbeit oder um die Thematisierung der Gewaltstrukturen zwischen den Geschlechtern als um die Bewältigung administrativ vorgegebener Aufgaben. Nationale und europäische Fraueninitiativen werden aufgerufen, ihr know how, ihre Professionalität und Kreativität einzubringen und dieses Gender-Wissen in Kooperation mit den europäischen Behörden in Fragen der Bildung und Beschäftigung zu mobilisieren. Es geht also um die Vereinnahmung potentiell emanzipatorischer Kräfte. Zentrales Problem dieses Ansatzes ist nun, daß unter Stichworten der „Partnerschaft mit lokalen Akteuren“ Machtungleichgewichte und Hierarchien ausgeblendet und die mit der Währungsunion (auch geschlechterpolitisch) verschärften sozialen Verteilungskonflikte in den Hintergrund gedrängt werden. Dennoch werden viele hundert frauenpolitisch Engagierte beschäftigt und es wird ihnen das Gefühl vermittelt, Einfluß auszuüben.

3. Ein konstitutives Element neoliberaler Ideologie ist bekanntlich ihr Anti-Etatismus. Im Zentrum der Kritik stehen dabei sozialstaatliche Funktionen. In dieses Konzept passen sehr gut NGO's und frauenpolitische Basisinitiativen, die – sprachlich im neoliberalen Diskurs nicht zufällig als „private organisations“ bezeichnet – als innovative Alternativen zum bürokratischen Moloch Sozialstaat erscheinen. Die den NGO's zugeschriebenen Vorteile im Vergleich zu sozialstaatlichen Bürokratien wie Flexibilität, hohe Professionalität, Unternehmergeist und Kosteneffizienz werden so als Argument benutzt, um bestimmte sozialstaatliche Aufgaben an NGOs zu delegieren und damit zu privatisieren. „GM“ in der Strukturpolitik ist beispielsweise eine hervorragende

Methode, um frauenpolitische Projekte gegeneinander auszuspielen. Insofern könnte frau/man zuspitzen, daß es sich bei „GM“ weniger um die Förderung der Geschlechterdemokratie als um die Umfunktionierung des Widerstands gegen den Neoliberalismus europäischer Prägung in ein Konsensprojekt für die kapitalistische Modernisierung geht.

Militarisierung der EU und die Revolutionierung des Geschlechterregimes

Zu diskutieren bleiben abschließend die immer stärker ins Blickfeld drängenden Fragen der Militarisierung der Union. Immer deutlicher haben die Beschlüsse der letzten Dekade die Richtung angezeigt, in die sich die europäische Außenpolitik zukünftig bewegen soll. Es geht um die „kraftvolle Selbstdarstellung“ der EU als „Führungs- und Ordnungsmacht in Europa“, die machtpolitischen Ansprüchen der USA, Rußlands oder noch zu bezeichnender Gegner Paroli bieten kann. Zunächst wurde die deutsch-französische Militärkooperation als „Herzstück“ des neuen Europas gefeiert. Die gemeinsamen Manöver der 50.000 Mann starken deutsch-französischen Brigade wurden als Mittel gesehen, um das lockere Band zwischen den noch immer rivalisierenden Landsmannschaften fester zu binden. Schließlich wurde in Amsterdam (1997) die Westeuropäische Verteidigungsunion (WEU) in die EU integriert. Damit hat sich die EU unwiderruflich auf Großmachtkurs begeben. Inzwischen werden in europaweiter Kooperation neue destruktive Gewaltmonopole aufgebaut. Die WEU-Staaten einigten sich darauf, daß ihre militärischen Einheiten im Rahmen der WEU und im Rahmen der UNO bei humanitären und friedenserhaltenden Aufgaben und auch mit kämpfenden Einheiten bei friedenssichernden Aufgaben antreten dürfen. Immer neuen Bewerbern aus dem Kreis der zögernden und dem Neutralitätsdenken verhafteten Länder (Irland, Dänemark, Schweden, Österreich, Finnland, Griechenland) wurde und wird die Waffenbrüderschaft angetragen. 1999 hat man(n) den „Zivilisationsauftrag Europas“ in einem ganz archaischen Sinn interpretiert. Das Jahrhundert endete, wie es begonnen hat, mit dem Krieg auf dem Balkan. Mit der „politischen Integration durch militärische Intervention“ in Jugoslawien - ohne ein ausdrückliches Mandat der Vereinten Nationen - scheint das kaum begonnene Projekt der „Zivilisierung Europas“ seinem Ende zuzugehen.

Paradoxerweise scheint nun gerade die fortschreitende Militarisierung der EU zu einer weiteren Neuerung des europäischen Geschlechterregimes beizutragen. Die jüngste Rechtsprechung des EuGH zum Dienst von Frauen an der Waffe passt sich flexibel den neuen politischen Aufgabenstellungen an. Die Richter urteilten, daß Frauen nicht länger vom bewaffneten Wehrdienst ausgeschlossen werden dürfen. In der deutschen Praxis sahen die Richter einen Verstoss sowohl gegen die Gleichbehandlung der Geschlechter als auch gegen die Freiheit der Berufswahl. Diesen Grundrechten der deutschen Verfassung möchte das Urteil des EuGH Geltung verschaffen, in dem es die Waffengleichheit der Geschlechter nach den gleichen Kriterien beurteilt, die für

die Chancengleichheit auf dem Arbeitsmarkt generell gelten. Der von den Parteien (nicht der PDS) gefeierte Emanzipationserfolg wurde prekärerweise mit finanzieller Unterstützung des deutschen Bundeswehr-Verbandes durchgekämpft, der seit Beginn der 80er Jahre das Dienstverbot für Frauen an den Waffen zu kippen versucht und die Kosten des Verfahrens vor dem EuGH trug. Das Medienecho auf das EuGH-Urteil ist einhellig positiv. Das weibliche Geschlecht wird angesichts einer dramatisch zurückgehenden Wehrbereitschaft als eine wertvolle und unausgeschöpfte Leistungsreserve zur Sicherung des Bestandes der Bundeswehr angesehen. Man zeigt sich erfreut, daß die Truppe nun ihren Nachwuchsbedarf für die meisten Einheiten zukünftig aus einem viel größeren Bewerberpotential decken kann. Schließlich wird erhofft, daß der erwartete Zustrom von Frauen zur Bundeswehr oder zu einer später zu schaffenden Berufsarmee von Freiwilligen auch der sinkenden Attraktivität der Armee begegnen kann. „Denn ein höherer Anteil von Frauen dient der gewollten gesellschaftlichen Verankerung der Bundeswehr viel mehr als das zwangsweise Rekrutieren junger Männer, von denen mittlerweile jeder Zweite den zivilen Ersatzdienst vorzieht“ (Der Wandel 2000). Mit diesem Urteil werden die angesprochenen Ungleichzeitigkeiten der Frauenemanzipation noch weiter verschärft. Das weibliche Geschlecht darf in einem weiteren gesellschaftlichen Kernbereich, dem Kriegshandwerk, in die Reserve einrücken. Traditionelle Vorstellungen, die das weibliche Geschlecht als besonders schutzwürdig ansehen, werden damit durch die Europarichter - wie bereits in Fragen der Nacharbeit und der Alterssicherung - ad acta gelegt. Leitbild des blind gewordenen Egalitätsprinzips, so wie es die Richter des EuGH proklamieren, ist die aufstiegswillige Frau, „die ihren Mann steht“. Die drängenden Fragen einer Demokratisierung und Versozialstaatlichung der EU stehen weiterhin ebenso aus wie die einer sozialrechtlichen und steuerlichen Gleichstellung, die alleine den Frauen ökonomische Unabhängigkeit und Autonomie garantieren könnte.

Literatur

- Ab 2001 Frauen an der Waffe - Europa-Gericht zwingt Bundeswehr zur Einstellung von Soldatinnen, in: Weser-Kurier vom 12. Januar 2000.
- Ausschuß für die Rechte der Frau des EP, 1997: Stellungnahme zu dem Entwurf eines Vorschlages für eine Richtlinien des Rates der von Unice, CEEP und EGB geschlossenen Rahmenvereinbarung über Teilzeitarbeit vom 20. Oktober 1997.
- Berghahn, Sabine, 1998: Auf Adlers Schwingen oder auf dem Rücken des Stiers? - Zum Vorankommen von Frauen- und Gleichheitsrechten in Europa. Papier zur Tagung „Europa zwischen Integration und Ausschluss“, Universität Wien, 5.-7. Juni 1998.
- Bieling, Hans-Jürgen/ Deppe, Frank, 1996: Internationalisierung, Integration und politische Regulierung. In: Jachtenfuchs/Kohler-Koch (Hrsg.): Europäische Integration. Opladen 1996, 481-511.
- Delors, Jaques, 1993: Entwicklungsperspektiven der Europäischen Gemeinschaft, in: Aus Politik und Zeitgeschichte B 1, 1993, 1- 15.
- EuGH-Urteil zu Frauen bei der Bundeswehr: Der Wandel ist weiblich, in: Weser-Kurier vom 12. 1. 2000.

- Europäisches Parlament, 1997, Sitzungsdokumente. Bericht über die Mitteilung der Kommission - Einbindung der Chancengleichheit in sämtliche politischen Konzepte und Maßnahmen der Gemeinschaft - mainstreaming (Kokkola -Bericht), vom 18. Juli 1997.
- Falkner, Gerda, 1994: Supranationalität trotz Einstimmigkeit? Entscheidungsmuster am Beispiel Sozialpolitik. Europäische Schriften des Instituts für Europäische Politik, Band 71, Bonn
- Flynn, Padraig, 1998: „Mainstreaming eine grundlegend neue Angehensweise der Chancengleichheit im Rahmen der künftigen Strukturfonds“, in: Frauen Europas Info 78, 1.
- Forum Wissenschaft, Sonderheft zum Thema „Alles Gute kommt von oben? Gender mainstreaming in der Diskussion“, Heft Nr.2/April 2001.
- Frauen und Teilzeitarbeit 1997/ 1998, in: Frauen Europas Info Nr. 76, 1997/1998, 2.
- Helfferich, Barbara, 1998: Frauenpolitische Arbeit im Integrationsprozeß: Die Aktivitäten der Europäischen Frauenlobby im Kontext der Regierungskonferenz, in: femina politica 2/1998, 35f.
- Hoskyns, Catherine 1996: Integrating Gender. Women, Law and Politics in the European Union. London, Verso.
- Kommission der Europäischen Gemeinschaften, 1996: Mitteilung der Kommission „Einbindung der Chancengleichheit in sämtliche politischen Konzepte und Maßnahmen der Gemeinschaft“, Brüssel.
- Kommission der Europäischen Gemeinschaften 1997: 100 Begriffe aus der Gleichstellungspolitik. Glossar der Gleichstellung zwischen Frauen und Männern, GD V, Luxemburg.
- Kommission der Europäischen Gemeinschaften, 1998: Fortschrittsbericht der Kommission über Folgemaßnahmen zu der Mitteilung „Einbindung der Chancengleichheit in sämtliche politischen Konzepte und Maßnahmen der Gemeinschaft, Brüssel.
- Liebert, Ulrike, 1998: Das „Demokratiedefizit“ der EU im Spiegel weiblicher Öffentlichkeit, in: femina politica 2/ 1998, 19-35.
- Pateman, Carole, 1994: Der Geschlechtervertrag in, Erna Appelt/Gerda Neyer (Hg.), Feministische Politikwissenschaft, Wien, 73- 95.
- Rechtsprechung Defrenne II RS 43/75, Slg. 1976, 455
- Scharpf, Fritz W. 1997: Wege zur Zivilisierung des Eurokapitalismus, in: E Antalovsky/J. Melchior/S. Puntcher Riekman (Hrsg), Integration durch Demokratie, Marburg, 365-375.
- Schunter-Kleemann, Susanne 1998: „Mainstreaming“ - die Geschlechterfrage und die Reform der europäischen Strukturpolitik, in: Zeitschrift für Frauenforschung 3/1998, 22-33.
- Schunter-Kleemann, Susanne 2001: Gender mainstreaming - Doppelbödiges Konzept, in: Forum Wissenschaft 4/2001, 20-24.
- Tondorf, Karin: Gender mainstreaming - verbindliches Leitprinzip für Politik und Verwaltung, in: WSI-Mitteilungen 4/2001, 271-277.
- Weg, Marianne: Gender mainstreaming als gleichstellungsfördernde Politikmethode, unveröff. Papier, Wiesbaden 2001.
- Zellentin, Gerda, 1992: Die Schimäre des europäischen Superstaats, in: Blätter für deutsche und internationale Politik 6/1992, 698- 705.

Martin Beckmann

Zukunft der Gewerkschaften in Europa

Wenn innerhalb wie außerhalb der Gewerkschaften über Beschäftigungs- und Sozialpolitik diskutiert und gestritten wird, dann herrscht, von Lippenbekenntnissen zu internationaler Solidarität einmal abgesehen, eine Sichtweise vor, die auf den Nationalstaat ausgerichtet ist. Dies ist zunächst einmal nicht verwunderlich, denn die Entstehung und der Ausbau des Wohlfahrtsstaates in der Nachkriegszeit verliefen innerhalb nationalstaatlicher Bahnen. Nun haben sich in den letzten Jahren, mit der Ausbreitung von Massenarbeitslosigkeit, dem Um- bzw. Abbau des Sozialstaates und vor dem Hintergrund einer unter dem Schlagwort Globalisierung laufenden Verschärfung des internationalen Wettbewerbs und der fortschreitenden Europäischen Integration einschneidende Veränderungen vollzogen. Trotzdem ist gewerkschaftliches Handeln weiterhin hauptsächlich auf den Nationalstaat bezogen. Ja es scheint sogar, als sei dieser der einzige Garant für die Bewahrung errungener sozialer Standards, da – nach einer verbreiteten Argumentation – vergleichbare Strukturen in der EU nicht erkennbar seien.¹ Folglich spielen sich die wichtigsten gewerkschaftlichen Aktivitäten größtenteils im nationalen Rahmen ab. Dies betrifft das Bündnis für Arbeit ebenso wie die Tarifpolitik oder, ein Beispiel aus der jüngsten Vergangenheit, die Kritik an der Rentenreform. Meiner Meinung nach ist diese relative Vernachlässigung der europäischen Integration in der täglichen gewerkschaftlichen Praxis fatal. Eine solche Haltung, die sich auf die Ebene des Nationalstaates zurückzieht, und sich darauf beschränkt, mit den Arbeitgebern wettbewerbsorientierte Modernisierungsallianzen zu schließen, fördert eine Entwicklung, in der die Gewerkschaften zu einer nachgeordneten Größe werden.

Nun herrscht in der EU, darauf haben die Gewerkschaften oft hingewiesen, ein eindeutiges Übergewicht der Kapital- gegenüber den Arbeitnehmerinteressen vor. Kern der EG bzw. Union ist immer die ökonomische Integration, die Entfesselung der Marktkräfte, gewesen. Folglich stehen die Gewerkschaften vor dem Problem, dass die Europäische Union und ihre Entscheidungen immer wichtiger werden und es gleichzeitig nicht klar zu sein scheint, wie die Gewerkschaften der herrschenden Logik eine soziales Konzept entgegenstellen können. Deshalb sollen hier mögliche Handlungsperspektiven für eine europäische Gewerkschaftspolitik diskutiert werden.

¹ Vgl. z.B. die Argumentation von Wolfgang Streeck (1998), Direktor am Max Planck Institut für Gesellschaftsforschung in Köln und Mitglied der benchmarking-Arbeitsgruppe im Bündnis für Arbeit.

Die Methode Delors: Entwicklung der Sozialdimension als Ergänzung zum Binnenmarkt

Eine erste Stärkung der europäischen Sozialdimension und Aufwertung der europäischen Gewerkschaften erfolgte im Zusammenhang mit den Plänen für den EG- Binnenmarkt Mitte der 80er Jahre. Mit dem Binnenmarkt sollte eine dynamische wirtschaftliche Entwicklung in Europa eingeleitet werden, um unter anderem dem gewachsenen Wettbewerbsdruck durch US-amerikanische und japanische Unternehmen durch eine Markterweiterung zu begegnen.

Um der europäischen Bevölkerung das Binnenmarktprojekt schmackhaft zu machen, verfolgte die Kommission mehrere Strategien. Einerseits wurde versucht, die Bevölkerung direkt für den Binnenmarkt zu gewinnen. Andererseits sollte über die europäische Förderung des sozialen Ausgleichs die soziale Dimension des Integrationsprozesses gestärkt werden. Diese Mitte der 1980er Jahre einsetzende Entwicklung ist auf das engste mit der EG-Kommission unter Führung des französischen Sozialisten Jaques Delors verbunden (Martin/Ross 1999). Sein Konzept sah vor, dass die Integration der Märkte durch eine parallel verlaufende sozialpolitische Integration begleitet und mögliche negative Folgen für den sozialen Zusammenhalt in Europa so unterbunden werden könnten. Deshalb sollte nach Auffassung der Kommission die europäische Ebene durch eine Einbeziehung des Europäischen Gewerkschaftsbundes, soziale Mindeststandards und eine Reform und Ausdehnung der Strukturfonds – dem wichtigsten Mittel einer umverteilenden Politik in Europa – insgesamt an Bedeutung gewinnen.

Am Anfang dieser Förderung der sozialen Dimension stand 1985 der soziale Dialog (Lee 2000: 171ff.). In diesen waren die Kommission, der EGB und die europäischen Arbeitgeberverbände UNICE und CEEP (öffentliche Arbeitgeber) einbezogen. Eine entsprechende Aufwertung wurde dem sozialen Dialog dann durch seine Aufnahme in die Einheitliche Europäische Akte (EEA) zuteil. 1989 wurde dann in Straßburg eine „Gemeinschaftscharta für die sozialen Grundrechte der Arbeitnehmer“, kurz als Sozialcharta bezeichnet, verabschiedet. Damit wurde ein weiterer bedeutender Schritt auf dem Weg zur Sozialintegration beschrritten. Mit der Sozialcharta wurden erstmals gemeinschaftlich soziale Grundrechte formuliert. In ihr werden die Angleichung der Arbeits- und Lebensbedingungen, das Recht auf Freizügigkeit, ein Diskriminierungsverbot, Gesundheitsschutz am Arbeitsplatz, das Recht auf Urlaub und Erziehungszeit und der Zugang der Arbeitnehmer zu Weiter- und Fortbildung als soziale Grundrechte anerkannt. Außerdem werden die Tarifparteien aufgefordert, die Möglichkeiten von supranationalen Kollektivverhandlungen zu nutzen.

Im Vertrag von Maastricht Anfang der 90er Jahre sollten die mit der Sozialcharta entwickelten sozialen Standards in das gemeinschaftliche Vertragswerk integriert werden. Dieser Wille der meisten Mitgliedstaaten scheiterte am Widerstand der konservativen britischen Regierung. Deshalb entschloss man sich, dem Vertrag ein Sozialprotokoll anzuhängen. In diesem bekennen sich

die Mitgliedstaaten – außer Großbritannien – zu den Zielen Beschäftigungsförderung, Verbesserung der Arbeits- und Lebensbedingungen, einem „angemessenen“ sozialen Schutz, dem sozialen Dialog und der Bekämpfung von Ausgrenzungen.

Die Möglichkeit der Sozialparteien zu Verhandlungen auf überstaatlicher Ebene führte im Juni 1996 zu einem ersten erfolgreichen Abschluss. Die Richtlinie über Elternurlaub, welche mindestens drei Monate Erziehungszeit anerkennt, basiert auf der ersten kollektiven Vereinbarung im europäischen Rahmen.

Innerhalb der europäischen Arbeits- und Sozialpolitik, wie sie sich in den letzten anderthalb Jahrzehnten entwickelt hat, bildet die 1994 verabschiedete Richtlinie über die Einrichtung europäischer Betriebsräte (EBR) zweifellos das Herzstück (Lee 2000: 254ff.). Sie sieht in ihrem Kern vor, dass in gemeinschaftsweit tätigen Unternehmen mit mehr als 1.000 Beschäftigten bzw. mit Tochtergesellschaften in mehr als zwei Mitgliedsländern Eurobetriebsräte eingerichtet werden können. Die Notwendigkeit, einen neuen Versuch zur Durchsetzung einer Richtlinie zu starten, schien angesichts des sich rasant wandelnden ökonomischen Umfeldes (Stichwort: Transnationalisierung der Unternehmenstätigkeit; ein Prozess, der durch das Binnenmarktprojekt noch einmal beschleunigt wurde) offensichtlich zu sein. Auf Grundlage der erwähnten Sozialcharta legte die Kommission in den frühen neunziger Jahren einen ersten Entwurf für eine Richtlinie vor. Sie wurde 1994 verabschiedet. Seitdem haben sich in vielen transnational operierenden Konzernen EBRs gebildet. Dies wurde durch die in Artikel 13 der Richtlinie gewährleistete Möglichkeit, innerhalb eines Übergangszeitraums von zwei Jahren sogenannte beistandsgeschützte freiwillige EBRs zu gründen, erleichtert. Bis heute wurden in 600 Unternehmen europäische Betriebsräte eingerichtet (Lecher/Platzer/Rüb/Weiner 2000). Damit werden etwa 60 Prozent der von der Richtlinie betroffenen Arbeitnehmer von dieser erfasst. Was nun den materiellen Gehalt der EBR-Richtlinie angeht, fällt auf, dass dieser sich auf Informations- und Konsultationsrechte beschränkt. Eine Mitbestimmung bei sozialen und personellen Entscheidungen, wie sie in der Bundesrepublik das Betriebsverfassungsgesetz garantiert, ist nicht vorgesehen. Die Bedeutung der europäischen Betriebsräte liegt somit weniger im formalrechtlichen Bereich. Statt dessen bilden sie an der Schnittstelle von Transnationalisierung der Unternehmenstätigkeit und Verbetrieblichung der Arbeitsbeziehungen einen Ort der Auseinandersetzung, ein neues Terrain. In dieser Möglichkeit liegt aber gleichzeitig auch eine gewisse Gefahr. Die neu geschaffenen Strukturen könnten die Entstehung eines transnationalen Mikrokorporatismus erleichtern. Damit ist gemeint, dass die Betriebsräte in länderübergreifende Bündnisse mit dem Management gedrängt werden könnten, um durch gemeinsam getragene Strategien zur Kostensenkung die Wettbewerbsfähigkeit des Unternehmens zu erhöhen. In diesem Fall wird der von den Gewerkschaften gewünschte Effekt, die Stärkung der Arbeitnehmerrechte im transnationalen Rahmen, wahrscheinlich nicht dazu führen, den Wettbewerbs- und Anpassungsdruck zu verringern.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass in den letzten Jahren die Arbeits- und Sozialpolitik in der EG bzw. der EU zwar an Bedeutung gewonnen hat. Ob damit aber auf jeden Fall ein wirksamer sozialer Schutz gegen die Priorität von Markt und Konkurrenz geschaffen wurde, ist fraglich, da weiterhin die Interessen des Kapitals – siehe Binnenmarkt, siehe Währungsunion – die Entwicklungsrichtung der Europäische Union bestimmen.

Regimewettbewerb und Hegemoniale Projekte: Die Grenzen des Delorschen Ansatzes

Die Auswirkungen der Richtlinie zu den EBRs sind äußerst widersprüchlich – und darin werden auch die Grenzen der bisherigen Form europäischer Sozialpolitik deutlich. Insbesondere die europäische Währungsunion – mit ihrer starken Ausrichtung auf den Vorrang der Geldwertstabilität – zeigt, dass die ökonomische Integration in der EU weiterhin eindeutig den Vorrang hat. Dahinter steckt die Vorstellung, die Nationalstaaten dazu zu zwingen, ihre Schulden zu begrenzen und die Staatsausgaben zu senken. Dieser neoliberalen Konzeption zufolge soll die staatliche, insbesondere die kostenintensive sozialstaatliche, Tätigkeit zurückgefahren werden. In diesem Prozess kann die Sozialdimension nicht schritthalten. Sie wird statt dessen sogar im Rahmen eines umfassenden wettbewerbsorientierten Modernisierungsprozesses mit dem Ziel, die EU innerhalb der nächsten zehn Jahre zum dynamischsten Wirtschaftsraum der Welt zu machen, zunehmend den Zwängen der Wettbewerbsfähigkeit unterworfen. Das geht aus dem Beschluß des Ratstreffens von Lissabon 2000 hervor (Bieling/ Deppe 2001).

Ein deutliches Beispiel für diesen Trend ist die Konzeption der europäischen Beschäftigungspolitik (Tidow 1998). Sie ging aus der Auseinandersetzung mit dem Skandal der Massenarbeitslosigkeit in der EU zu Beginn der 90er Jahre hervor. Eine bedeutsame Aufwertung erfuhr die Beschäftigungspolitik dann mit der Vertragsrevision auf dem Amsterdamer EU-Gipfel 1997. Dort wurde sie durch Aufnahme eines eigenen Kapitels Bestandteil der Verträge.

Auf dem europäischen Beschäftigungsgipfel von Luxemburg 1997 wurden die Veränderungen im Amsterdamer Vertrag zu politischen Handlungsvorschlägen weiterentwickelt. Dazu wurde ein spezielles Verfahren, der sogenannte „Luxemburg-Prozess“ entwickelt, in dessen Zentrum die beschäftigungspolitischen Leitlinien stehen. Diese Leitlinien – Beschäftigungsfähigkeit, Entwicklung des Unternehmertums, Förderung der Anpassungsfähigkeit, Chancengleichheit – dienen, vom letzten Punkt einmal abgesehen, alle einer angebotsorientierten Modernisierungsstrategie. Eine große Bedeutung für eine koordinierte europäische Beschäftigungspolitik wird dabei dem Steuerungsmittel des sogenannten „benchmarking“ zugewiesen (Tidow 1999). Mit Hilfe dieses der Betriebswirtschaftslehre entlehnten Konzeptes lassen sich vorgeblich objektive ökonomische Kriterien aufstellen, mit deren Hilfe sich die Leistungen zwischen den staatlichen Politiken vergleichen lassen. Die Entwicklungen innerhalb des erfolgreichsten Landes sollen Ansporn sein, die eigenen Konzepte

zu überprüfen. Insgesamt soll der Informationsaustausch und der Wettbewerb zwischen den nationalen Arbeits- und Sozialregimen angeregt werden.

Diese Konzeption ist Teil einer Strategie, die innerhalb der EU nicht nur den Wettbewerb zwischen Produkten und Standorten, sondern auch zwischen den jeweiligen noch stark in den Pfaden nationalstaatlicher Entwicklung verwurzelten Systeme der Arbeits- und Sozialbeziehungen entfachen will. Vor diesem Hintergrund ist auch die in fast allen Mitgliedstaaten der EU wachsende Zahl „nationaler Sozialpakete“ zu verstehen. Mittels dieser – wie sie sich selbst nennen – Modernisierungsbündnisse soll die Anpassung an den verschärften internationalen Wettbewerbsdruck organisiert werden. Diesem Trend kann der Wille des EGB zum „Sozialen Dialog“ wenig entgegenzusetzen, da die wichtigsten Fragen der Tarifpolitik wie Lohnerhöhungen weiterhin national, ohne Mitwirkung des sozialen Dialogs, behandelt werden. Dies gilt um so mehr, da die Aufwertung der europäischen Gewerkschaften nicht durch eine machtvolle europäische Gewerkschaftsbewegung von unten, sondern von oben, durch die Delorskommission und insbesondere die zuständige Generaldirektion V erfolgte (Martin/Ross 1999).

Die Ursachen für diesen Wandel der europäischen Sozialpolitik müssen in der rasanten Veränderung des politischen und wirtschaftlichen Rahmens in den letzten Jahrzehnten gesucht werden. Dabei lassen sich innerhalb des Integrationsprozesses der letzten zwei Jahrzehnte, so die Argumentation von Bieling/Steinhilber (2000), verschiedene hegemoniale politische Projekte ausmachen, mit denen ein neoliberal orientierter Umbau vorangetrieben wurde. Das erste dieser Projekte war das Europäische Währungssystem (EWS). Das EWS wurde Ende der 70er Jahre angesichts des Aufwertungsdrucks, unter den die europäischen Währungen (insbesondere die DM gegenüber dem Dollar) geraten waren, mit dem Ziel der Währungsstabilisierung gebildet und diente als Vorbedingung der Währungsunion. Der oben bereits angeführte EG-Binnenmarkt mit seiner Liberalisierungs- und Deregulierungsoffensive ist das zweite politische Projekt. Das dritte, die Währungsunion, war einerseits ein Mittel Frankreichs, die Einbindung des vereinigten Deutschlands abzusichern. Der neoliberale Charakter der Währungsunion zeigt sich dann jedoch vor allem in zweierlei Hinsicht: Erstens wurde, durch den Wegfall der Möglichkeit zur Währungsabwertung bei Wettbewerbsnachteilen einer Volkswirtschaft, die Bedeutung der Tarifpolitik für die Konkurrenzfähigkeit erhöht (Bispinck/Schulten 1999). Zweitens setzte sich über ihre insbesondere auch auf Druck der Bundesbank eingeführte monetaristische Ausgestaltung – Konvergenzkriterien, Stabilitätspakt, Unabhängigkeit der Europäischen Zentralbank und Konzentrierung auf die Sicherung der Geldwertstabilität – der Vorrang der Haushaltsstabilität durch. Die Möglichkeiten für eine expansive, auf Beschäftigungsförderung setzende Haushaltspolitik wurden so eingeschränkt.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die Europäische Sozialpolitik in ihrer jetzigen Form dem Wettbewerbsdruck der Globalisierung und Europäisierung nicht viel entgegenzusetzen kann. Anstatt eine sozialpolitische Protekti-

on gegen den verschärften Wettbewerbsdruck zu bieten, ist die europäische Arbeits- und Sozialpolitik selbst Teil einer umfassenden Strategie zur Steigerung der Wettbewerbsfähigkeit.

Entstehung des Shareholder-Kapitalismus

Die skizzierten Kapitalstrategie hat in der Europäischen Union auch in der aktuellen Situation weiter Vorrang. Ausdruck dafür ist ein ökonomisches Projekt, das massive Konsequenzen für die Perspektiven gewerkschaftlicher Politik haben dürfte. Es geht dabei um den Übergang in die „Shareholder-Ökonomie“. Darunter ist zu verstehen, dass über eine allgemeine Aufwertung der Finanzmärkte in den letzten Jahrzehnten (Gowan 1999, Helleiner 1994, Huffschmid 1999) die Interessen der Aktionäre an hohen Renditen zunehmend an Bedeutung gewinnen. Zentral für Renditesteigerungen ist die Erhöhung des Unternehmenswertes durch die Steigerung des Aktienkurses.

Die Europäische Union versucht nun, durch die Integration der noch national unterschiedlich regulierten Finanzmärkte die Voraussetzungen für ein neues ökonomisches Wachstumsmodell zu schaffen, so der Tenor der Beschlüsse des Gipfeltreffens von Lissabon (Brie/Dräger 2001). Die wichtigsten Ziele dieser Strategie sind die Erhöhung der Wettbewerbsfähigkeit durch den erleichterten Zugang zu Kapital, die „Reform“ der Alterssicherungssysteme – Reform meint in diesem Fall Privatisierung und Zulassung von Pensionsfonds nach angelsächsischem Vorbild – und die Modernisierung der nationalen Corporate Governance Systeme (Bieling/Steinhilber 2001). Mit Corporate Governance sind alle Regelungen gemeint, die Einfluss darauf haben, wie in großen Unternehmen die wesentlichen Entscheidungen getroffen werden. Es geht um die besonderen Formen der Unternehmensführung, -kontrolle und -entscheidungsfindung. Grundsätzlich lassen sich zwei Formen idealtypisch differenzieren: Auf der einen Seite steht das sogenannte „insiderorientierte“ Konzept, welches vor allem an den Interessen des Managements und, in abgeschwächter Form, über Möglichkeiten der Mitbestimmung an denen der Belegschaft ausgerichtet ist. Auf der anderen Seite steht das „outsiderorientierte“ Konzept. Dabei erfolgt die Einflussnahme über den Kapitalmarkt und die auf ihm agierenden Anleger. Während das erste Konzept für die klassische kontinentaleuropäische Praxis in der Bundesrepublik und in Frankreich steht, ist die Outsiderorientierung typisch für die angelsächsischen Staaten.

Profiteure einer Finanzmarktintegration wären sowohl Industrie- als auch Finanzunternehmen. Für erstere bietet sich die Chance, erleichterten Zugang zu Kapital zu erhalten und den Druck auf die Belegschaften zu erhöhen. Für Finanzunternehmen wie Banken, Versicherungen und die institutionellen Anleger – Kapitalanlagegesellschaften und Pensionsfonds – ergeben sich Chancen auf den Zugriff flüssiger Mittel in Milliardenhöhe. Entsprechend drängen Lobbyorganisationen des Kapitals, wie der neu geschaffene European Round Table of Financial Services, auf entsprechende Veränderungen zu ihren Gunsten.

Die aktuellen Vorschläge der Kommission zielen im Rahmen verschiedener Aktionspläne und Richtlinienvorschläge, z.B. die Aktionspläne für Finanzdienstleistungen und Risikokapital, insbesondere darauf ab, einheitliche aufsichts- und steuerrechtliche Bedingungen zu verwirklichen, um europaweite Operationen der Anbieter von Finanzdienstleistungen zu ermöglichen.

Neben den Kommissionsvorschlägen haben auch diverse Maßnahmen auf nationaler Ebene den Übergang in den „Shareholder-Kapitalismus“ zum Ziel (Sablowski/Rupp 2001). Zu nennen wären etwa die verschiedenen Finanzmarktfördergesetze oder die aktuelle Rentenreform mit ihren Elementen der Teilprivatisierung und Zulassung kapitalgedeckter Pensionsfonds oder, im Rahmen der rot-grünen Steuerreform, die Steuerbefreiung der Veräußerung von Unternehmensbeteiligungen. Letztere darf nicht nur als Geschenk an die deutschen Konzerne, Banken und Versicherungen, sondern muss vor allem als Mittel des finanzgetriebenen Umbaus der Deutschland AG verstanden werden. Die vielzähligen Überkreuzverflechtungen, die die Unternehmen vor Übernahmen schützten, werden zugunsten „transparenterer“ Strukturen aufgegeben.

Eine besondere Bedeutung für die gewerkschaftliche Politik der Zukunft hat der Übergang in ein finanzgetriebenes Modell ökonomischer Entwicklung unter anderem deswegen, weil die Auswirkungen dieses neuen Kapitalismustyps auf die betrieblichen Arbeitsbeziehungen einschneidend sind. Das deutsche System der Unternehmensführung basierte traditionell auf dem „Insidermodell“, also der Kontrolle der Unternehmenstätigkeit durch die verschiedenen mit dem Unternehmen verbunden Gruppen wie Management, Belegschaft und Gewerkschaften. Die Mitbestimmung in den Gremien des Aufsichtsrates ist ein weiteres Merkmal des deutschen Modells, ebenso die enge Bindung an die „Hausbanken“. Diese Strukturen – die hier im übrigen nicht idealisiert werden sollen – lösen sich im Zuge der zunehmenden Shareholderorientierung in wachsendem Maße auf. Die Managemententscheidungen werden durch ein Bündel von Maßnahmen an das Renditeinteresse der Anleger gekoppelt (Hirsch-Kreinsen 1999). Hierzu zählen beispielsweise neue Regelungen der unternehmerischen Berichterstattung gegenüber den Aktionären. Unter dem Schlagwort „Mehr Transparenz schaffen“, sollen den Anlegern Daten zur Verfügung gestellt werden, um die erwartete zukünftige Unternehmensentwicklung abschätzen zu können. Außerdem erhält das Topmanagement durch eine Koppelung der Einkommens- an die Renditeentwicklung, etwa durch Aktienoptionspläne, einen finanziellen Anreiz, im Sinne der Steigerung des Unternehmenswertes tätig zu sein. Insgesamt zeichnet sich die Entstehung neuer Formen der Unternehmensführung- und Kontrolle ab, die sich der Mitbestimmung durch die abhängig Beschäftigten und gewerkschaftspolitischer Einflussnahme entziehen wollen. Auf diese zielgerichtete Entwicklung müssen die Gewerkschaften in Deutschland wie in Europa eine Antwort finden, wenn sie nicht an den Rand gedrängt werden wollen.

Dies ist um so wichtiger, da angesichts der Shareholderorientierung von der kritischen industriesoziologischen Forschung seit einigen Jahren auch ein Zurückdrängen humanerer Formen der Arbeitsorganisation – insbesondere in der Automobilproduktion – beobachtet wird. Die in den 80er Jahren eingeführten humaneren und abwechslungsreicheren Arbeitsmethoden geraten zunehmend in Widerspruch zu den kurzfristigen Gewinninteressen der Shareholder (Schumann 1998). Aus dieser Orientierung am Börsenwert folgt eine wachsende Konkurrenz zwischen einzelnen Abteilungen im Unternehmen. Damit im Interesse der Anleger ein beschleunigter Rückfluss des eingesetzten Kapitals möglich wird, wird eine flexibilisierte, technologisch zwar hochmoderne, aber der Form nach konservative Arbeitsorganisation, die schnelle, kurzfristige Erfolge verspricht, begünstigt.

Am Beispiel des Mercedes-Werks in Rastatt lässt sich die wachsende Bedeutung jener Methoden verdeutlichen, die keine Rücksicht auf die Gesundheit und die Bedürfnisse der Arbeitenden nehmen (Dörre 2000). Dieser Betrieb galt zu Beginn der neunziger Jahre als ein Paradebeispiel für die Zurückdrängung tayloristischer, monotoner Methoden der Arbeitsorganisation. Gruppenarbeit, Rotation zwischen den Arbeitsplätzen und eine ausgiebige Qualifikation kennzeichneten diese Fabrik neuen Typs. Mit der Umstellung auf ein neues Automodell, die A-Klasse, leitete das Management auch einen umfassenden Umbau der Arbeitsorganisation ein. Heute ist von den früheren Formen humanerer Arbeit praktisch nichts mehr übrig geblieben. Statt dessen dominiert nun wieder die kurzgetaktete Fließbandproduktion, mit den entsprechenden Folgen für die gesundheitliche Situation der Beschäftigten.

Die Entwicklung im Rastatter Werk ist nur ein besonders eindringliches Beispiel für einen allgemeinen Trend. Dieser ist vor allem durch die Rücknahme von Arbeitererleichterungen, die zunehmende Flexibilisierung der Arbeitsabläufe und die Verlängerung der Maschinenlaufzeiten gekennzeichnet. Dabei wird die alte Fließbandfertigung mit den Anforderungen einer flexiblen und dezentralen Fabrikorganisation verknüpft. Die Stabilität dieser neuen Konstellation ergibt sich, so die Schlussfolgerung von Klaus Dörre, insbesondere daraus, dass für diese Entwicklung anscheinend keine Personen, sondern die Gesetze des Marktes verantwortlich sind. Die Unternehmensleitung erscheint nur noch als Erfüllungsgehilfe von Aktionärsinteressen und Marktzwängen. Der Konflikt mit ihr, als Mittel der Interessenvertretung, wird dadurch tendenziell stillgelegt.

Die Absicherung dieses neuen Modells kapitalistischer Entwicklung erfolgt jedoch nicht nur über die Wirkungsmacht des „stummen Zwangs der ökonomischen Verhältnisse“, sondern auch über Versuche der materiellen Einbindung, zumindestens von Teilen der Arbeitnehmerschaft. Dabei geht es vornehmlich um verschiedene Formen der Beteiligung am Produktivkapital. Die Idee der Beteiligung ist dabei nicht grundsätzlich neu. Bereits in den sechziger Jahren war diese unter dem Schlagwort der „Vermögensbildung in Arbeitnehmerhand“ von Ludwig Erhard, aber auch von Teilen der Gewerkschaften propagiert worden.

Mit dem Übergang in die Shareholderökonomie und der Entstehung einer wahren Aktien- und Börsenhysterie erlangt die Diskussion jedoch eine neue Dynamik. Eine erweiterte Teilhabe am gesellschaftlichen Vermögen wird heute auch etwa durch eine Vereinbarung im Rahmen des „Bündnis für Arbeit“ eingefordert. In einer gemeinsamen Erklärung vom Juli 1999 sprechen sich der DGB und die Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände dafür aus, die betriebliche Alterssicherung auszubauen und die Belegschaften stärker am Unternehmenserfolg zu beteiligen (Putzhammer 2001). Dass diesbezüglich ein Nachholbedarf besteht, beweisen einige Zahlen zur aktuellen Lage bei der Vermögensbildung der Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen (Priewe 2001): Im Jahr 2000 besaßen 19 Prozent der über 14-Jährigen in der Bundesrepublik Aktien. Über Belegschaftsaktien, die klassische Form der Beteiligung am Unternehmen, verfügten lediglich 2,5 Prozent bzw. 1,6 Millionen Menschen. Insgesamt boten 1999 2.700 Unternehmen 2,3 Millionen abhängig Beschäftigten, dies entspricht 6,8 Prozent, eine Möglichkeit zur Teilhabe am Unternehmenskapital. Mit der Gewinnbeteiligung verhält es sich ähnlich. Auch wenn eine eindeutige Aufwärtsentwicklung seit den frühen neunziger Jahren zu verzeichnen ist, werden von ihr trotzdem nur 13 Prozent erfasst. Ein beschleunigter Anstieg zeichnet sich allerdings in Folge der aktuellen Rentenreform ab.

Dieser Übergang zu einem neuen Typ von Kapitalismus bedeutet für eine zukünftige Gewerkschaftspolitik vielfältige Probleme und Gefahren. Über die Förderung eines abgestuften Systems der Mitarbeiterbeteiligung – beispielhaft ist dabei etwa der VW-Konzern – werden Unterschiede in der Lohn- und Gehaltsstruktur und damit Fragmentierungen zwischen den abhängig Beschäftigten und den Belegschaften weiter vorangetrieben. Gleichzeitig wird über die Teilhabe an Aktienfonds, sei es zur Finanzierung der Alterssicherung oder sei es zugunsten eines höheren Einkommens nach dem Vorbild einer angelsächsischen „Mass Investment Culture“ (Harmes 2001), ein Shareholderbewusstsein bei den ArbeitnehmerInnen gefördert. Beide Entwicklungen könnten die Mobilisierungsfähigkeit der Gewerkschaften bei Konflikten mit der Unternehmensleitung schwächen. Dies ist vor allem deswegen fatal, weil eine kapitalmarktorientierte Förderung der Vermögensbildung mit Einbußen bei den Tariflöhnen erkaufte werden dürfte. Das könnte eine weitere Schwächung der Gewerkschaften auf ihrem Hauptaufgabenfeld, der Tarifpolitik, bewirken.

Insgesamt zeichnet sich also ab, dass das neue europäische Projekt „Übergang in den Shareholder-Kapitalismus“ eindeutig die Interessen des Industrie- und Finanzkapitals bedient. Gewerkschaften sind dabei, wenn überhaupt, nur erwünscht, wenn sie die beschriebenen Ungleichheiten und Prozesse der Entsolidarisierung anerkennen. Sie tun dies um den Preis, dass für sie dabei bestenfalls die Position des Juniorpartners bleibt.

Perspektiven der Gewerkschaften in Europa

Es ist nun zu Fragen, welche Perspektiven sich für eine gewerkschaftliche Politik jenseits der Unterordnung unter die Kapitalinteressen ergeben. Dem

über die EU geförderten Übergang in die Shareholderökonomie mit seiner Bevorzugung des Aktionärsinteresses müssen die europäischen Gewerkschaften Alternativen im Interesse der Lohnabhängigen entgegenstellen. Das Konzept des EGB bewegt sich weitgehend innerhalb der bestehenden sozialen Dimensionen. Der EGB plädiert in einem Memorandum vom 20. April 2001 an die belgische Regierung, die zu diesem Zeitpunkt die Amtsgeschäfte des Europäischen Rates übernahm, für den Ausbau des sozialen Dialogs als Basis der Entwicklung eines europäischen Sozialmodells (ETUC 2001). Des Weiteren spricht sich der EGB für eine stärkere Koordinierung der nationalen Wirtschaftspolitiken aus. Dem in Lissabon eingeschlagenen Weg, die Wirtschafts- und Beschäftigungspolitik besser aufeinander abzustimmen, stimmt der EGB grundsätzlich zu. Problematisch an der EGB-Strategie ist, dass sie an dem Konzept, die Wettbewerbsfähigkeit der EU zu erhöhen und auch die Beschäftigungs- und Sozialpolitik auf die Erreichung dieses Ziels auszurichten, keine Kritik übt. Die Regimekonkurrenz und die nationalen Wettbewerbspakte, beide in engem Zusammenhang mit der spezifischen Logik einer primär ökonomisch orientierten europäischen Integration, unterhöheln alle Möglichkeiten, über die relativ schwache europäische Verhandlungsebene einen substanziellen sozialen Schutz herzustellen. Dementsprechend kommt der europäischen Verhandlungsebene eine eher symbolische Bedeutung zu. Die wichtigsten Weichenstellungen werden dagegen in den nationalen und betrieblichen „Bündnissen für Arbeit“ gestellt (Schulten 2000).

Ein Versuch, der insbesondere durch die Währungsunion verschärften lohnpolitischen Konkurrenz eine solidarische Alternative entgegenzustellen, ist der Koordinierungsansatz (Schulten 2001). Ausgangspunkt für diese Vorgehensweise, die im Rahmen des Europäischen Metallgewerkschaftsbundes erstellt wurde, ist die Vorstellung, dass eine Integration tarifpolitischer Kernfragen, wie etwa Lohnerhöhungen, in den sozialen Dialog von den europäischen Gewerkschaften derzeit nicht durchgesetzt werden kann. Um trotzdem negative Effekte in Form von Lohndumping zu verhindern, soll ein System der sektoralen Koordinierung der nationalen tarifpolitischen Ziele auf europäischer Ebene aufgebaut werden.

Grundsätzlich ist eine solche Koordinierung der nationalen Lohnpolitiken sicherlich begrüßenswert. Allerdings scheint dieses Konzept durch die vorherrschende Entwicklungslogik sowohl auf nationalstaatlicher als auch auf europäischer Ebene unter Druck zu geraten (Bieling/Deppe 2001:34): Denn erstens unterlaufen auf nationalstaatlicher Ebene die Abmachungen innerhalb der Wettbewerbspakte den Koordinierungsansatz. Kern aller nationalen Sozialpolitik ist die Einigung auf lohnpolitische Zurückhaltung, also einer Lohnpolitik, die nicht mehr als einen Inflationsausgleich gewähren will. Zweitens bewegt sich die solidarische Lohnpolitik im Widerspruch zur derzeitigen europäischen Politik, insbesondere zur Geldpolitik. Da für die Europäische Zentralbank die Geldwertstabilität Vorrang vor allen anderen Zielen hat, würde sie bei höheren Lohnabschlüssen Zinserhöhungen durchsetzen.

Für die Gewerkschaften in Europa lässt sich daher die Schlussfolgerung ziehen, dass eine alleinige Fixierung auf tarifpolitische Regelungen nicht ausreichen dürfte, da sie an dem bestehenden makroökonomischen und politischen Rahmen substanziell nichts verändern können. Nur der Druck der europäischen Gewerkschaften kann hier eine Veränderung erwirken. An diese Prämisse schließt eine dritte Handlungsmöglichkeit an: Die Forderung nach einer europäischen Wirtschaftsregierung.

Aktuell ist diese Forderung durch den französischen Premierminister Jospin in seiner Reaktion auf die Reformvorschläge Gerhard Schröders aufgegriffen worden (Jospin 2001). Im Gegensatz zu Schröder und auch Joschka Fischer (in seiner letztjährigen Rede an der Berliner Humboldtuniversität) beschränkt sich Jospin nicht auf Vorschläge, wie die Gremien der Europäischen Union reformiert werden können, sondern betont die politische Bedeutung des Integrationsprozesses. Demnach repräsentiert Europa ein bestimmtes Gesellschaftsprojekt, welches besonderen Wert auf soziale Stabilität und Teilhabe aller Menschen legt. Dieses europäische Gesellschaftsmodell soll verteidigt und gesichert werden. Um mehr wirtschaftliche Solidarität verwirklichen zu können, müsste, so Jospin weiter, eine Wirtschaftsregierung für den Euro-Raum geschaffen werden. Diese sollte erstens die nationalen Politiken koordinieren und zweitens, durch die Einrichtung von Konjunkturfonds, Ansätze einer europäischen Konjunkturpolitik schaffen. Weiterhin wird eine Harmonisierung der Unternehmensbesteuerung angestrebt, um den Steuersenkungswettbewerb zu unterbinden. Die Vorschläge Jospins ließen sich dahingehend ergänzen, dass auch eine Aufstockung des EU-Haushalts nötig wäre, um sich – vor allem in Hinblick auf die anstehende EU-Osterweiterung – durch Umverteilung zugunsten der benachteiligten Regionen einer Angleichung der Lebensstandards in der Union anzunähern.

Ein entsprechendes Umsteuern der Politik erfolgt nicht dadurch, dass die Akteure auf einmal einsichtig werden, sondern nur durch den Druck einer europäischen sozialen Bewegung. Die europäischen Gewerkschaften sollten sich im Sinne eines „social movement unionism“ (Zeuner 2000) als Bestandteil einer solchen Bewegung sehen. Ansätze für eine entsprechende Formierung des Widerstandes von unten gibt es bereits. Zu nennen wären dabei die Euro-marschbewegung, das Forum Soziales Europa, in dem sich kritische Gewerkschafter und GewerkschafterInnen zusammengefunden haben, Attac, das internationale Netzwerk, das sich eine Regulierung der Finanzmärkte auf die Fahnen geschrieben hat, oder der von verschiedenen Mitgliedern des Europäischen Parlaments geschaffene Europäische Aufruf für Vollbeschäftigung. Zentral für eine solche Bewegung muss dabei zweifellos die Forderung nach einer Kontrolle der Aktivitäten auf den Finanzmärkten sein. Nur so ließen sich die beschriebenen scheinbaren Sachzwänge der Shareholderorientierung abmildern und sozial gestalten. Die europäischen Gewerkschaften wären gut beraten, wenn sie sich an diesen Gruppen und Netzwerken aktiv beteiligen würden, um zu einer Erneuerung internationaler Solidarität zwischen den abhängig Beschäftigten und der Schaffung eines sozialen Europas beizutragen.

Literatur

- Bieling H.-J./Steinhilber, J. (2001): Die EU und die neue Shareholderökonomie, Manuskript
- Bieling, H.-J./Deppe, F. (2001): Europäische Integration und industrielle Beziehungen: Gewerkschaftspolitik in der „Regimekonkurrenz“; in: H.-J. Bieling et al., Europa der Linken, Supplement der Zeitschrift Sozialismus, H. 4, S. 22-39
- Bieling, H.-J./Steinhilber, J. (2000): Hegemoniale Projekte im Prozeß der europäischen Integration, in: diess. Die Konfiguration Europas. Dimensionen einer kritischen Integrationstheorie, Münster 102-130
- Bispinck, R./Schulten, T. (1999): Tarifpolitik unter dem EURO. Perspektiven einer europäischen Koordinierung: Das Beispiel Metallindustrie, Hamburg
- Brie, A./Dräger, K. (2001): Von Lissabon nach Stockholm: Prodis Beschleunigungsprogramm; in: Bieling, H.-J. et al., Europa der Linken, Supplement zu Sozialismus, H. 4, S. 11-21
- Dörre, K. (2000): Arbeit, Partizipation und Solidarität im Aktionärskapitalismus; in: Widerspruch, H. 39, S. 28-40
- ETUC (2001): Memorandum from the ETUC, FGTB and CSC for the Belgian EU Presidency
- Gowan, P. (1999): The Global Gamble, London/New York
- Harmes (2001): Mass Investment Culture; in: New Left Review, H. 9, S. 103-124
- Hassel, A. (1998): Soziale Pakte in Europa, in: Gewerksch. Monatshefte 10/98, S. 626-638
- Helleiner, E. (1994): States and the Reemergence of Global Finance, Ithaca/London
- Hirsch-Kreinsen, H. (1999): Shareholder Value. Zum Wandel von Unternehmensstrukturen und Kapitalmarktbedingungen, in: WSI-Mitteilungen, H. 5, S. 322-330
- Huffschmid, J. (1999): Politische Ökonomie der Finanzmärkte, Hamburg
- Jospin, L. (2001): Rede zur „Zukunft des erweiterten Europas“, 28. Mai 2001
- Lecher, W./Platzer, H.-W./Rüb, S./Weiner, K. P. (2000): Verhandelte Europäisierung. Die Einrichtung Europäischer Betriebsräte zwischen gesetzlichem Rahmen und sozialer Dynamik, Baden-Baden
- Lee, H-G. (2000): Die europäische Sozialpolitik im System der Mehrebenenregulation, EG-Studie Nr. 14, Marburg
- Martin, A./Ross, G. (1999): The Brave New World Of European Labor. European Trade Unions at the Millennium, New York/Oxford
- Priewe, J. (2001): Vom Lohnarbeiter zum Shareholder?, in: Prokla H. 1, S. 103-122
- Putzhammer, H. (2001): Frischer Wind für alte Forderungen; in: Die Mitbestimmung, H. 3, S. 17-19
- Sablowski, T./Rupp, J. (2001): Die neue Ökonomie des Shareholder Value. Corporate Governance im Wandel; in: Prokla, H. 1, S. 47-78
- Schulten, T. (2001): Solidarische Lohnpolitik in Europa; WSI-Diskussionspapier 92, Düsseldorf
- Schumann, M. (1998): Frißt die Shareholder Value-Ökonomie die Modernisierung der Arbeit?, in: Hirsch-Kreinsen, H. /Wolf, H. (Hg.), Arbeit, Gesellschaft, Kritik, Berlin, S. 19-30
- Streeck, Wolfgang (1998): Gewerkschaften zwischen Nationalstaat und Europäischer Union, in: WSI-Mitteilungen, H. 1, S. 1-14
- Tidow, S. (1998): Europäische Beschäftigungspolitik, FEG-Arbeitspapier Nr. 18, Marburg
- Tidow, S. (1999): Benchmarking als Leitidee. Zum Verlust des Politischen in der europäischen Perspektive, in: Blätter für deutsche und internationale Politik, H. 3, Jg. 44, S. 301-309
- Zeuner, B. (2000): Sozialdarwinismus oder erneuerte Solidarität? Die politische Zukunft der Gewerkschaften; in: Sozialismus, H. 9, S. 36-43

Karl Unger

Italiens Linke: Die Wurzeln der Krise

Mit Silvio Berlusconi und seinem Bündnis „Casa delle Libertà“ hat das Modell des entschiedenen Neoliberalismus die Wahl gewonnen. Die dramatische Niederlage der Linken, die gegenüber 1996 rund 2,6 Millionen Stimmen verloren und damit einen historischen Tiefstand erreicht hat¹, erklärt sich aus der Tatsache, dass sie zu diesem Modell keine Alternative anbieten konnte bzw. wollte. In dem die Regierungslinke auf juristische Fragen und Interessenkonflikte des Unternehmers Berlusconi abstellte, machte sie indirekt deutlich, dass in programmatischer Hinsicht kein grundsätzlicher Dissens bestand. In der wichtigsten innenpolitischen Zielsetzung, nach der Privatisierung der Staatsunternehmen nun die öffentlichen Dienste (Fürsorge, Gesundheitswesen, Schule) dem Marktgesetz von Angebot und Nachfrage zu unterwerfen, betreffen die Differenzen lediglich das Ausmaß und die Schnelligkeit dieses Prozesses. Die DS und ihre Bündnispartner haben so zum Ausdruck gebracht, dass auch ihre strategische Orientierung auf den Abbau der allgemeinen Rechte der Staatsbürger zielt, d.h. die Transformation des demokratischen Staates, wie er durch den antifaschistischen Widerstand und die Massenbewegungen nach 1945 erkämpft wurde, in ein autoritäres Gebilde vom Typ „Bonapartismus soft“. Wenn jedoch nur ein Gesellschaftsmodell zur Wahl steht, ziehen die Menschen in der Regel das Original der Kopie vor. Zum anderen hatte sich die Linke nach dem Wahlerfolg 1996 hinsichtlich ihrer Stärke einer Selbsttäuschung hingegeben, da sie nicht begriff, dass sich im Wahlverhalten strukturelle Veränderungen der Gesellschaft und des Alltagsbewußtseins mit größerer zeitlicher Verzögerung niederschlagen.

Die Niederlage von Turin und die Ära Craxi

Die achtziger Jahre waren gekennzeichnet durch die Modernisierung des alten industriellen Dreiecks (Genua-Mailand-Turin). Fiat, das größte auf Massenproduktion basierende Unternehmen des Landes, stand seit dem Ölpreisschock von 1973 und dessen Konsequenzen vor der Notwendigkeit struktureller Veränderungen. Die waren lange Zeit unterblieben, teils aus Gründen, die mit dem sozialen Klima zu tun hatten, teils aus der Unentschlossenheit des Managements. Nachdem Fiat im Juni 1980 Massenentlassungen angekündigt hatte,

¹ „Linke“ meint hier die dem Parteienbündnis „L'Ulivo“ angehörenden Linksdemokraten (DS - Democratici di Sinistra, früher: PDS - Partito Democratico della Sinistra), Grüne (Verdi), Sozialdemokraten (SDI - Socialisti Democratici Italiani) und die Partei der italienischen Kommunisten (PDCI - Partito di Comunisti Italiani), also die sogenannte Regierungslinke, sowie die eigenständig kandidierende Partei der kommunistischen Wiedergründung (PRC - Partito della Rifondazione Comunista). Ihr gemeinsamer Stimmenanteil sank von 32,2 auf 25,5 Prozent. Bei den letzten Wahlen an denen der PCI teilgenommen hatte (1987), war sie alleine auf 26,6 Prozent gekommen.

kam es zu einem 35 Tage dauernden Streik, der mit einer schweren Niederlage endete. Entscheidend war eine Massendemonstration von Beschäftigten bei Fiat und dessen Zuliefererbetrieben, die sich als die „große Partei“ derer bezeichnete, die „arbeiten, produzieren und im Wettbewerb konkurrieren wollen“. Die Ersetzung von Solidarität durch Konkurrenz als die Massen mobilisierende Losung signalisierte grundsätzliche Veränderungen in der Gesellschaft, was durch die Tatsache, dass die Politik erstmals seit Jahren nicht moderierend eingriff, noch unterstrichen wurde. Die durch den „heißen Herbst“ 1969 eingeleitete Phase struktureller Veränderungen im Interesse der Arbeiterklasse war definitiv beendet und die Gewerkschaften entscheidend geschwächt, da sich unter den 23.000 Entlassenen fast die gesamte Avantgarde der Arbeitskämpfe des vergangenen Jahrzehnts befand (Santarelli, 262).

Die Niederlage bei Fiat markiert den Beginn der „Modernisierung und Normalisierung“ Italiens. Hand in Hand mit der Restrukturierung des Produktionsapparates ging die Ausbreitung vertraglich nicht geregelter Arbeitsverhältnisse, der (teilweise illegale) Import von Arbeitskräften aus dem Mittelmeerraum und die Popularisierung der Ideologie autonomer Arbeit als ideale Form der Beschäftigung, d.h. der Ideologie des Selbständigen als zentrales Modell wirtschaftlicher Aktivität. Diese Veränderungen blieben trotz Massenentlassungen (Fiat reduzierte in den Jahren 1980/86 seine Belegschaft nahezu um die Hälfte) und steigender Arbeitslosigkeit aus zwei Gründen ohne nennenswerte öffentliche Resonanz: Zum einen sorgte die gute Konjunktur (1983/89) für eine optimistische Grundstimmung und eine Ausdehnung der „Schattenwirtschaft“. Zum anderen hat das ideologische Leitbild des Selbständigen eine lange und gewichtige Tradition in der italienischen Gesellschaft.

Im Juni 1981 entstand die „Pentapartito“, eine Fünf-Parteien-Koalition aus Liberalen, Sozialdemokraten, Republikanern, PSI (Partito Socialista Italiano) und DC (Democrazia Cristiana), die das Land zehn Jahre regierte. Infolge interner Probleme der DC, aber auch des PCI, wurde die PSI mit ihrem Vorsitzenden Bettino Craxi zur bestimmenden politischen Kraft. Die von ihm betriebene Umwandlung der PSI in eine „halb preußische, halb liberalistische“ Organisation (Santarelli, 269), war eine politische Weichenstellung mit Auswirkungen. In nuce wurden hier jene Strukturen entwickelt, die einerseits später von Berlusconi (ein enger Freund Craxis) zur Perfektion gebracht wurden und andererseits die politische Kultur des Landes veränderten. Die quasi plebiszitäre Wahl des Parteichefs sowie die Ersetzung des Zentralkomitees durch einen dekorativen und auf beratende Funktionen beschränkten Nationalrat zerstörten die innerparteiliche Demokratie und förderten einen Führerkult. Das zweite wesentliche Moment von Craxis Politik war sein strategischer Kampf gegen den PCI, der er die „demokratische Legitimation“ absprach. Paul Ginsborg charakterisiert die Ära Craxi als Zeit der „komplette(n) Trennung zwischen Politik auf der einen, Moral und Legalität auf der anderen Seite ... Die triumphierenden Werte - Unternehmertum, Konsumismus und Individualismus - wurden zelebriert, ohne hinterfragt zu werden ... Unter der Führung Craxis

hatte die Politik einen Prozeß der Personalisierung und Simplifizierung durchlaufen sowie in starkem Maß den Charakter eines Schauspiels angenommen. Zu seinem prinzipiellen Kommunikationsmittel war das Fernsehen geworden.“ (Ginsborg, 281f)

Kurz nach Amtsantritt Craxis erlitt die Arbeiterbewegung in der Auseinandersetzung um die „scala mobile“ eine weitere bedeutsame Niederlage. Mit der Begründung, der automatische Inflationsausgleich verhindere jeglichen Erfolg im Kampf um die Geldwertstabilität, erschwerte die Integration Italiens in die EU und die Modernisierung des Landes, dekretierte der sozialistische Ministerpräsident ihren Abbau. Im Kampf gegen dieses Gesetz zerbrachen die ohnehin nur noch schwach ausgeprägten Einheitsbestrebungen zwischen den drei Gewerkschaftsbünden und eine von dem PCI initiierte Volksabstimmung ging verloren. Zwar sprachen sich 45,7 Prozent für die „scala mobile“ aus, was weit über dem besten kommunistischen Wahlergebnis (1976: 34,4 Prozent) lag, doch Massenmedien und Politiker hatten die Volksabstimmung mit Erfolg zu einem Plebiszit gegen den PCI umgedeutet. Die Niederlage im kollektiven Kampf gegen die Verschlechterung der Lebensbedingungen führte dazu, dass nunmehr auch innerhalb der Arbeiterklasse verstärkt auf individuelle Lösungsmöglichkeiten gesetzt wurde. Die Modernisierung und die damit verbundenen Veränderungen stellten den PCI schon damals vor jene doppelte Schwierigkeit, die noch heute ein zentrales Problem linker Politik ausmacht: „Berlinguer erkannte, dass neue kollektive Subjekte - die Frauen, die Jugendlichen, die Arbeitslosen, die Alten - die Bühne der Geschichte betraten, aber er hatte Schwierigkeiten zu akzeptieren, dass in diesem Prozeß keine von kompakten und starken Organismen, sondern eine von einzelnen und autonomen Komponenten gebildete Realität entstand.“ (Ginsborg, 296) Und er interpretierte die Modernisierung als einen Prozeß der Dekadenz. Seiner Auffassung nach hat der Konsumismus, d.h. die kapitalistische Form, in der die Massen am gesellschaftlichen Reichtum partizipieren, einen antidemokratischen Charakter und fördert autoritäres Bewußtsein und Verhalten.² Diese zutreffende Einschätzung war aber politisch nicht zu vermitteln.

Italien und Europa

Über Jahre hatte die Europäische Gemeinschaft den italienischen Politikern als Störfaktor gegolten, der durch Weisungen und Normen das traditionelle Modell der Ressourcenverteilung bedrohte und durcheinander brachte. Wie groß die Distanz zu Brüssel war, zeigt, dass beispielsweise 1978 nur 79 Millionen Ecu von den für Italien bestimmten 158 Millionen des Regionalfonds abgeru-

² Darauf hat Pier Paolo Pasolini schon Mitte der siebziger Jahre hingewiesen: „Der Zwang zum Konsum ist ein Zwang zum Gehorsam gegenüber einem unausgesprochenen Befehl. Jeder in Italien steht unter dem entwürdigendem Zwang, so zu sein, wie die anderen: im Konsumieren, im Glücklichen, im Freisein; denn das ist der Befehl, den er unbewußt empfangen hat und dem er gehorchen 'muß', will er sich nicht als Außenseiter fühlen. Nie zuvor war das Anderssein ein so schweres Vergehen wie in unserer Zeit der Toleranz.“ (Pasolini, 37)

fen wurden und von den 242 Millionen Ecu des Agrarfonds gar nur 48 Millionen (Ginsborg, 455). 1983 war jedoch unter maßgeblicher Beteiligung von Umberto Agnelli (Fiat) der „European Roundtable of Industrialists (ERT)“ gegründet worden. Diese Lobby der europäischen Großunternehmen sah in der Brüsseler Kommission das geeignete Instrument, die Kapitalverwertungsbedingungen in Europa und damit auch die Stellung im Konkurrenzkampf mit den USA und Japan zu verbessern. Seinen ersten Erfolg landete der ERT 1985 mit „Europe 1990 - An Agenda for Action“. Die Vorschläge der Großunternehmen zielten auf einen vollständigen Abbau von Zöllen und Handelshemmnissen in Westeuropa, also einen einheitlichen Markt für Güter, Dienstleistungen, Kapital und Arbeitskräfte, sowie eine Harmonisierung der indirekten Steuern. Drei Tage nach der Präsentation dieses Plans hielt der neugewählte Kommissionspräsident Jacques Delors eine Rede vor dem Europäischen Parlament, dessen Kern der ERT-Vorschlag bildete. Das einige Monate später veröffentlichte Weißbuch der Kommission legte die Grundlage für die Einheitliche Europäische Akte, also den rechtlichen Rahmen für den Binnenmarkt, wie er heute existiert. Der einzige wesentliche Unterschied zwischen dem Weißbuch und dem Konzept der transnationalen Konzerne war das Zieldatum: 1992 statt 1990 (Balanyà, 21).

Craxi unterstützte diese Initiative, weil, wie der ehemalige Notenbankpräsident Guido Carli schrieb, „die EU einen alternativen Weg zur Lösung der Probleme, die wir auf dem normalen Weg der Regierung und des Parlaments nicht überwinden konnten, (repräsentierte)“ (zit.n. Ginsborg, 459). Die strategische Zielsetzung der europäischen Integration trat in der Öffentlichkeit in den Hintergrund, nicht nur weil sie mit dem diffusen aber positiv konotierten Begriff der Modernisierung belegt war, sondern auch, weil man mit der Hinwendung zur EU einen Abbau der Defizite des bürgerlichen Rechtsstaates und der paternalistischen Strukturen erhoffte. Die Tendenz, die Mängel des italienischen Staates nicht durch seine Veränderung zu beheben, sondern durch Einführung eines neuen, mehr oder weniger mythischen Modells, das vage irgendwo in Nordwesteuropa angesiedelt ist, hat unter den laizistischen und progressiven Intellektuellen eine lange Tradition. Angesichts der durch die Medien lancierten diffus-positiven Hinwendung zur EU waren die Bedingungen für die Aufklärung über den Klassencharakter der forcierten Integration und damit auch für den Widerstand a priori erschwert.

Die Modernisierung hatte zwei wesentliche Auswirkungen: Zum einen veränderte sich die Landkarte der ökonomischen Macht durch neue Imperien wie das von Silvio Berlusconi. Zum anderen ließen technologische Veränderungen und die Deregulierung ein ganzes Archipel von Kleinunternehmen entstehen, das mehr oder weniger legal ein Heer von rund 7 Millionen Arbeitskräften beschäftigte. Dieses trat weder in den offiziellen Statistiken in Erscheinung, noch im Leben der Gewerkschaften. Die neuen Kleinunternehmer, die sich in der Lombardei und Venetien konzentrierten, wurden zu den Protagonisten jener neuen Alltagskultur, deren zentraler Wert die „Freiheit“ ist. Weil sie unter der

Ineffektivität der zentralen Verwaltung und der Disfunktionalität der öffentlichen Dienste litten, sahen sie sich als die arbeitsamen Opfer eines präpotenten Staates. Hand in Hand mit dem Ruf nach „Freiheit“ ging eine zunehmende Intoleranz gegen all jene gesellschaftlichen Gruppen, denen durch die staatliche Umverteilung in ihren prekären Lebensverhältnissen geholfen wird. Da die Staatsverschuldung massiv zunahm, zog Rom die Steuerschraube an. 1984 und 1986/7 kam es zur sogenannten „rivolta fiscale“, in der Kleinbürger und mittlere Bourgeoisie zum ersten Mal seit Jahrzehnten die Straße für sich eroberten.

Das neue Selbstbewusstsein des Bürgertums zeigte sich auch bei einem anderen Phänomen. Der Aufschwung des Drogenhandels hatte zu exorbitanten Gewinnen der Mafia geführt und gleichzeitig das traditionelle Gefüge der Clans destabilisiert, was zu blutigen Auseinandersetzungen führte. Gleichzeitig hatten Teile der Justiz, sei's aus ideologischen Gründen (zivilgesellschaftliche Verantwortungsethik und Modernisierungsanspruch), sei es weil die bürgerliche Lebensqualität immer mehr bedroht wurde (neben den Drogen waren auch die ökologischen Schäden des von der Mafia beherrschten Bausektors z.T. lebensgefährlich geworden), begonnen, ernsthaft gegen die Mafia vorzugehen, wobei der Staat nicht fähig oder nicht willens war, diese Aktivisten zu schützen. Nach der Ermordung des General Dalla Chiesa entstand spontan eine machtvolle bürgerliche Anti-Mafia-Bewegung. Sie hatte starke religiöse Momente, war Ausdruck des neuen *Associazionismo*³ und bewirkte einen Hegemonieverlust der Linken. Mit dem medial verbreiteten Eindruck, dass erst jetzt eine Anti-Mafia-Bewegung des Volkes entsteht, wurde aus dem öffentlichen Bewusstsein verdrängt, dass der Kampf gegen die organisierte Kriminalität seit der Bildung der ersten Massenorganisationen der Bauern, Landarbeiter und Arbeiter (*Fasci siciliani* 1881) geführt wird. Die inzwischen still entschlafene bürgerliche Bewegung hat zudem bewirkt, dass die Mafia nicht mehr als Klassenphänomen wahrgenommen wird, das in seiner terroristischen Funktion gegen die Linke immer eng mit der Staatsmacht verbunden war.

Ab Mitte der achtziger Jahre entwickelte sich im Prozeß der Privatisierung und Deregulierung nicht nur in Italien, sondern in allen EU-Staaten eine neue Dimension politischer Korruption. Aber die rasche Abfolge großer Skandale (P 2, Banco Ambrosiano, Affäre Sindona etc.), in die Politiker verwickelt waren, machten die „moralische Frage“⁴ zum bestimmenden Element der Innenpolitik. Damit verschwand der klassenspezifische Charakter der Korruption

³ Der forcierte Individualismus hat ganz Westeuropa zu einer Abwendung von politischen Bewegungen geführt, die den Anspruch hatten, die bestehenden Verhältnisse mit ihren eigenen Mitteln umzuwälzen. Spontan und diffus entstanden hinter dem Rücken der Gesellschaft Versuche, innerhalb der beschränkten Existenzbedingungen auf private Weise die eigene Erlösung zu vollbringen. In Italien war dieser Rückgriff auf Proudhon in seinen Auswirkungen auf das Bewußtsein gewichtiger, weil offizielle Politik und Ideologie der PSI. (Vgl. Ginsborg, 282)

⁴ Die Verwandlung politischer Probleme in moralische entzieht sie jeder sinnvollen öffentlichen Diskussion. Sie fördert die Tendenz zum „Bonapartismus soft“, da sie die Trennung von Moral, Recht und Politik - ein wesentlicher Bestandteil der bürgerlichen Demokratie - aufhebt.

aus dem Blickfeld und auch die Tatsache, dass die diversen Enthüllungen (Mailänder Justiz gegen PSI, neapolitanische Justiz gegen DC) Bestandteil eines Machtkampfes innerhalb der Pentapartito waren. Hinzu kam der Eindruck, dass wirkliche Konsequenzen nur von Institutionen gezogen werden können, die über den Parteien stehen, womit antidemokratisches Bewußtsein gefördert wurde. Der Ruf nach einem sauberen Staat aber ist allemal der nach einem starken.

Das Ende des PCI und die Krise 1992

Bei den Wahlen 1987 hatte der PCI den seit einem Jahrzehnt andauernden Abwärtstrend nicht stoppen können und verlor erneut fast eine Million Stimmen. Seit Jahren hatte sich das kritische Bewußtsein der Massenpartei abgeschwächt: die Erinnerungen an die historischen Leistungen für den Ausbau der demokratischen und sozialen Rechte und die sich daraus ergebenden Zukunftsvisionen hatten nur noch zum Teil Bestand. In der Alltagspraxis dominierte eine Art linker Associazionismo. Die PCI-Führung schien sich zwar durchaus der sozialen und politischen Widersprüche, in denen sich die Partei bewegte, bewußt zu sein, doch gelang es ihr nicht, sich der Taktik des „Abwartens“ und der daraus resultierenden Erosion der Organisation zu entziehen. 1988 wurde Achille Occhetto Vorsitzender im Namen einer Gruppe, die Gorbatschows Politik enthusiastisch begrüßte und dezidiert auf ein Zusammengehen mit der internationalen Sozialdemokratie orientierte, ohne sich viel Skrupel über die Tradition des italienischen Kommunismus zu machen. Wenige Tage nach dem Fall der Berliner Mauer kündigte er grundsätzliche Veränderungen an, an deren Ende „eine neue Sache und ein neuer Name“ stehen würden. Was den Inhalt der „neuen Sache“ sein sollte, blieb, soweit es nicht um die totale Liquidation der Vergangenheit ging, unklar. Die internationale Entwicklung wurde als Anlaß für diese Veränderung genommen, doch wesentliche Voraussetzungen dafür waren schon unter Berlinguer geschaffen worden mit der Theorie, dass die bürgerliche Demokratie ein Wert an sich ist und mit der Relativierung der historischen Bedeutung der Oktoberrevolution für die kommunistische Bewegung. Auf dem Parteitag von Rimini (1991) wurde gegen den Widerstand der Linken, die circa ein Drittel der Delegierten ausmachten, die PDS aus der Taufe gehoben. Als ihr Ziel nannte sie nicht die Schaffung eines neuen Gesellschaftssystems, sondern die Erringung der Regierungsmacht. Die sollte auf neuen Wegen, mit einer lockeren Parteistruktur und durch die Einführung des Mehrheitswahlrechts erreicht werden. Von den 1,4 Millionen PCI-Mitgliedern traten weniger als die Hälfte in die neue Partei ein. Circa 100.000 schlossen sich der PRC an. Mit dem PCI verschwand nicht nur die einzige Massenpartei, die immer entschieden die italienische Demokratie verteidigt hatte, sondern vorerst auch jeder egalitäre und tansformatorische Gestaltungswillen aus der Politik.

Die Krise von 1992 entstand durch das Zusammentreffen einer Reihe unterschiedlicher Faktoren. Als externe Verstärker wirkten - als vages aber nicht zu

unterschätzendes ideologisch-kulturelles Moment⁵ - der Zusammenbruch des sozialistischen Lagers und der forcierte europäische Integrationsprozeß. Der Integrationsprozess erzwang eine Neuorientierung der Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik und stellte damit die Spezifik der italienischen Entwicklung, d.h. die nationale Geschichte und Identität, in Frage. Die Verschuldung der öffentlichen Hand wurde so auch zu einem Problem der nationalen Ehre, insofern die Frage stand, ob Italien überhaupt „reif“ sei, am Prozeß der europäischen Integration teilzunehmen. Damit verbunden war der Auflösungsprozeß der alten politischen Eliten, die sich unfähig zeigten, neue Regeln und Modalitäten zu entwickeln, um die Funktionsfähigkeit des politischen Systems zu garantieren. Ein weiteres Problem war der Aufstieg der Lega Nord, der den einheitlichen Zentralstaat zu gefährden schien. Hinzu kamen die erneut aufblühenden blutigen Kämpfe innerhalb der Mafia und die Korruptionsaffären, die im Februar 1992 mit der Verhaftung des Sozialisten Mario Chiesa, eines Vertrauten von Bettino Craxi, eine neue Qualität erreicht hatten.

Durch die von den Massenmedien betriebene Skandalisierung der Ereignisse wurde „Tangentopoli“ für Monate zum bestimmenden Thema des öffentlichen Lebens.⁶ Bei den Wahlen im April 1992 verlor die Linke (PDS und PRC) fast 5 Prozent, aber entscheidend war die Umgruppierung innerhalb des bürgerlichen Lagers: die DC verlor 4,6 Prozent, während die Lega Nord von 0,5 auf 8,7 Prozent stieg. Das hatte sowohl mit der aktuellen Situation zu tun, aber auch und vor allem mit der Tatsache, dass sich die traditionellen Kulturmilieus aufgelöst hatten. Die Linke hatte seit Beginn des 19. Jahrhunderts der das Alltagsleben dominierenden Kirche erfolgreich das „Volkshaus“ als kulturel-

⁵ Innerhalb der Linken ist der Prozeß der notwendigen Selbstkritik außer Kontrolle geraten. Statt Theorie und Praxis des realen Sozialismus zu problematisieren, entwickelte sich unter dem Einfluß der liberalen Ideologie der „neuen Subjekte“ eine Theorie des grundsätzlichen und unlösbaren Widerspruchs zwischen Individuum und Kollektiv (Klasse, Partei, Staat).

⁶ Das Vorgehen der Staatsanwälte war auch unter dem Gesichtspunkt des bürgerlichen Rechts nicht unproblematisch. Die aus dem Kampf gegen den Terrorismus stammende Kronzeugenregelung (ähnlich der westdeutschen) öffnete Gerüchten, Verdächtigung und haltlosen Anschuldigungen Tür und Tor. Und die „informazione di garanzia“, die eigentlich Rechtssicherheit schaffen sollte, bekam innerhalb kürzester Zeit den Charakter einer Vorverurteilung. In dem Maß wie die mediale Vorführung korrupter Politiker immer mehr der Wiederholung alter Fernsehserien ähnelte, verflüchtigte sich das öffentliche Interesse. Die Empörung hatte sich vor allem gegen die Höhe der Bestechungsgelder gerichtet, denn Klientelsystem und damit quasi alltägliche Korruption sind integraler Bestandteil des sozialen Lebens. Auch wenn man berücksichtigt, dass die Staatsanwälte von „mani pulite“ seitens des Justizapparates und der Politiker in jedem nur erdenklichem Maß behindert wurden, so ist das Ergebnis von „Tangentopoli“ für ein Profitsystem, dem immer kriminelle Energie unterstellt werden muß, nicht besonders spektakulär. Von knapp 3.000 Untersuchungen führten 460 zu Verurteilungen (Ginsborg, 562). Domenico Losurdo bemerkte dazu: „Es wechselt die regierende politische Schicht, aber ohne dass dies für die herrschende Klasse, die sie unterstützt hat, große Probleme bringt. Die herrschende Klasse von gestern und heute hat weiter einen staatlichen Apparat zur Verfügung, der krimineller Handlungen verdächtig ist, und wo es selbst in Teilbereichen nicht leicht ist, Licht in die Sache zu bringen. Der doppelte Staat wird nicht angerührt.“ (Losurdo, 1994, 55)

len Ort für die Massen entgegengesetzt. So war Italien über Jahrzehnte geprägt durch die Subkulturen „bianco“ und „rosso“, denen trotz grundlegender Unterschiede und prinzipieller Gegnerschaft die Zielrichtung auf solidarisches Verhalten sowie die Ablehnung der Fetische Konsum und Markt gemeinsam waren. Die sich in den siebziger Jahren entwickelnde Massenkultur hingegen rückte das Individuum mit seinen unmittelbaren, egoistischen Bedürfnissen in den Vordergrund. In den achtziger/neunziger Jahren dominierte jener *Associazionismo*, der zwar nur eine Minderheit umfaßt, aber mit dem Motto „anything goes“ zur dominierenden Ideologie wurde. Orientiert an einem Begriff des Marktes, der, wenn er nicht gestört wurde, alles ermöglichte, wurde der Staat als Regulator gesellschaftlicher Beziehungen so zum prinzipiellen Störenfried.

Der politische Umbruch ließ die Forderung nach einer neuen, zweiten Republik immer lauter werden und plausibel erscheinen. Die Parole hatte Staatspräsident Cossiga ausgegeben, der damit auf eine Stärkung des Präsidentenamtes, also autoritäre Veränderungen zielte. Diese klassisch populistische Strategie traf angesichts der politischen Turbulenzen in der Bevölkerung auf relativ breiten Konsens.⁷ Die bürgerlichen Politiker signalisierten Zustimmung, da sie darin einen gewichtigen Schritt zur Rückgewinnung der kulturellen Hegemonie sahen. Denn die bestehende erste Republik ist, wie es in der Verfassung heißt, „geboren aus dem Widerstand“ und „gegründet auf Arbeit“.

Exkurs: Geschichtsrevisionismus und kulturelle Hegemonie

Wie in der Bundesrepublik ist auch in Italien Historikern und Publizisten der sogenannten „politischen Mitte“ eine „antitotalitäre“ Umwertung der faschistischen Vergangenheit gelungen. Die ist eng verbunden mit dem verstorbenen Mussolini-Biografen Renzo De Felice, dessen Gespinnst aus Fälschung und Halbwahrheit auf breite Zustimmung stieß und seit den neunziger Jahren das wissenschaftliche und mediale Bild der jüngsten Vergangenheit dominiert. Nach De Felice ist der Faschismus eine revolutionäre Bewegung, die unabhängig von den herrschenden Eliten die notwendige Modernisierung Italiens auf den Weg gebracht hat. Aus dem Massenkonsens, der das faschistische Regime über Jahre trug, konstruierte er eine Art demokratischer Legitimation, da er Mussolini als Vollstrecker des Volkswillens erscheinen läßt. dass dieser Massenkonsens eine gleichgeschaltete Propagandamaschinerie und die Unterdrückung jeglicher Opposition zur Voraussetzung hatte, bleibt ausgespart. Die *Resistenza* kennzeichnet De Felices als Mythos. Sie war zwar eine Minderheit, hat aber einen - nicht militärisch, sondern politisch - entscheidenden Beitrag zum Sieg über den Faschismus und die deutsche Besatzungsmacht geleistet. dass sie und ihre sozialrevolutionären Zielsetzungen eine wesentliche Voraussetzung für die italienische Nachkriegsdemokratie waren, gehört heute zu den

⁷ 1994 waren 73,5 Prozent der Italiener der Meinung, das Land brauche einen starken Mann (Ginsborg, 550).

meist verschwiegenen historischen Wahrheiten, denn der Antifaschismus wurde weitgehend ersetzt durch einen „antitotalitären Konsens“.⁸

Im Kampf gegen das Fantasiegebilde einer dominanten linken Kultur wollen die Propagandisten und Ideologen der „rechten Mitte“ durch die Revision der Geschichte die Deutungshoheit über die Gegenwart erringen. Weil der terroristische Charakter des Mussolini-Regimes für nebensächlich erklärt wird, bleibt als sein wesentliches Kennzeichen die Modernisierung. Die ist auch heute, wie Mitte-Links- und Rechtsparteien unisono behaupten, die Pflicht des Staates und dass er dabei immer mehr undemokratische und autoritäre Züge annimmt ist - wie gehabt - nebensächlich. Indem die Revisionisten der *Resistenza* Verrat am Staat vorwerfen und sie für die von Wehrmacht und Faschisten veranstalteten Blutbäder verantwortlich machen, drücken sie aus, was die innere Bestimmung des Volkes zu sein hat: in dumpfer Passivität zu verharren. Und das hat es im Prinzip auch immer getan, wie Historiker neuerdings entdecken. So hat Indro Montanelli Anfang des Jahres auf einer Tagung zum Thema „Nation Italien“ der Einigungsbewegung des *Risorgimento* jeden Volkscharakter abgesprochen. Als hätte Garibaldi nie gelebt und der „Zug der Tausend“ nie stattgefunden. Offenbar sind den Kulturkämpfern selbst die absurdesten Behauptungen recht, um zum Verschwinden zu bringen, was der Historiker Enzo Collotti als die essentiellen Komponenten des politischen Erbes der Italiener bezeichnet: „Die demokratische und laizistische Tradition, den Geist der Mitwirkung und des Internationalismus, das Streben nach sozialer Gerechtigkeit (und) eine pluralistische Vision der Gesellschaft, die den Klassenkonflikt aus dem demokratischen Spiel nicht aus- sondern vielmehr einschließt“ (Collotti, 51).

Der Revisionismus trifft auf Resonanz, weil für den gesunden Menschenverstand die Objektivität immer in der Mitte liegt, die sich aber genau aus diesem Grunde immer mehr nach rechts verschiebt. Das liegt auch daran, dass Nationalismus und Klerikalismus fundamentaler Bestandteil des gesunden Menschenverstandes sind. Hingegen wird die Linke und damit die demokratische Kultur als dominant betrachtet, allein weil sie existiert. Der Verlust eines fundamentalen Konsenses zur Bewertung von Geschichte führt zu ihrer Banalisierung, was durch das Medium Fernsehen noch verstärkt wird. Dessen Bedeutung kann angesichts der Tatsache, dass die Hälfte der Italiener kein Buch besitzt und mehr als ein Drittel nicht fähig ist, den Inhalt einer Zeitungsseite zu verstehen (Portelli, 45), nicht hoch genug eingeschätzt werden. Der objektive

⁸ Ironischer Weise sind es die liberalen Propagandisten der Selbstbestimmung des Individuums, die nicht sehen, dass „in die Berge zu gehen“ bedeutete, die totale Verantwortung für sich selbst zu übernehmen. Im Gefolge dieser Umdeutung schlug der Bürgermeister von Triest vor, den italienischen Nationalfeiertag, der den Beginn des antifaschistischen Aufstandes in Mailand und Oberitalien am 25.4.1945 feiert, in ein Frühlingsfest, das den „Opfern aller Totalitarismen“ gedenkt, umzufunktionieren. Der akademische Senat der Universität Pisa wiederum wollte einen Gedenkstein für den faschistischen Ideologen und Erziehungsminister Giovanni Gentile errichten. (Liberazione 5. und 7.3.2000)

Effekt dieses Prozesses ist der Verlust der Erinnerung an kollektive Organisationen und die durch sie gegebenen Möglichkeiten zu gesellschaftlichen Veränderungen.

Von Berlusconi über die „linke Mitte“ zu Berlusconi

Bei der Durchsetzung ökonomischer und gesellschaftlicher Veränderungen setzten die italienischen Politiker in hohem Maß auf das autoritäre Modell der externen Bindung an die EU. Der Sozialist Amato benutzte den Maastricht-Vertrag nur wenige Wochen nachdem er Ministerpräsident geworden war, im Juli 1992, um die Gewerkschaften zu einem Stabilitätspakt mit den Unternehmern zu zwingen, mit dem Ziel die Lohnkosten zu senken. Zum ersten Mal seit 1945 akzeptierten die Gewerkschaften damit eine Vereinbarung, die ausschließlich zu Lasten der Lohnabhängigen ging. Unter seinem Nachfolger, dem ehemaligen Nationalbankpräsident Ciampi, wurde das Wahlrecht geändert: 75 Prozent der Sitze in Kammer und Senat werden seither nach dem Mehrheits- und 25 Prozent nach dem Verhältniswahlrecht vergeben. Angesichts der immer noch andauernden politischen Krise (die DC hatte sich inzwischen umbenannt bzw. aufgelöst und die PSI verschwand mit Craxis Flucht quasi von der Bildfläche), war diese undemokratische Veränderung⁹ ohne Probleme durchsetzbar. Und ohne nennenswerten Widerstand war auch hingegenommen worden, dass Amato und Ciampi „unpolitischen“ Kabinetten aus „Experten“ und „Technikern“ vorstanden. So waren die Weichen für den Wahlerfolg Berlusconis gestellt.

Obwohl erst wenige Monate vor den Wahlen offiziell gegründet, wurde die FI (Forza Italia) mit 21 Prozent stärkste Partei. Ihre Bündnispartner An (Alleanza nazionale) und Lega Nord erhielten 13,5 Prozent bzw. 8,4 Prozent. Die Linke (PDS und PRC) kam auf 26,8 Prozent. Von den bürgerlichen Kommentatoren wurde Berlusconis Wahlsieg als Beginn einer neuen Ära, der postdemokratischen „Telekratie“ interpretiert, obwohl schon Craxi und Andreotti Fernsehauftritte zum zentralen Moment ihrer politischen Strategie gemacht hatten.

Im Kontext der politischen Kultur Italiens repräsentiert Silvio Berlusconi sowohl traditionelle Gebräuche als auch neue Praktiken. Für ersteres stehen der von ihm betriebene Klientelismus, der bis zu Eliminierung jeder Form innerparteilicher Demokratie geht.¹⁰ Für das zweite stehen die modernen Marketingmethoden, die erfolgreich sind, weil sie der italienischen Gesellschaft das

⁹ Schon gegen Ende des 19. Jahrhunderts haben Liberale in der Auseinandersetzung um das allgemeine Wahlrecht darauf hingewiesen, dass das Mehrheitswahlrecht, weil es auf Personen und nicht auf Parteien orientiert sowie die Verlierer vom parlamentarischen Prozeß ausschließt, ebenso effektiv wie das politisch nicht mehr opportune Zensuswahlrecht die subalternen Klassen von der kollektiven Interessenvertretung abhält. Die Arbeiterbewegung hatte deshalb immer den Kampf für das Verhältniswahlrecht zu ihrer Sache gemacht (Losurdo 1993, 196ff).

¹⁰ Das ist kein neues Phänomen, sondern war in den neunziger Jahren in Craxis PSI und den bürgerlichen Parteien zum Normalfall geworden (vgl. Ginsborg, 549).

versprechen, was sie will: Konsens und Konformität. Hier ist auch der Populismus zu verorten. dass Berlusconi mit seiner Koalition innerhalb kurzer Zeit scheiterte, lag vor allem daran, dass er die Techniken der Machtausübung nur unzureichend beherrschte. Die Wahlen 1996 „gewann“ das Mitte-Links Bündnis „L'Ulivo“ um den ehemaligen Christdemokraten Romano Prodi. Dieser Sieg basierte jedoch einzig auf dem eigenständigen Auftritt der Lega und den sich aus dem Wahlrecht ergebenden Konsequenzen. In Wirklichkeit erhielten die Rechtsparteien zusammen 4 Millionen Stimmen mehr als die Linke.

Die Linke kam an die Regierung, als sie politisch nur eine defensive Zielsetzung zu bieten hatte: Europäische Integration, aber ohne soziale Massaker. An dieser Orientierung hielt dann einzig die PRC fest, die, ohne sich an der Regierung zu beteiligen, ihr die notwendige parlamentarische Unterstützung gab. 1997 konnte sie mit Hilfe außerparlamentarischer Aktionen die im Namen „Europas“ geplanten Rentenkürzungen abwehren. Ein Jahr später führte ihre Ablehnung des Haushaltes zum Sturz der Regierung Prodi. Bertinotti zielte dabei weniger auf die Verhinderung konkreter sozialer Einschnitte als vielmehr auf eine „reformerische Wende“, um „die politische Achse des Landes nach links zu verschieben“ (SZ 5.10.1998). Diese Strategie war problematisch, weil die Regierung, indem sie guten Willen beteuerte und darauf verwies, dass ihr durch die finanzpolitischen Vorgaben des Maastricht-Vertrages die Hände gebunden seien, die Öffentlichkeit täuschen konnte, und weil eine relevante Minderheit um Parteipräsident Cossutta die Konfrontation mit der nie ganz falschen Begründung, dass davon nur die Rechte profitieren würde, ablehnte. Das Ergebnis war eine Schwächung der PRC, von der sich die PDCI abspaltete, und der Linken insgesamt, da keine Neuwahlen stattfanden, sondern Massimo D'Alema (PDS) in aller Eile Ministerpräsident wurde. Den Grund dafür legte er Jahre später offen: Neuwahlen hätten eine Verzögerung bei der Einführung der einheitlichen Währung zum 1.1.1999 und beim geplanten Kosovo-Krieg der Nato zur Folge haben können (manifesto 31.3.2001). Der ehemalige PCI-Politiker hielt an der schon von Prodi exekutierten liberal-konservativen Konzeption des gesellschaftlichen Umbaus fest. Im Einklang mit den Brüsseler Vorgaben rückte der sogenannte Umbau der sozialen Sicherung in den Vordergrund. Der sollte aber, da die Mehrzahl der Italiener die propagierte Vergrößerung des individuellen Handlungsspielraums inzwischen keineswegs nur als Befreiung, sondern zunehmend als Bedrohung der eigenen Existenz wahrnahmen, sozial abgesichert werden.¹¹ Diese Konzeption mußte notwendigerweise zum Niedergang der inzwischen in DS umbenannten Partei führen, da eine soziale Version des Aktionärskapitalismus nicht möglich ist.

Während der Regierungszeit der Mitte-Links-Koalition hat sich die Rechte wesentlich verändert. Die Lega gab ihre separatistischen Positionen, die ohne-

¹¹ Die Zahl der Armen beträgt 7,5 Millionen. mit steigender Tendenz in Mittelitalien. Die Kinderarbeit liegt bei 400.000 mit steigender Tendenz im Norden. Der Konsum von Tranquilizern und Antidepressiva hat zwischen 1996 und 1999 um 48,0 bzw. 40,5 Prozent zugenommen (Repubblica 5.7.2000, ND 3.11.2000, manifesto 2.12.2000).

hin immer nur ein taktisches Moment gewesen waren und auch bei der eigenen Anhängerschaft keine Mehrheit hatten, zugunsten eines Föderalismus auf, der vor allem eines betonte: die regionale Steuerhoheit. Die AN, die immer noch in der Tradition der „sozialen Republik“ von Mussolini stand und den Interessengegensatz zwischen Kapital und Arbeit durch institutionelle Einbindung im korporatistischen Sinne mildern wollte, mußte sich den neoliberalen Positionen der FI annähern. Letztere wurde zur unbestrittenen Führungskraft. Berlusconi sorgte dafür, dass ehemalige DC-Politiker mit ihm kooperierten. Damit erhöhten sich Effektivität sowie Professionalität der parlamentarischen Arbeit und das Kunstgebilde FI verankerte sich stärker in der Gesellschaft. Die ersten Erfolge zeigten sich bei den Europawahlen 1999 und den Regionalwahlen im Frühjahr 2000. Seither werden 2/3 der Regionen von Parteien des Rechtsbündnisses regiert. Die FI faßte Wurzeln im Milieu der untergegangenen DC ohne jedoch deren ideologische Ausrichtung als Vermittlungsinstanz sozialer Konflikte und als Moderator gesellschaftlicher Probleme zu übernehmen. Die zunächst vorhandene Distanz der „alten“ führenden Familien des italienischen Kapitalismus (Agnelli, Pirelli etc.) zu Berlusconi ist spätestens seit der Wahl D'Amatos zum Vorsitzenden des Industrieverbandes Confindustria verschwunden. Auch auf der Arbeitnehmerseite hat die Rechte Unterstützung gefunden durch die katholisch-konservative Gewerkschaft CISL. Und nicht zu letzt hat sich das Verhältnis der Amtskirche, die in Italien nach wie vor einen starken Einfluß besitzt, zu den Rechtsparteien gewandelt. Zum einen beziehen sich diese in der sozialen Frage sehr stark auf christliche Werte wie die Familie, zum anderen sind für die Kirche gegenüber einem Glaubensfundamentalismus alle anderen Fragen in den Hintergrund getreten. Hinzu kommen handfeste ökonomische Interessen, da die angekündigte Privatisierung des öffentlichen Sektors den von und durch die Kirchen betriebenen Unternehmen Profit verspricht.

Das Ziel der modernen Rechten ist ein schlanker und autoritärer Staat, die Erhöhung der Wettbewerbsfähigkeit, Flexibilisierung, Deregulierung und Privatisierung und das Ende jeder noch so geringen Umverteilung. Der Zuspruch ist groß und es sind gerade nicht die Modernisierungsverlierer, die sich nach rechts wenden. In der Kombination bieten die Parteien nämlich alle Elemente an, die die Mitte der Gesellschaft ansprechen. Berlusconi, der den Mythos des erfolgreichen Unternehmertums verkörpert, kommt mit seiner FI, die für Individualisierung, Freiheit und Sicherheit steht, auch in der Strategie der konservativen Parteien bei der Rückeroberung der Macht in den Ländern der EU eine Vorreiterrolle zu.

Die Situation der Linken

Das Ergebnis der Transformation der letzten zwanzig Jahre waren der Austausch der politischen Schicht, die Sanierung der Finanzen und damit verbunden der Eintritt in die europäische Einheitswährung sowie eine grundlegende Veränderung der politischen Institutionen durch die Einführung des Mehr-

heitswahlrechts. Diese Prozesse vollzogen sich, obwohl zeitweise Kräfte der Linken an der Macht waren, ohne je die Hegemonie der konservativen Interessen und Ideologien in Frage zu stellen. Insofern die Linke immer nur eine subalterne Rolle gespielt hat, handelte es sich um eine „passive Revolution“ (Gramsci), deren Ergebnis ein Staat vom Typus „Bonapartismus soft“ ist.¹²

Während des Wahlkampfes 2001 zeigte sich, dass die DS, deren Führer davon geträumt hatten, eine große europäische Sozialdemokratie mit einer Wählerbasis von 30-40 Prozent zu schaffen, als Partei faktisch nicht existent war. Die Sektionen waren so gut wie geschlossen, die Beziehung zur Bevölkerung episodisch. Der Wahlkampf fand fast vollständig im Fernsehen statt, d.h. ohne politische Aussagen. Der PRC wiederum ist weit davon entfernt, eine linke Massenpartei zu werden, es mangelte ihr an Kraft und Kadern, um wirkungsvolle Initiativen zu starten. Durch das Wahlrecht in totale Isolation gedrängt, stellten die erreichten 5 Prozent ein akzeptables Ergebnis dar. Aber Fakt ist auch, dass die PRC gegenüber 1966 fast 40 Prozent oder 1,5 Millionen Wäh-

¹² In seiner theoriegeschichtlichen Studie „Democrazia o Bonapartismo“ hat Losurdo gezeigt, dass die Bourgeoisie der latenten Bedrohung ihrer Macht durch das allgemeine Wahlrecht auf zwei Wegen begegnet: dem der offenen Diktatur und dem des „Bonapartismus soft“. Letzterer stellt den Normalfall der bürgerlichen Gesellschaft dar, weil er die „sanfte“ und damit demokratisch erscheinende Aushöhlung des allgemeinen Wahlrechts durch Präsidialverfassung, Sondergesetze, Mehrheitswahlrecht, Kontrolle der Massenmedien etc. ist. Der Erfolg dieser Entdemokratisierungsstrategien hängt davon ab, dass die Massen die politischen Akteure zumindest gewähren lassen. Damit stellt sich die Frage, wieso die erfahrene und kampfstärke italienische Arbeiterklasse diesem Prozeß keinen Widerstand entgegengesetzt hat. Roberto Giusti erklärt dies mit den Veränderungen in der Produktionssphäre selbst, d.h. der Entwicklung zur „integrierten Fabrik“. „Wie oft in der Geschichte der industriellen Beziehungen in Italien, war Fiat die Avantgarde neuer Tendenzen. Diese nahmen verschiedene Formen an. Eine war die Einführung der „Qualitätsgruppen“, bestehend aus Arbeitern, die nach Feierabend in der Fabrik blieben, aus eigener Initiative und ohne dafür bezahlt zu werden, um zu diskutieren, wie die Qualität der Produkte zu verbessern sei. 1987 nahmen daran mehr als 5.000 Arbeiter teil. Eine andere waren die „Family Days“ (sic), Feste, die von der Firmenleitung am Arbeitsplatz organisiert wurden, damit die Familien der Arbeiter die Fabrik kennenlernen.“ (Ginsborg, 107) Die integrierte Fabrik transformiert die Lebenswelt in die Produktion mit dem Ziel, dass das Subjekt Arbeit sich vollständig mit dem Subjekt Kapital identifizieren soll. Weil das Unternehmen zum einzig möglichen Subjekt werden soll, wird auch die Gesellschaft immer mehr Sphäre der Produktion (Giusti, 43). Die Produktion erscheint jedoch nicht mehr als materielle und damit als Ort, wo die Beziehungen zwischen Kapital und Arbeit geregelt werden, sondern quasi als Zirkulationssphäre, in der autonome Individuen aufeinandertreffen. Dafür gibt es, wie Rossana Rossanda anmerkt, zwei Gründe: 1. Durch downsizing und outsourcing geht für den Einzelnen die Möglichkeit verloren, den Produktionsprozeß in seiner Gesamtheit zu begreifen, und er nimmt sich selbst als parzelliertes Segment eines permanenten Austauschprozesses wahr. 2. „Wer einen Auftrag, den ihm als Beschäftigter Fiat gibt, selbstständig abwickelt und dann eine Rechnung einschließlich Mehrwertsteuer ausstellt, fühlt sich nicht mehr ausgebeutet.“ (Rossanda, 13) So werden Bedingungen geschaffen, dass sich Privat und Öffentlich zu einer unaufhebbaren Einheit vermengen. An die Stelle des öffentlichen Raums ist das öffentliche Sofa, die Talk-show, getreten. Die „monopolistische“ Konzentration von Politik und Massenmedien hat als Effekt und objektives Ziel die Massen in Passivität zu halten, eine wachsende Entfremdung zum politischen Leben und den Institutionen der Republik hervorzurufen, was sich in der zunehmenden Wahlabstänzen zeigt.

ler verloren hat (wovon nur ein gutes Drittel zur PDCI gegangen ist). Und zusätzlich stellt sich Frage, warum hat sie nicht von den Verlusten der Ds profitiert?

Nach der Niederlage vom 13. Mai hat D'Alema für die DS eine Politik der Kontinuität angekündigt. Doch ob der von ihm vertretene „Dritte Weg“ weiterhin mehrheitsfähig ist, wird erst ein Parteitag im Herbst zeigen. Die PRC, die sich schon in der Vergangenheit am französischen Modell der pluralen Linken orientiert hat, sieht, wie Fausto Bertinotti deutlich machte, trotz einer Regierung Berlusconi Möglichkeiten für die Linke: „Jetzt ist die Situation anders als bei den Wahlen vor fünf Jahren. Damals gewannen die Linken, aber in der Gesellschaft herrschten rechte Tendenzen. Heute haben die Rechten gewonnen, aber in der Gesellschaft tauchen die Sozialbewegungen wieder auf ... Wir könnten das konstituierende Element sein für die Entstehung einer alternativen Linken mit einem autonomen Projekt für die Gesellschaft - zusammen mit all den Kräften, die gegen Krieg und Neoliberalismus sind. Der Grundstein dieser Linken sollte der Zusammenschluß der traditionellen Arbeiterklasse mit dem 'Seattle-Volk' sein“ (ND 23.5.2001). Einen ersten Schritt in diese Richtung hat die PRC mit einem offenen Brief an die Genossen und Genossinnen der Ds unternommen (Liberazione 1.7.2001). Darin wird nicht nur die Notwendigkeit eines Dialoges betont, sondern es werden auch konkrete Schritte der Zusammenarbeit auf zwei Ebenen vorgeschlagen. Die erste meint die Opposition gegen Berlusconi, wo „einfache aber entscheidende Themen“ aufgegriffen werden sollen, wie „z.B. ein neuer Mechanismus der autonomen Lohnanpassung“. Die zweite ist „die Ebene der Analyse und Recherche“, um sich „nach vielen Jahren“ über „die Veränderungen in der italienischen Gesellschaft und die neuen Bedingungen der sozialen Klassen“ bewußt zu werden. Damit ist ohne Zweifel das grundsätzliche Problem nicht nur der italienischen Linken angesprochen: Das mangelnde Wissen über das Subjekt jener gesellschaftlichen Veränderungen, die in das objektiv mögliche „Reich der Freiheit“ führen. Arbeiter ohne Klassenbewußtsein sind bekanntlich häufig anzutreffen, aber Klassenbewußtsein ohne Proletariat ist nicht denkbar.

Literatur

- Belén Balanyá u.a., Europe Inc. - Regional & Global Restructuring and the Rise of Corporate Power, London 2000
- Enzo Collotti, La banalizzazione della storia, in: la rivista del manifesto (rm) 2/01, S. 49ff
- Paul Ginsborg, L'Italia del tempo presente. Famiglia, società civile, Stato 1980-1996, Torino 1998
- Roberto Giusti, Nella terra di nessuno, in: rm 6/00, S. 43ff
- Domenico Losurdo, Democrazia o Bonapartismo, Torino 1993
- ders., La Seconda Repubblica. Liberalismo, federalismo, postfascismo, Torino 1994
- Pier Paolo Pasolini, Freibuterschriften, Berlin (West), 1987
- Alessandro Portelli, Il processo al novecento, in: rm 1/01, S. 44ff
- Rossana Rossanda, Il filo del discorso, in: rm 5/00, S. 11ff
- Enzo Santarelli, Storia critica della repubblica. L'Italia dal 1945 al 1994, Milano 1996

Fausto Bertinotti

Rifondazione Comunista und die italienische Linke nach den Wahlen*

Wir haben in diesen Wahlen ein wichtiges Ergebnis erzielt und das wird in unserer ganzen Partei so empfunden. Leider wurde es in einer Situation erreicht, die durch den Sieg der Rechten gekennzeichnet ist. Unsere Genugtuung kommt aber nicht aus einer Unterschätzung der rechten Gefahr, auch nicht aus einer Gleichgültigkeit gegenüber dem Schmerz, den das Wahlergebnis in der gesamten Linken hervorgerufen hat, und schon gar nicht ist sie das Produkt eines Parteipatriotismus.

Sie resultiert vielmehr aus einer politischen Analyse, die fragt statt zu vergleichen. Unser Ergebnis zeigt, daß die Existenz einer antikapitalistischen Linken innerhalb der Institutionen nicht nur möglich, sondern auch notwendig ist. Das hat die Möglichkeit eines autonomen politischen Projekts bestätigt. Im übrigen haben wir die Arbeit in den Institutionen nie getrennt von der Bedeutung der Bewegungen und der Bejahung der direkten Demokratie gesehen. Wir haben die Herausforderung, eine Alternative aufzubauen, mit Erfolg bewältigt. In diesem Sinn ist unser Resultat wichtig für uns, für die alternative Linke, aber auch für die heute infolge unterschiedlicher strategischer Optionen gesplante Linke insgesamt. Deshalb begreifen wir die Auseinandersetzung und die Debatte unter den Linken als Öffnung von hegemonialer Bedeutung für sie selbst. Wir stellen unser Wahlergebnis quasi zur Schau bzw. bringen es ins Spiel, weil es positive Auswirkungen auf das Schicksal der Linken nach der Niederlage haben kann.

Die Aktion der Rechten

Wir haben einen extrem schwierigen Wahlkampf geführt. Die Rechte hat eine bedrohliche Machtanhäufung hervorgebracht, die prinzipiell aus der Krise der Centrosinistra rührt. Aber die Rechte hat auch eine Tat vollbracht, die sich geradewegs als Modell für ganz Europa empfiehlt. Die besteht aus einem Mix von Neoliberalismus und Neopopulismus. Auf der Basis hat die Rechte an der Schaffung eines sozialen Blocks für sich gearbeitet und begonnen, die Bourgeoisie entlang einer einzigen politischen Achse, nämlich der der Rechten, zu vereinigen. Angesichts dieser Entwicklungen haben wir gefragt, wie man die Rechte schlagen kann. Darauf haben wir nur enttäuschende Antworten bekommen. Die Centrosinistra hat mit Argumenten des „gesunden Menschenverstandes“, aber ohne Logik und politische Effektivität geantwortet.

Wir stellen eine Aushöhlung der Demokratie und eine tiefe Krise der Politik

* Rede vom 26. Mai 2001 vor dem Nationalkomitee von Rifondazione Comunista; Übersetzung und Anmerkungen: Karl Unger.

fest. Eine der tragenden Säulen unseres Wahlkampfes war die Frage der Verteidigung der Demokratie. Sie ist heute von oben und unten in die Zange genommen. Von oben, weil sie, wie Dahrendorf sagt, durch die Prozesse der Globalisierung erodiert ist. Von unten, weil, wie in unserem Land, bei den Regeln, mit denen die demokratische Vertretung bestimmt wird, eine schwere Krise zu Tage tritt (man denke an die „liste civetta“¹). Die Krise der Politik wird außerdem von dem Versuch genährt, sie in einen „Fanclub“ zu transformieren, d.h. die Menschen unter einem Banner zu scharen, das bar jeder sozialen und ideellen Motivation ist. Auf dieser Ebene bestätigt sich eine von der Idee des Eigentums dominierte Politik: Wer gegen irgend etwas ist, muß bedingungslos jener größeren Kraft zur Verfügung stehen, die sich diesem irgend etwas widersetzt. Wenn man, um eine eigene Niederlage zu rechtfertigen, sich einfach einen Sündenbock sucht, bedeutet das, die Krise der Politik und der Demokratie zu verstärken. In unseren Auseinandersetzungen z.B. hat eine politische und intellektuelle Schicht, die sich von uns und unserer Politik in ihrer Existenz bedroht fühlte, mit Aggression reagiert. Diese Reaktion war der Ausfluß der herrschenden Zustände. Im Endspurt des Wahlkampfes haben wir einer weiteren Veränderung der materiellen Verfassung des Landes beigewohnt. Ein Beispiel für viele: das Verhalten der Informationsmedien, insbesondere des Fernsehens, die sich zum totalen Propagandisten einer bipolaren Vision gemacht haben.

Die bipolare Ordnung²

Der Ausgang des Wahlkampfes hat die bipolare Ordnung gefestigt. Was ihr fernsteht, wurde zerstört oder befindet sich in einem Prozeß der Auflösung. Ich denke dabei an die Kräfte, die wieder eine Mitte im politischen System des Landes schaffen wollten; an die, die sich mit den Grünen identifizieren; an die Zerstörung jener Linken, die sich als Hülle über die Auseinandersetzungen der Centrosinistra gelegt hat; und an die bezeichnenden politischen Realitäten in einigen Teilen des Landes. Diese Situation hätte auch uns vernichten können. Ermuntert durch die Zustimmung, die wir während des Wahlkampfes erfahren, haben auch wir diese Gefahr unterschätzt.

Gerade aus diesen Gründen muß man die Frage stellen: Wieso haben wir es geschafft? Weil wir, wenn auch mit vielen Anläufen, die Politik mit einem

¹ Das italienische Wahlsystem ist gemischt, d.h. 75 Prozent der Parlamentarier werden nach dem Mehrheits- und 25 Prozent nach dem Verhältniswahlrecht bestimmt. Um die Proportionen auch faktisch zu wahren und eine doppelte Berücksichtigung zu verhindern, werden die Stimmen für den Wahlkreiskandidaten (Mehrheitssystem) von den Stimmen seiner Partei (Verhältniswahl) abgezogen. Doch der Wahlkreiskandidat kann sich mit einer anderen Partei, der er gar nicht angehört oder mit einer Scheinliste (die sogenannten „liste civetta“) verbinden. Dort werden die Stimmen aus dem Mehrheitswahlsystem noch einmal voll gezählt und das geht zu Lasten von Parteien, die nur zur Listenwahl antreten, wie die PRC.

² Die Wahlrechtsreform von 1993 hatte das erklärte Ziel, „US-amerikanische Zustände“ zu schaffen, d.h. zwei große Parteien, die miteinander konkurrieren. Dies ist so nicht eingetreten, vielmehr sind zwei Parteienbündnisse entstanden, „Polo“ und „L'Ulivo“.

anderen Inhalt ausgestattet haben. Der basiert auf einer Verbindung der Analyse der neuen sozialen Bedingungen und der politisch-kulturellen Kritik der bestehenden Verhältnisse, die auch in einer Art Wiedergeburt des republikanischen Geistes Gestalt annimmt. Die Verbindung zwischen diesen Elementen liefert die Basis für das, was wir die kommunistische Initiative genannt haben. Diese Verbindung kommt zum ersten Mal zustande. Das erste Element rührt aus der Tradition der Arbeiterbewegung, das zweite aus der Wiedergeburt des republikanischen Geistes, der sich dem Verlust des einheitlichen und laizistischen Charakters des Staates entgegenstellt, sowie den schwerwiegenden Prozessen der Privatisierung und der Vernichtung des öffentlichen Raumes.

Wir sind die einzige politische Kraft die, fern der beiden Koalitionen, das Quorum überwunden hat. In absoluten Zahlen haben wir im Vergleich mit den Europawahlen 1999 und den Regionalwahlen 2000 einen bedeutenden Stimmenzuwachs (über eine halbe Million). Die Zunahme kam zustande, obwohl die Erpressung mit der „nützlichen Stimme“ bei dieser Wahl viel stärker war als bei den vorangegangenen. Der Vergleich mit 1996 ist unzulässig und ohne politische Bedeutung, da die Differenzen zwischen der aktuellen Situation und der damaligen enorm sind. Hier und jetzt haben wir die Alternative, vorwärtszukommen oder massakriert zu werden, positiv gelöst. Nicht nur für unsere Partei, sondern für die ganze antikapitalistische Linke haben wir damit die Zukunft garantiert.

Die Zeit des Säens

Trotzdem bleibt eine kritische Frage, die auch von vielen maßgebenden Persönlichkeiten wie etwa Rossana Rossanda gestellt wurde: Wieso ist es uns nicht gelungen, die Stimmen der ex-PCI zu bekommen? Das ist ein reales Terrain, auf dem man Vergleiche anstellen kann. Die Antwort, die ich gebe, ist, daß wir es noch nicht können. Die Gründe dafür liegen, so glaube ich, in der Tatsache, daß das durch die Auflösung der PCI hervorgerufene Erdbeben nicht allein die Sphäre der Politik ergriffen hat, sondern auch einen lebenden Körper, das „Volk der Linken“. Da hat ein Prozeß der Auflösung, der genetischen Veränderung stattgefunden. Jetzt sind wir von „Bolognina“³ weit genug entfernt. Wenn ich von der Existenz zweier Linken gesprochen habe, dann auch mit der Absicht, die kulturelle, ideologische, politische Spaltung und die in den sozialen Beziehungen zwischen den Linken zu unterstreichen. Für die eine ist die Modernisierung ein neuer Tiger, den es zu reiten gilt, während sie die andere veranlaßt, die kapitalistische Gesellschaft zu verändern, da sonst ein genereller gesellschaftlicher Rückschritt stattfinden würde.

Deshalb kann man nicht in Kategorien einer Wanderung von der moderaten zur antagonistischen Linken denken. Die typischen Prozesse aus der Vergangenheit der Arbeiterbewegung sind nicht wiederholbar. Die Spaltungen traten

³ Am 12.11.1989 hatte PCI-Sekretär Occhetto in einer Rede vor ehemaligen Partisanen in Bologna einen neuen Namen für die Partei angekündigt.

zwischen Parteien auf, die den gleichen Bezugspunkt und das gleiche soziale Umfeld hatten, so daß sie zur Verwirklichung dieses oder jenes politischen Projektes zusammengehen konnten. Heute stehen wir vor einer Implosion des „Volkes der Linken“, da gibt es keinen magnetischen Effekt. Unsere Aufgabe ist es, die Theorie und die Strukturen eines Pols der Linken wieder aufzubauen. Die Bibel sagt, daß es eine Zeit des Säens und eine des Erntens gibt. Wir sind in der Zeit des Säens und die erste Bedingung dafür war zu überleben. Das ist uns gelungen.

Der Zustand der Partei

Wir haben Zustimmung gefunden trotz unserer Schwachpunkte, die man genau untersuchen muß. In erster Linie ist deutlich, daß wir noch nicht einmal für unsere eigene Partei in allen Aspekten unserer politischen Linie einen Konsens erreichen. Natürlich kann man sagen, so etwas geschieht nie. Aber ich möchte hier darauf verweisen, daß dadurch unsere spezifischen Bedingungen verschlechtert werden. Wir erzielen Übereinstimmung über eine politische Initiative oder interpretieren soziale Anliegen, die wir vertreten, aber unsere Träger erkennen sich oft in den Lösungen nicht wieder, die wir vorschlagen. Unsere politische Linie ist mehr verkündet als praktiziert und gebilligt. Der Konsens, den wir erreichen, ist im Gegensatz zu unserem Streben, eine moderne Massenpartei zu werden, noch wesentlich Ansichtssache und unbeständig.

In zweiter Linie müssen wir den Zustand der Partei selbstkritisch bewerten. Darauf haben wir viele Male hingewiesen, aber mit wenig Effekt. Während der letzten politischen Entwicklungen haben wir richtiger Weise das Moment der Einheit in den Vordergrund gestellt. Wehe, wenn wir jetzt die Unterschiede verschweigen, denn nur die offene Auseinandersetzung unter uns kann vorwärts führen. Von Seiten unserer Genossinnen und Genossen erleben wir ständig eine außergewöhnliche Selbstlosigkeit. Es reicht, an die Organisation der Feste der „Liberazione“ zu denken. Aber gleichzeitig können wir unsere unzulängliche Kapazität für Aktionen nicht verbergen, die dazu führt, die Parteiorganisation zu überfordern. Damit sind wir noch nicht bei den Beziehungen zwischen Partei und Gesellschaft. Ich will an drei Elemente erinnern: 1.) Unsere Verankerung in der Gesellschaft, in der Klasse und in den Betrieben ist unzulänglich; 2.) die Beziehung zu den Bewegungen ist oft durchdrungen von Integralismus, Argwohn, Oberflächlichkeit und plebejischem Verhalten; 3.) es besteht eine absolute Schwäche zu einer adäquaten kulturellen Öffnung. Ich würde geradezu sagen, daß der Widerstand gegen die kulturelle Erneuerung und die Öffnung hin zur Gesellschaft einen negativen Mix schaffen, von dem man sich befreien muß. Auch das Thema der Auswirkungen von Livorno⁴ auf die Geschichte der Arbeiterbewegung und die der Kommunisten, ist nicht so behandelt worden, wie es nötig und möglich gewesen wäre.

⁴ In Livorno spaltete sich 1921 auf ihrem 17. Parteitag die Sozialistische Partei und der PCI wurde gegründet.

Jetzt ist genau der Moment für die maximale Öffnung gekommen. Man muß den Zustand der Partei einer Prüfung unterziehen, aber nicht mit organisatorischen Kriterien, sondern im Zusammenhang mit der politischen Kultur, die wir verwirklichen wollen. Diese Anforderung erwächst auch aus den Wahlergebnissen auf Verwaltungsebene. Für uns ist die Artikulation der politischen Linie wesentlich, d.h. die lokale Ebene ist von strategischer Bedeutung. Deshalb, aber differenziert nach einzelnen Städten und Orten, wie es richtig und notwendig ist, müssen wir auf den gemeinsamen Rahmen blicken. Und da stellen wir fest, daß auf lokaler Ebene die Erpressung mit der „nützlichen Stimme“ effektiver gewesen ist als bei den Wahlen zum Parlament. Natürlich mindert das nicht unseren Einsatz bei den Stichwahlen. Jene unserer Anhänger die Zweifel an unserem Aufruf hatten, möchte ich beruhigen: Wir unterstützen Veltroni und Iervolino⁵ voll und überzeugt, weil es ein programmatisches Einverständnis gibt.

Wir haben bei Kammer und Senat prozentual gleichviel Stimmen bekommen, aber es gab eine Differenz in absoluten Zahlen. Es ist ein wichtiges Resultat, das niemand erwartet hatte, weil beim Senat die Konkurrenz mit der anderen Linken offen und ausdrücklich war. Es zeigt außerdem, daß man die Stimmen nicht summarisch betrachten kann, denn die Wähler sind Menschen aus Fleisch und Blut. Bei der Kammer haben wir eine relevante Quote von jugendlichen Wählern gehabt. Dieses Resultat spiegelt nicht nur ein Element des Widerstandes wider, den harten Sockel. Der ist es auch, aber es ist noch viel mehr: Da existiert ein antagonistisches Universum, das eine politische Vertretung sucht; eine Realität der Bewegungen, die nach einer Perspektive der Veränderung fragen.

Wir und die Bewegungen

Neuerdings stellen wir ein Tauwetter in den Bewegungen fest. Es ist klar, daß dieses Tauwetter sich nicht unmittelbar in einer größeren Zustimmung uns gegenüber niederschlägt, aber es hat die Situation herbeigeführt, in der es möglich war, ein befriedigendes Ergebnis zu erzielen. Wir haben eine wachsende Teilnahme von Jugendlichen an unseren Wahlveranstaltungen registriert. Ich würde sagen, daß gerade das eines der Erkennungszeichen unserer Wahlkampagne gewesen ist. Es hat gezeigt, daß die Durchdringung der jungen Generation seitens der Rechten signifikante Elemente einer Gegentendenz kennt. Es gab eine große Lebhaftigkeit in den Schulen, bei den Lehrern und Studenten, die auch das Klima des Wahlkampfes positiv beeinflusst hat. Gleichzeitig hatten wir, ganz anders als erwartet, eine neue und günstige Resonanz in den Fabriken, und unsere Initiative gegen die befristeten Arbeitsverhältnisse war erfolgreich. Das Treffen, das wir im Theater Argentina in Rom abgehalten haben, hat ein ganz neues Interesse an uns, d.h. an unserer Alternative, von seiten der Kulturwelt gezeigt, und wir haben eine gefühlsmä-

⁵ Beim zweiten Wahlgang der Bürgermeisterwahlen hat die PRC die Kandidaten der Linksdemokraten (DS) Walter Veltroni in Rom und Rosetta Iervolino in Neapel erfolgreich unterstützt.

ßige Verbindung zwischen Kultur und Volk hergestellt. In der Welt der Kultur hat sich so, neben den dominanten Erscheinungen, ein positiver Geist der Abspaltung von den herrschenden Gedanken manifestiert, womit neue und sehr reichhaltige Möglichkeiten der Begegnung entstehen. Schwieriger zu bewerten ist das Resultat im Mezzogiorno, aber zweifelsohne zeigen sich dort Zeichen der Zustimmung und eines Wiederaufschwungs bei den Wählern. Das können wir wahrscheinlich in Zusammenhang bringen mit unseren Initiativen, wobei ich insbesondere an den Marsch für Arbeit und einen sozialen Lohn denke.

Die Krise der Centrosinistra

Ich glaube, wir können sagen, in der Stimme für die PRC drückt sich eine grundlegende Frage aus, die wir beantworten müssen und die von uns einen Sprung nach vorne verlangt. In welche Richtung?

In erster Linie geht es um eine große Öffnung. Die besteht aus einer politischen und kulturellen Aktion, um den Ausstieg der Linken aus der Krise der Arbeiterbewegung – nicht auf undifferenzierte Weise, sondern präzise in der Richtung – einzuleiten, d.h. erneut die Frage der Veränderung der kapitalistischen Gesellschaft zu stellen. Die Situation, in der wir stehen, ist die des Sieges der Rechten und der Niederlage der Linken. Diese beiden Elemente gehören in dem Sinne zusammen, daß das Zufällige dabei die Niederlage der Centrosinistra ist. Deshalb haben wir gesagt, daß der Sieg der Rechten ein Übel ist, daß aber der Sieg der Centrosinistra für sich kein Glück gewesen wäre. Um diese Behauptung zu verstehen, muß man einen langen Zeitraum, zumindest die letzten zwanzig Jahre, analysieren. Dann sieht man sehr gut, wie die Offensive der Rechten den Bezugspunkt der Linken, die soziale Welt, zerstört hat. Und das mit ihrer Komplizenschaft, da sie der Rechten auf deren eigenem Feld nachgelaufen ist. Aus diesen Gründen ist die Frage der Alternative der Gesellschaft nicht zu verschieben und stellt selbst das Feld des Kampfes gegen die Rechte dar. Die gesamte Linke ist gezeichnet von der Niederlage, aber während die moderate Linke eine der Ursachen des Sieges der Rechten war, muß sich die antagonistische Linke den Vorwurf machen, daß es ihr nicht gelungen ist, die moderate Linke zu verändern.

Die Rechte hat sich mittlerweile umstrukturiert. Die Niederlage der Lega darf uns nicht in unserem Urteil beirren: In Wirklichkeit haben ihre Themen, vom Neopopulismus über den Föderalismus bis zur Xenophobie, die gesamte Rechte durchdrungen. Gleichzeitig bewegt sie sich im internationalen Kontext: Während sie mit einem Auge auf Tony Blair schießt, entwickelt sie enge Beziehungen zur gegenwärtigen Führung der USA. Im Grunde zielt die Rechte auf die Schaffung eines neuen sozialen Blocks um eine neu formierte Front der Bourgeoisie. Die Entscheidung von Fiat ist nicht allein aus seiner traditionellen Haltung konsequent, als der große Autokonzern Freund der bestehenden Regierungen zu sein, sondern sie repräsentiert auch eine entschiedene Investition in Richtung Rechte und deren Regierung, die bis zur Auswahl und zum direkten Aufzwingen der Figur des Außenministers vorangetrieben wird.

Diese Prozesse schaffen enorme Schwierigkeiten für jene, die sich in der Mitte zwischen Rechten und Centrosinistra einzurichten dachten, und bringen die Gewerkschaften in eine Krise. Das Bild ist das einer nicht mehr umkehrbaren Krise der Centrosinistra. Die DS erscheint unfähig zu einer Antwort, während die CGIL sich aus der tödlichen Umarmung durch die Unternehmer befreit, ohne jedoch die Fähigkeit zu einer strategischen Neuorientierung zu haben. Im Lager der Centrosinistra ist die „Margherita“⁶ erfolgreich, was einen weiteren Verlust des Gewichts, aber auch des Konsenses innerhalb der DS zur Folge hat. Noam Chomsky hat Recht: Es ist ein dramatischer Punkt erreicht, das Fehlen der Hoffnung überragt alles.

Die plurale Linke

Wie auf diese Situation reagieren? Die Antworten, die von der moderaten Linken kommen, sind enttäuschend. Die Alternative zwischen einer bürgerlich-demokratischen Partei oder einer im Kreis des europäischen Sozialismus, erscheint insgesamt gehaltlos. Die erste Perspektive ist aufgebraucht. Die zweite hat kein Fundament. Um eine Sozialdemokratie zu schaffen, muß man für ein starkes soziales Sprachrohr unter den abhängigen Beschäftigten sorgen und für ein neues Grundsatzprogramm. Beides existiert nicht in unserem Land. Wir müssen daher an diesem Disput nicht teilnehmen, aber wir müssen versuchen, die Krise der DS zu beeinflussen. Dabei gilt es, die Frage der pluralen Linken in den Vordergrund zu rücken. Wir müssen es verstehen, die Frage der Strategien und die eines Regierungsprojektes für unsere Gesellschaft und für Europa als Herausforderung für die ganze Linke zu führen. Warum kommt von der DS keine Antwort? Weil sich dort eine neozentristische Strömung manifestiert. Nicht einmal die Offensive des Industriellenverbandes Confindustria hat sie aufgerüttelt. Die Gewerkschaft spielt eine wichtige Rolle in der Diskussion, doch der entscheidende Punkt ist, daß sie ihre Vertragsautonomie zurückgewinnt. Damit das geschieht, muß die Linke die Politik der konzertierten Aktion, deren Krise offensichtlich ist, verlassen. Der Kongreß der CGIL bietet dazu eine gute Gelegenheit, und die Gewerkschaftslinken kann da viel machen. Der Kontrakt der Metallarbeiter hat den Widerspruch zwischen dem Ausmaß sowie der Festigkeit der Massenkämpfe und der Abgehobenheit der konzertierten Aktion deutlich gemacht. Aus diesem Grund sind eine radikale Kritik an der Gewerkschaftslinken, ein Vorantreiben der Praxis alternativer Kämpfe von Seiten der Gewerkschaftslinken und das Sammeln konkreter Erfahrungen beim Wiederaufbau einer Klassengewerkschaft notwendig. Wie ihr seht, lautet die Frage nicht, ob Cofferati⁷ der neue Sekretär der DS werden soll oder nicht. Das ist eine Falle. Das Problem ist, die Position der Gewerkschaft in der Gesellschaft neu zu diskutieren, andernfalls bleiben auch die Metallarbeiter Gefangene.

⁶ Während 1996 die bürgerlichen Parteien des „L'Ulivo“ 11,1% erzielten und die DS (bzw. PDS) 21%, hat die vor den Wahlen 2001 gegründete „Margherita“ 14,5% erreicht, die DS 16,5%.

⁷ Sergio Cofferati ist Vorsitzender der CGIL.

Aufschwung der Kämpfe

Welches ist der Punkt, der uns erlaubt eine neue Initiative zu starten? Ich denke, die entscheidende Frage ist die Analyse der gegenwärtigen Phase. Deshalb ist es gut, daß, wenn es hier verschiedene Meinungen gibt, diese geäußert werden. Wir befinden uns in einer Situation die eine Umkehrung derjenigen von 1996 darstellt. Damals gewannen „L'Ulivo“ und „Rifondazione“ die Wahlen, aber die Rechte hatte die Gesellschaft erobert. Jetzt hat die Rechte gewonnen, aber ihre Herrschaft über die Gesellschaft bricht auseinander. Wir stehen vor einer großen Unsicherheit. Die Globalisierung kennt eine strategische Unsicherheit. Doch die lange Welle dieser einzigen Idee zerschellt nun auch auf kulturellem Gebiet. Auf der ökonomischen Ebene zeigen sich Elemente einer bedeutsamen Krise. Deshalb verlangt die Rechte freie Hand, doch ihre Aktionen lösen die Widersprüche nicht.

Auf der anderen Seite registrieren wir ein Wachstum der Bewegungen jeden Typs. Wir machen uns keine Illusionen: Von allein lösen sie die Situation nicht – die Schaffung einer ausreichenden, kritischen Masse ist das Problem, das wir vor uns haben –, doch seit Seattle ist ihr Wachstum eine Realität. Die militärische Reaktion auf die angekündigten Demonstrationen in Genua, gegen die von der G8 repräsentierte oligopolistische Weltregierung, verweist auf eine reale Angst.

Es gibt überall einen Aufschwung der Arbeiterkämpfe, in Frankreich wie in Turin. Die Lehrer sind nicht gezähmt. Unter den Beschäftigten mit Zeitverträgen gibt es neue Formen des Kampfes. Das sind keine isolierten Episoden, das ist eine neue Tendenz. In den Schulen gehen die Kämpfe weiter, auf dem Gebiet des Umweltschutzes verbreitern und vertiefen sich die Bewegungen, ungeachtet der Krise der Grünen. Über die Frage des laizistischen Charakters des Staates entwickelt sich neues kritisches Bewußtsein. Gruppen von Intellektuellen opponieren gegen das bipolare Regime. Wir befinden uns in einem Tauwetter, angesichts dessen wir unsere Aufgaben definieren müssen. Nehmen wir als Ausgangspunkt das Treffen von Genua, daß wir nicht nur als Bestandteil des Kampfes betrachten wollen, sondern auch als politisches Laboratorium für die ganze Linke.

Unsere Leitlinien

Zusammenfassend können wir fünf Leitlinien für die Arbeit umreißen:

1.) Wir müssen eine Art programmatische Versammlung der alternativen Linken ins Leben rufen, ohne damit organisatorische Formen oder Verpflichtungen zu verbinden. Ins Zentrum dieses Vorschlages stellen wir die Analyse der italienischen Gesellschaft. Die könnte nach dem Modell des Treffens über den europäischen Kapitalismus von 1965 erfolgen oder nach dem Beispiel der Recherche über das Schicksal der gegenwärtigen Gesellschaft, die Franco Fortini im selben Jahr koordiniert hatte.⁸

⁸ Franco Fortini ist quasi eine Symbolfigur, der für die Tradition eines kritischen Marxismus steht,

2.) Wir müssen eine ökonomisch-soziale Plattform definieren und Gemeinsamkeiten für eine entschlossene und effiziente Opposition gegen die Regierung der Rechten suchen. In den Mittelpunkt wollen wir die soziale Frage stellen. Unsere Initiativen werden wir öffentlich erläutern. Nach der Wiederaufnahme der parlamentarischen Arbeit werden wir wieder Gesetzesinitiativen zur Lohnfrage einbringen: zum Thema einer neuen scala mobile, eines sozialen Lohns, eines allgemeinen Mindestlohns und zum Problem der Mindestrenten. Insgesamt wollen wir einen wirkungsvollen Raum schaffen, der zum Wachstum der Bewegungen beiträgt, weil wir der Überzeugung sind, daß die Rechte nicht unbesiegbar ist.

3.) Wir müssen den Diskurs über die Schaffung einer alternativen Linken wieder aufnehmen. Mit unseren 5% sind wir nicht zufriedengestellt. Doch wir sehen auch die Schwierigkeiten. Wir haben es mit der „Consulta“ versucht, mit der kritischen Unterstützung des Vorschlages von Luigi Pintor⁹, aber wir können nicht behaupten, daß diese Versuche befriedigend waren. Wir wollen jedoch nicht locker lassen und vor allem können und wollen wir nicht den Widerständen, die unter uns auf diesem Gebiet existieren, nachgeben. Die Notwendigkeit eines neuen politischen Subjekts links von der DS, das uns einschließt, aber sich nicht mit uns erschöpft, besteht. Deshalb muß eine Phase der Beratung eröffnet, eine Begegnung und ein Dialog mit allen geführt werden, um zusammen Wege und Möglichkeiten für dieses Ziel zu suchen. Die politischen Bezugspunkte sind die Kritik an der Globalisierung, dem Krieg und der „freien Wirtschaft“. Gleichzeitig verlangt die Krise der Grünen und all jener, die dachten, die Centrosinistra von innen entscheidend beeinflussen zu können, das Tempo der Auseinandersetzung zu beschleunigen.

4.) Wir müssen das Ziel verfolgen, eine plurale Linke zu schaffen, denn diese ist für unser Projekt wesentlich. Nicht nur wir reichen nicht, auch die alternative Linke, die viel breiter ist als wir, reicht nicht, um die Herausforderung – eine neue Regierung für die Gesellschaft – zu lancieren. Natürlich mutet diese Aufgabe noch sehr schwierig an. Die DS scheint anderswohin zu blicken, aber man muß als Handelnder in die Entwicklung ihrer Krise eingreifen: Wir müssen in der Tat beharrlich Wege suchen, die uns heute versperrt scheinen.

5.) Wir müssen auch am Ausbau und an der Vernetzung der Bewegungen mitwirken. Sie sind eine von dem Weg, den wir als Partei, als alternative Linke, als plurale Linke vorschlagen, unterschiedene Sache, aber eine unbedingt notwendige. Wir dürfen nicht handeln wie ein Löschpapier, das alles aufsaugt, sondern wir müssen von Sympathie und Kritik geprägte Beziehungen zu den Bewegungen unterhalten, in der Überzeugung, daß dort der Lebenssaft für die Wiedergeburt der Ideen der Linken zu finden ist.

der seine Wurzeln in der Arbeiterbewegung hat und im Dialog mit der „neuen Linken“ steht.

⁹ Mit dem Vorschlag einer „konstituierenden Versammlung“ für die alternative Linke hatten Pintor und „il manifesto“ bereits im Mai 2000 eine breite Diskussion über die Perspektiven in Hinblick auf die Wahlen initiiert.

Robert Hue

Die Aktualität des Kommunismus*

Die Frage nach der Aktualität des Kommunismus zu Beginn des 21. Jahrhunderts liefert zweifellos den Anlaß zu vielfältigen und bereichernden Auseinandersetzungen. Ich beabsichtige nicht, an dieser Stelle die verschiedenen Positionen in dieser Debatte zusammenzufassen – da wir uns noch nicht einmal an ihrem Anfang befinden, erschienen sie hier denn bereits zu fest gefügt.

Ich möchte vielmehr zu der Bedeutung dieser entscheidenden Debatte über die Aktualität des Kommunismus Stellung beziehen.

Einer ersten Auffassung nach – nennen wir sie „traditionalistisch“ – ist der Kommunismus angesichts der vom globalisierten Kapitalismus verursachten Verwüstungen und der wiederholt angekündigten, aber fehlgeschlagenen Regulierungsversuche der Sozialdemokratischen Parteien aktueller denn je. Wenn dem so ist, dann ist der Kommunismus die einzige globale und radikale Herausforderung und Kritik des Kapitalismus, die nicht darauf abzielt, ihn zu verwalten und zu gestalten, sondern die ganze Welt und die Gesellschaft zu verändern.

Bekanntlich dauerte die Periode, in welcher der endgültige Triumph des Kapitalismus proklamiert wurde, lediglich einige Jahre an. Überall auf der Welt wächst die Zahl derjenigen Frauen und Männer, für die die – oft radikale – Infragestellung des Kapitalismus auf der Tagesordnung steht. Aber diejenigen, die gegenwärtig den Kapitalismus wieder herausfordern, wenden sich nicht automatisch dem Kommunismus zu. Für viele von ihnen steht fest, daß der Kommunismus gescheitert ist und daß neue Perspektiven der Veränderung gesucht werden müssen.

Es lassen sich gegenwärtig zwei Muster der Erwiderung darauf ausfindig machen, von denen jede ihre Anhängerschaft hat. Zunächst wird behauptet, daß mit dem Scheitern der „sozialistischen Staaten“ im 20. Jahrhundert nicht der „wahre Kommunismus“ gescheitert sei. Man spricht denn von den Irrtümern, den Fehlern und den begangenen Verbrechen. Man bestätigt sich in der Auffassung, daß es zu einer „Pervertierung“ des Ideals, der Theorie und der Praxis des Kommunismus gekommen sei. Damit der Kommunismus wieder Hoffnungen und Perspektiven ausstrahle, müsse man wieder „auf die Quellen zurückgreifen“ und an jene Identität des Kommunismus anknüpfen, die sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts in der Verbindung des Erbes der Arbeiterbewegungen und der revolutionären Bewegungen des 19. Jahrhunderts formte – hinzu kam die Absage an die Sozialdemokratie nach ihrem Bankrott im Verlauf des Ersten Weltkriegs, der Beitrag der Oktoberrevolution in Rußland und

die Erfahrung der ersten Jahre des Aufbaus der Sowjetunion. Jene Konstruktion einer kommunistischen Identität des 20. Jahrhunderts hatte sich durch die Gründung der kommunistischen Parteien fast überall auf der Welt verbreitet. Selbstverständlich kommt es darauf an, die Lehren aus all ihren Erfahrungen zu ziehen, um sich wieder auf jene grundlegende Identität zu besinnen und organisatorisch wie theoretisch an ihre ursprüngliche „Geburtsstunde“ anzuknüpfen, die für die Herausbildung des Kommunismus im 20. Jahrhundert und seine Rolle für den gesellschaftlichen Fortschritt, den Frieden und die Freiheit ausschlaggebend war.

Von dieser Grundauffassung ließ sich die FKP über eine ganze Periode hinweg leiten; sie war denn darum bemüht, ihre Identität umzugestalten und gegenüber dem sowjetischen „Modell“ sowie der „kommunistischen Weltbewegung“ eine gewisse Distanz zu wahren und das Ziel eines „Sozialismus à la française“ zu formulieren.

Die zweite Variante des Versuchs einer Antwort geht von der These aus, daß das, was im 20. Jahrhundert gescheitert ist, „überhaupt kein Kommunismus“ gewesen sei. Demnach könne nicht nur von einer „Pervertierung“ des Ideals, der Theorie und der Praxis des Kommunismus die Rede sein. Die Ursache seiner Fehlentwicklung entspringe schon seiner eigentlichen Geburtsstunde, welche den ursprünglichen Grund für die Errichtung eines sowjetischen „Sozialismus“ und die Entwicklung der kommunistischen Parteien im Verlauf des vergangenen 20. Jahrhunderts lieferte. Damit der Kommunismus wieder eine Perspektive habe, müsse eine „Wiedergeburt“ erfolgen, müsse man also einen „neuen Kommunismus“ ‚erfinden‘.

Dieser Standpunkt ist nicht so weit von jenen Analysen und programmatischen Reflexionen entfernt, die die FKP in den achtziger Jahren dazu führten, den „Marxismus-Leninismus“ als ein geschlossenes theoretisches Konzept der kommunistischen Ursprünge in Frage zu stellen und nach einer neuen Vermittlung zwischen den Widerstandskämpfen im Kapitalismus und einer erneuerten, modernisierten Konzeption des gesellschaftlichen Umbaus zu suchen.

Aber gegenwärtig bricht sich in der Debatte noch eine andere Sichtweise Bahn, mit deren Hilfe, so scheint mir jedenfalls, die Grenzen und Widersprüche der geschilderten Positionen überwunden werden könnten. Dieser Argumentation zufolge sollte angesichts eines weltweiten Kapitalismus zu Beginn des 21. Jahrhunderts die Aktualität des Kommunismus nicht proklamatorisch verkündet, sondern aus der Widersprüchlichkeit der gegenwärtigen Wirklichkeit heraus erkundet werden, die der globalisierte Kapitalismus selbst erzeugt und entwickelt. Der Maßstab für die Aktualität des Kommunismus ist hierbei der potentielle Veränderungswille, der all jene Individuen und Organisationen vereint, die die Herrschaft des Geldes, die Geringschätzung der menschlichen Würde und die Verweigerung der Bürgerrechte weltweit oder lokal kritisieren und die mit der Initiierung oder der Teilnahme an den Kämpfen nicht nur allein die neoliberale Politik treffen wollen, sondern den Kapitalismus selbst als

* Auszüge aus einer Rede im Nationalrat der FKP in Paris am 19.5.2001; Übersetzung: Christiane Bärenz/Wolfram Burkhardt.

Erzeuger seiner Mängel bekämpfen. In diesen Kämpfen kommen jene Werte zum Tragen, von denen die daran Beteiligten geleitet werden: Teilen, Gemeinschaftssinn, Solidarität, Zusammenarbeit sowie die Entfaltung der individuellen wie kollektiven Bürgerrechte, durch die sich die Herausbildung von Persönlichkeit und Gemeinschaft miteinander verknüpft.

Ein gegenwärtig aktueller Kommunismus läßt sich weder aus der Verkündung eines Dogmas herstellen, noch läßt er sich aus der Treue zu einer in vielerlei Hinsicht ruhmreichen und stolzen kommunistischen Vergangenheit wiederbeleben. Die Aktualität eines heutigen Kommunismus muß im „Neuen“ gegenwärtig sein und im Inneren der vom globalisierten Kapitalismus etablierten und aufrechterhaltenen Ordnung wachsen und durchbrechen.

Wenn nun aber „das Neue“ im Kampf gegen den Kapitalismus zunimmt, so muß dies nicht mechanisch dem Kommunismus Auftrieb geben, genauso wenig muß es unbedingt den Kommunisten, den Kommunistischen Parteien, ihren Anhängern und Bündnispartnern nutzen. Von manchen wird der Kommunismus eben mittlerweile abgelehnt.

Zweifellos besteht die dringliche Notwendigkeit, die Gründe dafür zu verstehen. Auch hier liegen wieder zwei Erklärungsansätze vor. Zum einen wird das in der heutigen Wirklichkeit heranreifende „Neue“ von einigen bereits als kommunistisch betrachtet: „Der Kommunismus ist wieder auf dem besten Wege, die Welt zu revolutionieren.“ Das „Neue“ stünde dann in keinem Bezug zu dem, was man gemeinhin als „Scheitern des Kommunismus“ im 20. Jahrhundert betrachtet und bezöge sich nicht unbedingt auf die Kommunistische Partei und auf den Kommunismus als eine theoriegeleitete Bewegung des gesellschaftsverändernden Handelns – die neue Bewegung benötige den Bezug zur Vergangenheit schlicht nicht mehr.

Obwohl es selten geschieht, liegt die Versuchung nahe, diese Sichtweise zuspitzen: Dies führt dann zu der Überlegung, daß das kommunistische Projekt des 21. Jahrhunderts gegenwärtig bereits Gestalt annehme. Die Kommunisten müßten sich dessen nur richtig bewußt werden und die Situation erfassen. Da dieser neue Kommunismus gegenwärtig schon greifbar und aktiv sei und bereits eine eigenständige gesellschaftsverändernde Gestalt annehme, die nicht auf äußere Anstöße warte, stellt sich somit die Frage nach dem Nutzen einer Kommunistischen Partei.

Eine andere Denkrichtung besteht auf der Sichtweise, daß der Kapitalismus heute ebensowenig an sich selbst zugrunde geht, wie es 1848 der Fall war, als Marx und Engels das „Manifest der Kommunistischen Partei“ veröffentlichten: Sein Zusammenbruch erfolgt nicht allein unter dem Druck der von ihm erzeugten Widersprüche und der ihm feindlichen Kräfte, die er als „seine eigenen Totengräber“ hervorbringt.

Statt bereits Elemente eines neuen Kommunismus zu bergen, könnte „das Neue“ – so nicht dessen Existenz und Reichweite in Abrede gestellt wird – der Ausdruck einer „Notwendigkeit des Kommunismus“ sein. Kommunistische Politik ist notwendig, um Zusammenhänge zwischen dem Protest und der

Kritik an der bestehenden Ordnung und zwischen den anstehenden Kämpfen und ihren Werten und dem eigentlichen Kampf für politische Lösungen herbeizuführen, der sich nur positiv auf die Fragen, die Forderungen und die Hoffnungen beziehen kann, die „das Neue“ vereint. Die entscheidende Bedingung dafür ist hochpolitisch: Es müssen Kräfteverhältnisse hergestellt werden, die es erlauben, andere Prioritäten durchzusetzen, als diejenigen, die der Kapitalismus vorgibt – an erster Stelle hat die Würde des Menschen zu stehen.

Was bei der Entscheidung für diesen oder jenen Standpunkt auf dem Spiel steht, ist uns sicherlich allen bewußt. Persönlich stütze ich mich bei meinen Überlegungen auf den zweiten Aspekt. Daß wir uns für den Weg des „Wandels“ entschieden haben, entspricht eben gerade der Zielsetzung, alles daranzusetzen, damit unsere Partei ihren ganzen Beitrag zur „Notwendigkeit kommunistischer Politik“ leisten kann. In diesem Sinne wurden auch die Entscheidungen auf dem 30. Parteitag getroffen, die uns heute bei der Vorbereitung des Außerordentlichen Parteitages im Oktober leiten.

Die Gegenwart zeigt, daß aus dem Fehlen politischer Perspektiven immer größere Gefahren resultieren, wenn sich tief in der Kultur verankerte Werte, Forderungen und Bedürfnisse durchsetzen, die das Bedürfnis nach der Veränderung der Gesellschaft und der Welt nicht nur ausdrücken, sondern geradezu danach schreien. Aufgrund einer fehlenden politischen Alternative können Auseinandersetzungen und Kämpfe, die ursprünglich auf gesellschaftliche Veränderungen abzielten, in destruktive Verzweiflungstaten abgleiten, während diejenigen, in deren Namen gehandelt wird, konstruktive Politik erwarten und enttäuscht werden. Und ohne eine gesellschaftsverändernde politische Alternative können solche Aktionen gar dazu führen, daß – in Ermangelung eines Besseren – eine Politik akzeptiert wird, die sich auf die Verwaltung und Regulierung des Kapitalismus beschränkt. Diese Aktionen können sogar in eine Politik der Verwaltung und Regulierung eingebunden werden, während dann diejenigen, die ausschließlich einer Protesthaltung verhaftet sind, von der Politik im Kapitalismus ferngehalten und immer mehr aus der Gesellschaft ausgegrenzt werden.

Im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts wurde der „triumphierende“, für Milliarden von Menschen erdrückende Kapitalismus abgelehnt – zur gleichen Zeit und gewiß auch in der gleichen Bewegung kam es zur Krise dessen, was im vorigen Jahrhundert als „Kommunismus“ galt. Man kann die Frage nach dem ‚Warum‘ nicht mit einer Handbewegung abtun. Auch wäre es gewiß unnützlich, diese Frage zu stellen, wenn mit ihr lediglich zweitrangige persönliche und ungerechte Schuldzuweisungen verbunden werden. Ich glaube dennoch, daß wir bei der Beantwortung dieser Frage voranschreiten würden, wenn wir den Zentralismus, den Etatismus und den Produktivismus als die Grundstrukturen eines „Kommunismus des 20. Jahrhunderts“ kritisch hinterfragten. Das geschah bisher nicht bzw. nur ungenügend. Zudem sollten wir es bei unseren kritischen Analysen nicht dabei bewenden lassen, festzustellen, daß es lediglich hier und dort „Rückstände“ gegeben hätte. Denn es handelte sich hier

schließlich um einen Weg, der gänzlich im Gegensatz zu den gesellschafts-verändernden Bestrebungen unserer Zeit stand, die man u.a. folgendermaßen benennen kann: Wissens- und Gewaltenteilung, Solidarität und Kooperation, nachhaltige Entwicklung, Dezentralisierung und Erneuerung der Bürgerrechte.

Ich bin davon überzeugt, daß diese kritischen Überlegungen nicht nur für die Beurteilung der Vergangenheit unerlässlich sind, sondern noch vielmehr für die Gestaltung der Zukunft. Sie sind unerlässlich für das kommunistische Projekt, dessen wir uns heute versichern müssen, um dazu beitragen zu können, daß eine politische Perspektive für all diejenigen eröffnet wird, die die gegenwärtigen Verhältnisse in einer Welt beenden wollen, welche der Kapitalismus nach dem Vorbild und den Verhaltensmustern der Raubtiere formte.

Roger Martelli

Die französische Linke vor den Präsidentschaftswahlen*

Die französische Linke verfügte über zwanzig Jahre hinweg – zwischen 1936 und 1956 – über eine Mehrheit und war anschließend – von 1958 bis 1978 – zwanzig Jahre lang in der Opposition. Seit den Wahlen von 1978 konnte sie zunächst die Mehrheit der Wählerstimmen (51,7%) auf sich vereinigen; seit 1981 verfügte sie denn auch wieder über eine Mehrheit der Mandate und der Stimmen. Aber es war nur die kurze Periode eines vordergründigen Umbruchs: Der Rückschritt der Linken begann mit den Europawahlen von 1984 und bestätigte sich zwei Jahre später. Seit 1986 war die Linke wieder in der Minderheit – die Wahlen von 1997 änderten trotz des Aufschwungs der Ökologiebewegung bzw. der Grünen nichts an dieser Tatsache. Schienen zuvor noch die gesamten siebziger Jahre von der Möglichkeit einer dauerhaften gesellschaftlichen Mehrheit für die Arbeiterschaft und einer politischen Mehrheit für die Linke geprägt, stellte sich dies in der Folgezeit als schwere Illusion dar. Warum? Weil die Linke seitdem von den Auswirkungen dreier Schocks betroffen ist.

Der *erste* betrifft die neoliberale Reaktion. Die Linke hatte sich mit dem Erfolg des Wohlfahrtsstaates, seinen Umverteilungseffekten und seinen Schutzmechanismen identifiziert. Die aus der Neuformierung des Kapitalismus resultierende ökonomische Krise ging zu Ende, ohne daß irgend jemand strategische Konsequenzen aus diesen Veränderungen zog. Gegen Ende der siebziger Jahre hatte die europäische Linke weder ihre Kultur noch ihr Projekt erneuert.

* Entnommen aus: Regards N° 69, Sommer 2001, S. 30-32; Übersetzung: Wolfram Burkhardt.

Die gesamte Linke war von einem schweren Rückschwung ergriffen; gerade die Sozialdemokratie erlitt harte Niederlagen. In Frankreich war insbesondere die FKP betroffen. Zum ersten Mal profitierten die Sozialisten (PS) vom Rückgang der Kommunisten – das Milieu der achtziger Jahre war von Unruhe und Umbrüchen geprägt.

Der *zweite* Schock betraf die Entwicklung der Sozialstruktur. Seit der Industrialisierung band die Linke die Ansprüche und Erwartungen einer expandierenden Lohnarbeiterschaft. Das Bündnis der Welt der Arbeit und der Mittelklassen schien zusammen mit dem gesellschaftlichen Fortschritt die Zukunft der Linken zu sichern. Hinzu kamen die positiven Ergebnisse eines partiell umverteilten Wachstums. Aber die Ausweitung des tertiären Sektors ließ schließlich die weitere Expansion des Industrieproletariats erodieren, die ökonomische Krise sprengte die relative Einheit der Lohnabhängigen, verstärkte die Dynamik der Ungleichheit und vergrößerte das Feld einer neuen Armut. Teile der Beschäftigten waren bereit, auf neue soziale Kompromisse einzugehen, die vielen günstiger erschienen als diejenigen der Vergangenheit. Der proletarische Kern hoffte, die Positionen zu halten, die in den dreißiger Jahren errungen worden waren. Durch die neueren sozio-ökonomischen Umschichtungen und das Anwachsen der subalternen Schichten ist die Fragmentierung der Lohnabhängigen nunmehr stärker fortgeschritten als jemals zuvor.

Der *dritte* Schock betraf die großen Zukunftsvisionen. In den sechziger- und siebziger Jahren stand die französische Linke mit ihrer Dynamik für das Bild eines sicheren sozialen Umbaus, ein Bild, welches in den Jahren um 1968 noch radikalisiert wurde. Die radikalen Wege sind nunmehr überall gescheitert; sei es das sowjetische Modell oder seien es die Befreiungsbewegungen der Dritten Welt. Was die Sozialdemokratie betrifft, so hat sie in ihrer traditionellen Form keinerlei Widerstand geleistet; schon gar nicht gegen die neuen Unsicherheiten des Wohlfahrtsstaates. Der Fortschrittsglaube ist nunmehr gänzlich verunsichert – politisch ist er ungewiß, theoretisch-programmatisch ist er blutarm geworden.

Die französische Linke erzielte als vereinigte Linke Erfolge, aber auf der Grundlage einer relativen Randständigkeit in der Arbeiterklasse und auf Kosten eines Ungleichgewichtes zugunsten der Sozialistischen Partei. Dennoch konnte die Linke 1981 triumphieren, während überall anderswo der Siegeszug des Neoliberalismus begann. Diese Linke stagnierte jedoch seit 1982 und war fortan auf der Suche nach einem neuen Aufschwung.

In der ersten Hälfte der neunziger Jahre eröffnete sich dennoch ein neuer Spielraum für sie. Im internationalen Maßstab wurden die Neoliberalen für die Gewalt ihres raschen Verschleißwettlaufs berüchtigt; in den Ländern, die den Weg der Deregulierung gewählt hatten, hinterließen sie traumatisierte Gesellschaften. In Frankreich setzte zwischen 1993 und 1995 eine ideologische Wende ein; der große Streik des Winters 1995 verdeutlichte den Durchbruch der sozialen Bewegung. Aber diese Bewegung veränderte die politischen Verhältnisse nicht tiefgreifend. Die FKP konnte den Trend ihrer insgesamt

enttäuschenden Ergebnisse bei den Wahlen nicht umkehren. Die Grünen schwankten zwischen einer neuen Radikalität und sozial-liberaler Anpassung. Die äußerste Linke profitierte kurzfristig von der sozialen Unzufriedenheit und setzte, ganz ihrer Tradition entsprechend, auf die Logiken der Bewegung, ohne jedoch Vorschläge für eine Sammlungsbewegung anzubieten. Die Versuche, die soziale Bewegung von innen zu politisieren, griffen nicht. Die soziale Bewegung hat zweifelsohne als Druckmittel eine Rolle gespielt, sie wurde jedoch nicht zu einem politischen Akteur; das Soziale und das Politische konnten nicht wieder zusammengeführt werden. Ein Teil der neuen gesellschaftlichen Unübersichtlichkeit, insbesondere in der Arbeiterklasse, ist das Resultat dieser fehlgeschlagenen Verbindung.

Die kommenden Präsidentschaftswahlen sind auch wegen dieser langfristigen politischen Ungewißheiten schwer einzuschätzen. Diese Wahl, so wird häufig gesagt, wird in der Mitte gewonnen. Die Logik der Blockbildung führt dazu, daß beim jeweiligen politischen Gegner Stimmen gesammelt werden müssen. Es sind die kleinen Prozentzahlen, die die Mehrheit des zweiten Durchgangs der Präsidentschaftswahlen ausmachen. Jacques Chirac ging demnach daran, ohne Hemmungen Stimmen bei den Grünen zu sammeln, also nach jenen zu suchen, die sich bis heute nicht entscheiden können, ob sie links oder rechts wählen werden. Im Gegenzug zögern viele der führenden Sozialisten nicht zu betonen, daß die Wiedergewinnung der traditionellen Arbeiterklasse nicht möglich sei und es besser wäre, kurzfristig die Karte der Öffnung zur Mitte zu spielen.

Diese Selbstinfragestellung scheint für die Sozialisten nicht abwegig. Lionel Jospin setzt auf die Schwäche der Rechten und die Kraft der pluralen Linken. Nun offenbarte der zweite Wahlgang der Gemeindewahlen jedoch, daß die Rechte viel stärker in der Lage war, ihr Wählerpotential umzuschichten, als man gedacht hatte. Zudem kann sich der Premierminister seines Rückhaltes nicht mehr sicher sein; nach dem zweiten Wahlgang ist seine Fraktion weiter nach links gerückt als die eigene Wählerschaft. Derlei Zweifel verstärken sich, bedenkt man die steigende Zahl derjenigen, die enttäuscht sind und möglicherweise nicht wählen. Dazu kommen noch diejenigen innerhalb der jüngeren und gebildeteren Bevölkerung, die über die Kämpfe der Antirassisten, der „Sans Papiers“, der Schüler und Studenten oder aufgrund der Kämpfe der Globalisierungsgegner mobilisiert worden sind. Im Rahmen einer sich verschärfenden Krise des Politischen am Ende fünf abermaliger Jahre der Kohabitation sind die Karten stärker gemischt als zuvor. Paradoxe Weise ist der regierende Präsident nicht gezwungen, unbedingt aus dem Amt zu scheiden. Jedoch stumpft die Repräsentationskraft der hergebrachten Formation ab, so daß ihre Strategien für die Wahlen anfällig und zerbrechlich wurden. So ist es ungewiß, ob die Präsidentschaftswahlen dieses Mal das Feld der Politik wieder zusammenführen. Werden die Wähler in ihrer Wahl des Präsidenten und in der Wahlentscheidung für eine Partei übereinstimmen?

Wie kann die Linke einen Wahlsieg erhoffen? Die Hypothese einer Anpas-

sung an die Mitte erscheint naheliegend. Aber sie ist nicht sicher. In ihrer Mehrheit scheinen die Sozialisten eine Geisteshaltung aufrechterhalten zu wollen, die noch in der Linken verankert ist, angelehnt an den Erfolg und die Beliebtheit einer Martine Aubry, die das Ansehen des sozialistischen Projektes verkörpert. Aber wird diese Haltung im Streben nach der Regierungsverantwortung beibehalten werden können, da doch die Wahlen sehr stark auf dem Terrain des Sozialen bestritten werden? Der Schlüssel für ein spannendes Wahljahr wäre die Herstellung einer neuen Kohärenz. Man wird dabei allerdings die strukturellen Entwicklungen in Rechnung stellen müssen: Die Spaltung zwischen der Linken und der Rechten erfaßt nicht mehr das gesamte Terrain der Sozialpolitik. Aber statt sich von der Links-Rechts-Polarisierung abzuwenden, könnte die Linke dadurch gewinnen, daß sie ihr einen neuen Sinn verleiht. An den Rändern der Wählerschaft gewinnen? Das ist augenscheinlich die Voraussetzung für den Sieg. Allerdings käme es darauf an, den Kern zu festigen, so daß er stark genug wäre, eine Sammlung um ihn herum in Gang zu setzen. Es gab Zeiten, in denen es der Linken gelang, ein populäres Bild des gesellschaftlichen Umbaus zu transportieren – angestoßen von einer aufstrebenden FKP. Die Stärke und Dynamik der Linken fiel mit den gesellschaftlichen Erwartungen und Hoffnungen zusammen. Kann dieser wirksame Zusammenhang gegenwärtig wiederbelebt und gestärkt werden? Was wären die Bedingungen, die ihm Kohärenz verleihen würden? Wie können die gesellschaftlichen Erwartungen und das politische Projekt zusammengebracht werden; wie kann die soziale Dynamik mit Regierungsfähigkeit verbunden werden? Mit welchen Forderungen und Zielen sowie auf welche Weise kann das gelingen? Soll die Linke die gegenwärtige herrschende gesellschaftliche Ordnung akzeptieren und sich anpassen oder soll sie über sie hinausgehen? Sozialdemokratische Anpassung und Einrichtung im Bestehenden – möglicherweise gar mit sozial-liberaler Orientierung – oder Radikalität? So lautet die erste Frage kommender Verständigungen der Linken. Die zweite Frage berührt die Radikalität selbst. Wie können die zukünftigen Verhältnisse am Morgen eines neuen Jahrhunderts gedacht und entwickelt werden? Die letzten Gemeinde- und Stadtwahlen haben sehr stark die Bedürfnisse nach Erneuerung ausgedrückt, das auffälligste Zeichen waren die Listen „Motivé-e-s“. Aber diese Wahlen zeigten auch, daß die etablierten politischen Kräfte dafür bestraft wurden, daß sie sich in der Lage wähnten, eine neue und attraktive Radikalität einbinden zu können bzw. gar selbst zu verkörpern.

Die Grünen beispielsweise sind durch ihre guten Ergebnisse bei den Gemeinde- und Stadtwahlen geradezu „gedopt“. Sie zielen hinsichtlich ihrer weiteren Ausdehnung augenscheinlich auf das Projekt einer Modernisierung der Gesellschaft auf der Grundlage der Überwindung der traditionellen produktivistischen Kultur und der Überwindung der gesellschaftlichen Allianzen, die die Industriegesellschaften hervorbrachten. Sie scheinen die Erwartungen neuen städtischen Schichten am besten erfüllen zu können, was ihre Ambition nährt, die stärkste Kraft der nichtsozialistischen Linken zu werden und die traditionelle Sozialdemokratie abzulösen. Aber ihre gravierende historische Schwä-

che liegt im Verhältnis zur Bevölkerung und in der Anbindung an sie und erschwert ihren Übergang aus der politischen Randständigkeit zu einer zentralen Rolle in der Politik. Die äußerste Linke hingegen sieht sich von der Verpflichtung eines kritischen Blicks auf das vergangene Jahrhundert dispensiert, weil sie sich historisch über die Absage an den Stalinismus definiert. Da sie in den Veränderungen der letzten Jahrzehnte nur den Effekt der Siege des Kapitals sieht, orientiert sie sich in der gesellschaftlichen Aktion an einer defensiven Logik. Zwischen der LCR, die neuerdings Ansprüche erhebt, die neue politische Kraft der Linken zu werden, jedoch bisher ihre politischen Strukturen keineswegs erneuert hat, einerseits und dem unerschütterlichen Klassizismus der LO andererseits bemüht sich die äußerste Linke um eine Radikalität mit dem Anspruch unmittelbarer Wirksamkeit.

Was die FKP betrifft, so hat sie ganz offiziell den Weg eines neuen kommunistischen Angebots eingeschlagen und beabsichtigt die Öffnung zur neuen Radikalität der jüngeren Generation, die eine radikale Kritik des Systems und die Einbindung in die Regierungen verbinden will; eine Verbindung der grundsätzlichen Kritik an den bestehenden gesellschaftlichen Verhältnissen mit neuen politischen Vorschlägen und Angeboten. Aber die FKP agiert gegenwärtig auf der Basis einer destabilisierten Wählerschaft und ist eine Organisation auf der Suche nach ihrem Selbstverständnis. Die KP hat sich entschlossen, sich auch am Präsidentschaftswahlkampf zu beteiligen. Wird sie sich zwischen der Teilhabe an einer pluralen Linken und der Kritik der schwachen Reformpolitik der sozialistischen Regierung auf ein klares eigenes Profil stützen können? Kann sie ihre eigenständige Kritik an den ungenügenden Reformen der Regierung deutlich machen? Kann sie ein modernisiertes Projekt popularisieren, welches von ihrer ganzen Wählerschaft identifiziert und angenommen wird? Diese Frage und ihre Lösung wird das Hauptproblem bei einer Wahl sein, die mit großen Risiken verbunden ist.

Wird die Linke nach den Wahlen des Jahres 2002 wieder ins Gleichgewicht gebracht und neu begründet werden? Wird sie neuen Spielraum gewinnen? Man könnte vielleicht über die Tatsache besorgt sein, daß der Geist einer Sammlungsbewegung bisher kaum auf die Linke übersprang und ihr ebenso wenig nutzte. Man weiß nunmehr jedoch auf jeden Fall, daß die plurale Linke mit ihren Kandidaturen eine Vielzahl verschiedener Möglichkeiten bietet. Es besteht ein vernünftiger Grund zur Hoffnung, daß die Linke ihr erklärtes Bedürfnis nach Erneuerung und Einigkeit keineswegs abschwächen wird.

Bruno Drweski

Krise der Gesellschaft, der Zivilisation und der sozialen Transformation in Frankreich

Als eines der Hauptzentren des Weltkapitalismus hatte Frankreich in der Vergangenheit aufgrund seiner Kontakte zum Mittelmeerraum, seiner kolonialen und neokolonialen Beziehungen zu Ländern am Rande des Kapitalismus häufig auch eine Schlüsselstellung im Widerspruch zwischen Kapital und Arbeit, zwischen Peripherie und Zentrum inne. Das erklärt zweifellos, weshalb diese Gesellschaft immer besonders tief von der Kluft zwischen Links und Rechts gekennzeichnet war, die für die Moderne so prägend ist.

Heute, da der globalisierte Kapitalismus riesige Volksmassen in Elend und Verzweiflung stürzt, da die Anhaltspunkte verschwinden, an denen sich die Linke im ganzen 20. Jahrhundert orientiert hat, richten sich viele Blicke spontan auf Paris, wo Ereignisse wie die großen Massendemonstrationen von 1995 die Hoffnung genährt haben, der Kapitalismus sei doch nicht das Ende der Geschichte. Diese Entwicklung hat den Machtantritt der pluralen Linken im Jahre 1997 ermöglicht, der zeigt, dass noch nicht alle Würfel gefallen sind. Frankreich ist damit allerdings nicht zu dem Pol geworden, der die vorherrschende Ordnung in der Welt in Frage stellt, wie es sich viele Menschen in der Dritten Welt, in Osteuropa oder in der Europäischen Union (EU) erhoffen.

Hat sich das schöpferische Potential der französischen Linken erschöpft? Ist die französische Gesellschaft nicht in massiver Weise verbürgerlicht? Muss man nicht zu dem Schluss kommen, dass es angesichts der Zivilisationskrise, angesichts der Schwächung der seit über zwei Jahrhunderten verbreiteten linken Ideen illusorisch wäre zu erwarten, dass uns bald wieder eine politische Alternative zur Verfügung steht, die sich in Wirklichkeit doch nur sehr langfristig entwickeln kann? Ist es überhaupt denkbar, dass ein Land oder eine Gesellschaft im Zeitalter des globalisierten Kapitalismus noch eine eigenständige Rolle spielen kann? Muss man sich nicht vielmehr damit abfinden, dass es mit den Zentren ein für allemal vorbei ist? Müssen sich zu einer Zeit, da sich alles transformiert, nicht auch die französischen Linken mit ihrem Erbe transformieren oder verschwinden, wenn sie einerseits ihren Grundsätzen treu bleiben, sich aber zugleich den Herausforderungen der Gegenwart stellen wollen?

Revolution und Tradition

Frankreich ist ein altes Land mit zahlreichen Traditionen, die es in seiner Entwicklung häufig behinderten. Frankreich hat es jedoch verstanden, diese Fesseln immer wieder in revolutionären Krisen zu sprengen, deren Höhepunkte jene am Ende des 18. und des 19. Jahrhunderts waren. Aber beide Vorgänge – Tradition und Revolution – haben in unsere Geschichte Eingang gefunden. Dabei ist aus der Revolution geradezu eine französische Tradition geworden,

was eigentlich einen Widerspruch in sich darstellt. Heute muss sich die französische Gesellschaft entscheiden, ob sie den revolutionären Bestandteil ihrer Vergangenheit integrieren will, um sich den vorherrschenden Normen klug anzupassen, oder ob sie, im Gegenteil, in neuartiger Weise auf die Herausforderungen des globalen Kapitalismus reagieren will. Wir leben in einer Übergangszeit, in der es illusorisch wäre zu erwarten, dass die Dinge sich sofort drastisch ändern.

Die französische Linke hat gar keine andere Wahl, als sich selbst zu erneuern. Die Warnung, dass die rechtsextreme Nationale Front, die von der Verelendung bestimmter Teile des Mittelstandes und des Kleinbürgertums profitiert, auf dem Vormarsch ist, muss ernst genommen werden, wenn auch die extreme Rechte aktuell in einer Krise steckt. Alle politischen Kräfte sortieren sich neu, und dieser Vorgang hat gerade erst begonnen. Aber die Volksbewegung von 1995, die Wahl einer Regierung der pluralen Linken, das sich bildende Wählerpotential der extremen Linken, der Zerfall der extremen Rechten und das Aufkommen neuer sozialer Bewegungen – all das zeigt, dass die Basis der französischen Gesellschaft einen Gärungsprozess durchläuft, dass sie sich neu zu formieren sucht – ungeachtet der aus der vorherigen Etappe überkommenen Strukturen, wenn auch nicht unbedingt gegen sie.

Die Linke in Frankreich war immer plural, wenn auch zuweilen eine einzelne Partei dominierte. Im Vergleich zu früher ist heute eine große Toleranz zwischen den verschiedenen „Familien“ der Linken festzustellen. So paradox das klingt, dies verschärft jedoch die Spannungen innerhalb der einzelnen Formationen, in denen sich sehr unterschiedliche Strömungen, darunter auch zentrifugale Kräfte, zeigen. Kompakte politische Blöcke gehören der Vergangenheit an. Manche sehen darin ein grundsätzliches Phänomen, andere betrachten es eher als Übergangserscheinung, bis sich nach den Enttäuschungen der letzten Jahrzehnte neue Strukturen mit einem neuen Zusammenhalt herausbilden. Die Entpolitisierung macht auch um Frankreich keinen Bogen, ist aber gegenwärtig eher als oberflächlich anzusehen. Dies zeigt sich darin, dass punktuell immer wieder neue Bewegungen entstehen, die die Bürger zu mobilisieren vermögen. Organisationen, die zunächst gegenüber der Politik eher misstrauisch waren, lehnen den Kontakt zu Parteien nicht mehr grundsätzlich ab, was auf ein neues politisches Bewusstsein hindeutet.

Erwirb es, um es zu besitzen

Bis zum Ersten Weltkrieg bildete die Französische Revolution mit ihren Folgeerscheinungen, deren Höhepunkt die Pariser Kommune war, das Fundament, aus dem die französischen Linken ihre Orientierung bezogen. Der Erste Weltkrieg und die russische Revolution, die danach ausbrach, wurden für die französische Arbeiterbewegung des 20. Jahrhunderts bestimmend. Die französische Sektion der Arbeiter-Internationale (SFIO), die sich im imperialistischen Krieg selbst bloßgestellt hatte, verkündete weiterhin ihr Programm schrittweiser Veränderungen, das eine zeitlang noch als revolutionär galt. In

den hohen Zeiten gesellschaftlicher Mobilisierung, während der Volksfront, konnten die französischen Sozialisten beträchtliche Verbesserungen für die unteren Volksschichten erreichen. Aber sie blieben geprägt von ihren Kompromissen im „Großen Krieg“ und ihrer Orientierung auf Veränderungen in der Stille. Ihr Zurückweichen vor dem Krieg trieb sie häufig in einen überzogenen Pazifismus, dessen dramatische Folgen sich später im Spanischen Bürgerkrieg und beim Münchener Abkommen zeigten. Auch im zweiten Weltkrieg ließen sich viele Sozialisten und Pazifisten darauf ein, zeitweilig mit den Naziokkupanten zu kollaborieren, um den Frieden zu erhalten und die Chancen für eine Wiederannäherung der europäischen Völker zu bewahren. Im Unterschied zu Kommunisten und Gaullisten haben die Sozialisten in der Résistance nur eine untergeordnete Rolle gespielt. Ihr „europäischer Pazifismus“ trieb sie dazu, sich auch mit den Grausamkeiten abzufinden, deren sich Frankreich in seinen Kolonien schuldig machte, eine Haltung, an der die französischen Sozialisten bis zum Ende der IV. Republik im Jahre 1958 festhielten.

Vor diesem Hintergrund entstand und entwickelte sich die Französische Kommunistische Partei (FKP). Wegen ihrer Ablehnung des imperialistischen Krieges, nicht wegen ihres Zieles, die Sowjetmacht zu errichten, wurde der Kommunistischen Internationale in der französischen Arbeiterbewegung mehrheitlich Sympathie entgegengebracht. Angesichts der Logik des Krieges blieb es nicht aus, dass die FKP zu der Meinung kam, sie sei der Vorposten, der das Proletariat und „das Vaterland der Arbeiterklasse“ bis zum letzten Atemzug verteidigen müsse. Sie übernahm einen ganzen Komplex von Grundsätzen und Strukturen, die die internationale kommunistische Bewegung entwickelte. Dort spielte die FKP wegen ihrer revolutionären Legitimation und wegen ihrer Verwurzelung im französischen Volk eine herausragende Rolle.

Heute, da die UdSSR verschwunden ist, da die Kluft zwischen der „sozialen Linken“ und der „moralischen Linken“ abgeschwächt erscheint, haben viele Kommunisten Schwierigkeiten, im Namen einer Klassensolidarität, die ethische Fragen ausklammert, bei einem Verhalten zu bleiben, dass es ihnen zu anderen Zeiten ermöglichte, ihre Seite der Barrikade klar zu bestimmen. Das geschah mit allen entsprechenden Folgen nach der Logik des Kalten Krieges, die man ihnen aufgezwungen hatte. Vielen Kommunisten schien es schier unmöglich, einen dritten Weg zwischen realem Sozialismus und Imperialismus ins Auge zu fassen. Im übrigen hat die Geschichte gezeigt, dass jeder Versuch, einen solchen dritten Weg zu gehen, solange der Imperialismus existiert (zum Beispiel der Trotzismus, der Titoismus oder die Bewegung der Blockfreien) eine Illusion ist. Diese Polarisierung hat es in Frankreich der FKP ermöglicht, einen beträchtlichen Raum in der Gesellschaft zu besetzen. Mit der quasi automatischen Verbindung zur Mehrheit der Gewerkschaftsbewegung, mit ihren Kommunalpolitikern, mit dem landesweiten Netz ihrer Basisorganisationen, mit den Intellektuellen, Wissenschaftlern und Künstlern, die sich ihr verbunden fühlen, hat die FKP innerhalb der pluralen französischen Gesellschaft ei-

nen alternativen Pol geschaffen, den manche als „Gegen-Gesellschaft“ betrachten. Politologen haben über die FKP als Volkstribun theoretisiert, die es nach dem Vorbild des alten Rom auf sich genommen hat, den Mächtigen die potentielle Kraft des Plebs vor Augen zu führen und sie daran zu erinnern, dass sie ihm eine Verbesserung seiner Lage schulden. Die Stärke der FKP beruhte auf der Dialektik zwischen ihrer nationalen Verankerung und dem internationalen Kräfteverhältnis.

Wenn die Kluft zwischen Reformern und Revolutionären zuweilen auch etwas überzeichnet wurde, ist sie jedoch über Jahrzehnte für die französische Linke derart prägend gewesen, dass die FKP Mühe hatte, sich auf jene Veränderungen in der Tiefe der französischen Gesellschaft einzustellen, die in den Maitagen des Jahres 1968 sichtbar wurden. Die FKP stand dem Diversifizierungsprozess im Verhalten der Arbeiterklasse mit großer Zurückhaltung gegenüber – dem Entstehen neuer Schichten von Lohnabhängigen, dem Anwachsen des Anteils der Frauen, der Tatsache, dass die neuen Generationen mit der Durchsetzung der Entspannungspolitik eine Mentalität ablegten, die von der Logik des Kalten Krieges geprägt war, dem Aufkommen der Umweltfrage, der Entstehung von Verbraucherverbänden, allem, was vom – häufig unbewussten – Suchen nach einer Gesellschaft der freien Assoziation kündete. Diese Erscheinungen haben sich überall in der Welt in verschiedenem Maße bemerkbar gemacht. Sie erklären letzten Endes auch den Zerfall des sozialistischen Lagers. Die FKP hat diese Prozesse nicht in ihrer ganzen Tiefe erfasst, was dazu führte, dass sie selbst und ihre „Transmissionsriemen“ nach und nach geschwächt wurden.

Der schrittweise Aufbau der Sozialistischen Partei (SP) auf den Trümmern der alten SFIO, die sich mit dem Scheitern der IV. Republik und dem Algerienkrieg diskreditiert hatte, wurde nicht sofort von allen als Wiedererrichtung der alten reformistischen Organisation gesehen. Die SP hat es verstanden, auch „Selbstverwaltungs-Sozialisten“, gegen die FKP eingestellte Trotzlisten und die junge Generation an sich heranzuziehen, die von der libertären Ideologie der 60er Jahre geprägt waren. Vor der Wende von 1983 und der Regierung, die auf die Dogmen der Liberalen einschwenkte, setzte sich die SP unter François Mitterrand für die großen Forderungen ein, die sich einst die Kommunisten auf ihre Fahnen geschrieben hatten – Nationalisierung, mehr Einfluss für das Volk, die arbeitenden Menschen als Triebkraft der Gesellschaft und so weiter. Dies alles jedoch in gemäßigerer Form, was zu dem Klima der Jahre nach 1968 passte. Die Führer der SP verstanden es mit großem Geschick, den Eindruck zu erwecken – zum Teil glaubten sie es sogar selbst – sie seien dabei, eine sozialistische Gesellschaft zu errichten, das heißt, mit dem Kapitalismus zu brechen, ohne die „Nachteile“ in Kauf zu nehmen, die für die Gesellschaften des sozialistischen Lagers charakteristisch waren.

Angesichts dieser Politik schwankte die FKP in den 70er Jahren zwischen einem Eurokommunismus, der etwas undeutlicher das sagte, was auch die Sozialisten von den Regimes im Osten Europas behaupteten, und einer Erstar-

rung, die sie daran hinderte, dialektisch zu analysieren, was im Osten und in den revolutionären Bewegungen tatsächlich vor sich ging. Aus allen diesen Gründen kam die Strategie des „Gemeinsamen Programms“ (der gemeinsamen Regierung von FKP und SP von 1981 – 1983; d. Ü.) letztlich vor allem der SP zugute. Dabei hatten die Kommunisten gar nicht Unrecht, wenn sie einer SP misstrauten, in der die Verfechter der Partnerschaft mit den Unternehmern und den USA stets dominierend blieben. Der Bürgerkrieg in Afghanistan und der sowjetische Einmarsch, die Protestbewegung der Arbeiter in Polen, später die finanziellen und diplomatischen Zwänge, denen die französische Regierung nach dem Machtantritt der Linken im Jahre 1981 unterlag, trieben der SP seit 1983 ihre sozialistischen Anwendungen nach und nach aus, was den Abstieg der FKP nur weiter beschleunigte.¹

Lange schien es, als geschehe außerhalb der beiden großen Ströme der französischen Linken nichts von Bedeutung. Die Grüppchen von Trotzlisten, Maoisten, Anarchisten oder Anhängern der Selbstverwaltung hatten nach 1968 keine soziale Basis von Bedeutung erobern können. Ihre Mitglieder suchten die Flamme der Revolution am Glimmen zu halten, bis schließlich viele von ihnen aufgaben oder ihre Erfahrungen der SP zur Verfügung stellten. Erst seit kurzem entwickelt sich wieder – diesmal vor einem ganz anderen Hintergrund – eine Wählerschaft der Trotzlisten. Als sich Frankreich mehr und mehr auf die USA ausrichtete, kam es zudem zu einer Abspaltung der Anhänger der französischen Souveränität von der SP in Form der Bewegung der Bürger (MDC). Es hat in Frankreich sehr lange gedauert, bis sich auch hier Ökologen zusammenfanden, aber schließlich ist auch eine Partei der Grünen als Bestandteil der Linken entstanden. Während sich ihre Wählerschaft aus Teilen des Bürgertums, einer eher moralischen und libertären als liberalen Linken zusammensetzt, kann sie sich auf Mitglieder stützen, die weniger diszipliniert, aber durchaus linksorientiert sind. Unter ihnen finden sich viele ehemalige Maoisten, die sich in den Methoden der Organisation und in der sozialen Realität auskennen.

Die Entstehung einer pluralen Linken nach den Rückschlägen der Jahre 1983 bis 1995

Als „die“ Linke 1981 zur Macht kam, hatte die FKP gerade ihren ersten wesentlichen Rückschlag bei den Wählern zu verkraften. Zunächst handelte die von der SP dominierte Regierung so, als werde Frankreich mit der Logik des Kapitalismus brechen. Diese Politik stieß jedoch sehr rasch auf den Widerstand der französischen Bourgeoisie und geriet unter den Druck der internationalen Finanzmärkte. Im Jahre 1983 trat die SP, ohne die FKP zu fragen, den

¹ Heute kann Lionel Jospin erklären: „Wir sind nicht mehr verpflichtet, zur Rechtfertigung unseres Handelns eine revolutionäre Phraseologie zu benutzen oder auch nur die Vorstellung von einem Bruch zu bemühen.“ Artikel für die Gesellschaft der Fabier, siehe Libération, 19.11.1999.

strategischen Rückzug an und akzeptierte nun die Marktwirtschaft als den Horizont, der nicht überschritten werden durfte. Auf wirtschaftlichem Gebiet bedeutete dies, dass sie auf die Position einschwenkte, der Privatsektor sei effektiver als der staatliche Sektor. Diese „konzeptionelle Konterrevolution“ hat die SP in ihren Grundlagen verändert. Sie erreichte damit wachsende Schichten der französischen Gesellschaft einschließlich Teile der Anhänger der Kommunisten. Dieser Prozess ging bis zur zunehmenden Orientierung Frankreichs auf die NATO und der Zustimmung zur Europäischen Integration nach der Logik des Neoliberalismus.

Die FKP musste in den 80er Jahren den Niedergang und schließlichen Zerfall des Ostblocks erleben. Wenn auch nur wenige Kommunisten glaubten, das sozialistische Lager werde in eine lichte Zukunft schreiten, so war die Tatsache, dass sich ganze Staaten bis Ende der 70er Jahre nach einer nichtkapitalistischen Logik entwickelten, immer ein Beispiel dafür gewesen, dass noch etwas anderes möglich war als allein die in Frankreich herrschende Ordnung. Während die allmähliche Abschwächung des Entwicklungstempos im Osten und das Festhalten an erstarrten politischen Systemen bald zahlreiche kommunistische Parteien dazu bewegte, eigene Strategien zu entwickeln (so die Parteien in Italien, Spanien, Japan u.a.), tendierte die FKP eher dazu, politisch in den Tag hinein zu leben. Die italienische KP hat sich schließlich in eine sozialliberale Organisation und in eine Partei gespalten, die den Kommunismus nach seinen ursprünglichen Prinzipien neu begründen will. Die KP Spaniens ließ sich auf eine rot-grüne, libertäre Strategie ein, der sie auch noch einige Jahre nach dem Zerfall der UdSSR weiter folgte. Die FKP dagegen biss 1989 die Zähne zusammen und wartete, dass das Unwetter vorbeiziehen möge.

Als die neoliberale Welle Mitte der 90er Jahre ins Stocken kam, wollten sich viele französische Kommunisten nach fast 15 Jahren des Niedergangs aus dieser Haltung lösen. Einige ihrer Funktionäre meinten, man sollte in ruhigeres Wasser steuern, um nicht wieder die Zähne zusammenbeißen zu müssen. Zur selben Zeit wurde die Mitgliederbasis der Partei in den Betrieben durch die Ausbreitung der Arbeitslosigkeit und ungesicherter Arbeitsverhältnisse geschwächt, entfernten sich die Gewerkschaften von der Partei, gewannen die Abgeordneten und Bürgermeister an Bedeutung, denen Amt und Rang immer wichtiger wurden. Das französische Wahlsystem zwingt die Kandidaten dazu, Vereinbarungen und Absprachen zu treffen, was für die Abgeordneten der FKP bedeutete, stets auf ein gutes Verhältnis zur SP zu achten.

Die Streiks von 1995 richteten sich gegen eine Regierung der Rechten, die die öffentlichen Dienstleistungen immer weiter abbaute. Sie beschleunigten das erneute Aufkommen einer linken Stimmung im Lande ungeachtet der Passivität der SP gegenüber der Volksbewegung. Dabei entstanden Organisationen fortschrittlichen Charakters, die sich jedoch zu den politischen Parteien misstrauisch verhielten. Zuerst waren das verschiedene Verbände illegaler Einwanderer, Obdachloser und Arbeitsloser. Dann entstanden Orte des Nachdenkens dort, wo die Welt des Geistes und der Verbände einander begegneten:

Espaces Marx, die Kopernikus-Stiftung und andere. Die Gründung von ATTAC (Assoziation für Aktionen der Bürger zur Besteuerung finanzieller Transaktionen) die sich auf die Kontrolle der internationalen Finanzströme konzentrierte, hat eine Bürgerbewegung gegen die Logik des Kapitalismus in Gang gebracht.

Diese vielen Verbände, zu denen Bewegungen einzelner Minderheiten kommen – Feministinnen, Homosexuelle, Immigranten, Regionalisten u.a. – erwecken zuweilen den Eindruck einer fragmentierten, zersplitterten Gesellschaft, eines Netzwerkes, um es mit einem ökonomischen Begriff zu sagen. Einige meinen, dies sei nur die Vorstufe dafür, dass sich wieder geschlossene Organisationen bilden, die in der Lage sein werden, sich den nationalen und supranationalen Mächten entgegenzustellen, welche hoch konzentriert, aber immer weniger zu greifen sind. Andere meinen, dass wir es heute mit einer grundsätzlich neuen Realität zu tun haben, die die Entwicklung flexiblerer und differenzierterer Organisationsformen erfordert, als sie die Linke bisher kannte. Die beiden Auffassungen sind in allen Formationen der Linken vertreten.

Hier entsteht die Frage, welchen Platz der Staat und supranationale Strukturen in dem Projekt einer progressiven Transformation der Gesellschaft einnehmen sollen. Wachsende Meinungsunterschiede zeigen sich in der Frage der Europäischen Integration (Verteidigung der nationalen Souveränität als realer Handlungsraum für die Bürger oder fortschrittliche Umorientierung?), der Globalisierung (eine andere Art der Globalisierung oder Zusammenarbeit der Nationen?) und der Dezentralisierung (Dezentralisierung des Einheitsstaates oder eine Föderation der Regionen?). In Frankreich ist der Mobilisierungsgrad der Bevölkerung relativ hoch, was erklärt, weshalb zahlreiche Internationalisten es vorziehen, die nationale Souveränität zu verteidigen, während andere darauf hoffen, dass es im europäischen oder gar im weltweiten Rahmen besser möglich sein wird, die Bürger (die Völker?) gegen eine Globalisierung zu mobilisieren, die nicht mehr zu umgehen ist. Die Verteidigung der nationalen Souveränität kann in den Augen derer als fortschrittlich gelten, in deren Ländern eine radikale Linke existiert (besonders in Südeuropa) und angesichts einer EU, die sich voll der Logik des Neoliberalismus unterworfen hat. In den Ländern, wo die soziale Linke aber schwach ist (Deutschland, die Benelux-Staaten, Österreich), kann dieser die Bildung einer Europäischen Föderation attraktiv erscheinen, in der sie vom Einfluss ihrer Gesinnungsgenossen in den radikaler eingestellten Ländern profitieren könnte. Das ist einer der Gründe dafür, weshalb es unter den Linken der EU in der Frage der nationalen Souveränität eine solche Kluft gibt.

Die politischen Organisationen der Linken

Die Sozialisten

Als Lionel Jospin an die Spitze der SP trat, bedeutete dies für manchen nach den Jahren der Abweichung unter Mitterrand eine erneute Linkswende. Unge-

achtet des vor allem verbalen Drucks, den die kleine Strömung der „sozialistischen Linken“ ausübt, scheint die SP inzwischen jedoch die Werte der Marktwirtschaft, der liberalen Form der Demokratie, der präsidentialen Strukturen der V. Republik verinnerlicht zu haben. Dazu kommt auf internationalem Gebiet die humanitäre Intervention für die Durchsetzung der Menschenrechte in dem restriktiven und individualistischen Sinne, wie die USA sie verstehen. Das aber geht nicht ohne Probleme ab. So erklärte zum Beispiel Jack Lang: „Je mehr wir uns der Marktwirtschaft öffnen, desto müssen wir uns von einer klaren, starken und strukturierten Ideologie verabschieden ... Anderenfalls wird unsere Identität Stück für Stück zerfallen.“²

Wenn Lionel Jospin sich zur Marktwirtschaft bekennt, dann erklärt er zugleich, dass er eine „Marktgemeinschaft“ ablehnt. Ebenso wendet er sich gegen den sozialliberalen „Dritten Weg“ von Tony Blair und steht in seinen Äußerungen unter allen europäischen Sozialisten am weitesten links. Der Druck des Weltmarktes und die Zwänge der Europäischen Integration haben die Regierung Jospin dazu gebracht, mehr Unternehmen zu privatisieren als ihre rechten Vorgänger. Aber sie sucht diesen Prozess zu bremsen und beweist eine gewisse Festigkeit gegenüber dem Druck, die öffentlichen Dienstleistungen noch weiter abzubauen. Zugleich ist eines klar: Die relative Zurückhaltung Jospins gegenüber sozialliberalen Konzeptionen ist zumindest teilweise der Tatsache geschuldet, dass es in Frankreich eine relativ radikale politische Bewegung von Gewerkschaften und Verbänden gibt, in der die FKP eine spürbare Rolle spielt. Das hält die französischen Sozialisten davon ab, sich dem anzuschließen, was Schröder, Blair oder D'Alema predigen.

Wenn die Regierung Jospin sich auch nicht offen gegen die von den USA verkündete Neue Weltordnung gewandt und sich 1999 am Krieg gegen Jugoslawien beteiligt hat, so bewahrt sie doch eigene Positionen in der Palästinafrage oder bezüglich des Irak. Es ist kein Zufall, dass gewisse Intellektuelle und Journalisten, die der „moralischen Linken“ und einigen Nichtregierungsorganisationen nahe stehen, eine Kampagne gegen Außenminister Hubert Védrine begonnen haben. Sie werfen ihm vor, das in ihren Augen legitime „Recht“ auf humanitäre Intervention in Frage zu stellen, ebenso die Rolle der NGOs als natürliche Wortführer einer hypothetischen internationalen Zivilgesellschaft, die nach Meinung des Außenministers ein Werkzeug zur Etablierung von Gegenpartnern im herrschenden System darstellen. Védrine scheint auch den Grundsatz zu vertreten, dass der Staat nicht a priori fortschrittsfeindlich ist und dass nicht alle, die sich dem Staat, besonders dem Nationalstaat, entgegenstellen (der private Sektor, NGOs innerhalb der Großmächte u.a.) von vorn herein fortschrittlich sein müssen.³ Seit Mitte der 90er Jahre wächst die Unzufriedenheit unter den Völkern der Peripherie rascher als unter denen des Zen-

² Libération, 8.11.1999.

³ Siehe Michel Rogalski, „Feuer auf Védrine – die Hintergründe einer Kampagne“, in: *Recherches Internationales*, Nr. 62, 2000.

trums, denn letztere glauben immer noch daran, der allgemeinen Verelendung, die die Entwicklung des neoliberalen Kapitalismus mit sich bringt, entgegen zu können. Und es ist sicher kein Zufall, dass der Teil der SP, der der gegenwärtigen Ordnung mit dem größten Misstrauen begegnet, sich zugleich über Europa hinaus mit der ganzen Welt beschäftigt.

Innerhalb der SP gibt es durchaus Aufgeschlossenheit gegenüber dem sozialen Fortschritt, es dominieren aber die Verfechter der wirtschaftlichen Effizienz, an deren Spitze neben anderen Finanzminister Laurent Fabius steht. Er hat sich zum Beispiel mit teilweisem Erfolg der Einführung der 35-Stunden-Arbeitswoche widersetzt und schrittweise Reformen realisiert, die den britischen nahe kommen.⁴ „Realismus“ und die Abneigung gegen eine riskante Politik radikaler Brüche gehören zur politischen Kultur der SP, wobei auch diejenigen keine Ausnahme machen, die am weitesten links stehen. Das erklärt, weshalb man bei verstärktem Druck seitens des Kapitals von der SP nicht mehr als eine Politik erwarten kann, die die negativen Effekte abschwächt. In dieser Hinsicht unterscheidet sich Jospin nicht von den anderen europäischen Sozialdemokraten. Daher erscheint es nur logisch, dass die FKP sich auf eine Mobilisierung der Volksmassen orientiert, um die Regierung der pluralen Linken und zugleich die führenden Kräfte der EU unter Druck zu setzen.

Die französischen Kommunisten

Zwar konnte sich die FKP mit der Bildung der Regierung der pluralen Linken zunehmend als unverzichtbarer Teil des politischen Spektrums präsentieren, zugleich hat diese Entwicklung jedoch bei zahlreichen Mitgliedern und mehr noch unter der kommunistischen Wählerschaft Befürchtungen ausgelöst. Das betrifft besonders die Volksschichten, die bisher von den Jahren des Wachstums in der EU kaum profitieren konnten. In den Augen der FKP-Mitglieder läuft die Strategie der SP darauf hinaus, ihre Partei zum Satelliten zu machen, der für einige Abgeordnetensitze oder Posten in der Kommunalpolitik einen bestimmten Teil der Wählerschaft binden soll.⁵ Aber die Schwächung der FKP hat nicht nur mit den geschickten Manövern der SP-Führung zu tun. Sie rührt von Entwicklungen her, die die Führung der FKP nicht unter Kontrolle bringen konnte.

Die FKP hat nicht bedacht, das sich in der französischen Gesellschaft mit dem Wind der Freiheit, der nach dem Mai 1968 wehte, Bewegungen von Minderheiten entwickelt haben. Sie hat auch den Zerfall des sozialistischen Lagers,

⁴ Siehe Frédéric Lemaitre, „Laurent Fabius will die Ausgabe von Aktien fördern“, in: *Le Monde*, 5.7.2001.

⁵ Die radikale Partei der Linken, die ebenfalls aus einer großen Tradition der französischen Linken kommt, spielt die Rolle des „Wahlwerbers“ für die SP. „Einige möchten die Kommunistische Partei gern in die Rolle des letzten Aufgebots der Ausgegrenzten drängen.“ Siehe Jacques Chambaz, „Die Sozialistische Internationale und ihre gegenwärtigen Ziele“, in: *La Pensée*, Nr. 321, Januar/März 2000, S. 124.

der damit verbundenen Funktionsweisen und Ideen nicht dynamisch verarbeitet. Während die aufeinanderfolgenden Führungen der FKP Schritt für Schritt konstitutive Elemente der kommunistischen Identität (Diktatur des Proletariats, Avantgarderolle, demokratischer Zentralismus, proletarischer Internationalismus, Vergesellschaftung der Produktionsmittel u.a.) ohne wirkliche Debatten und gründliche Analyse aufgaben, schwankten sie ständig zwischen einer summarischen und damit oberflächlichen Kritik des realen Sozialismus und dem krampfhaften Festhalten an der eigenen Identität hin und her. Heute tendiert die FKP dazu, das sozialistische System vor allem mit dem Begriff des „Scheiterns“ zu belegen, der eher religiös als marxistisch geprägt ist. Sie spricht nicht von einer „Niederlage“, was es ihr gestattet zu analysieren, aus welchen Gründen dies geschah und wie die Gruppen sozial zusammengesetzt waren, die kein Interesse mehr daran hatten, den realen Sozialismus zu verteidigen oder zu transformieren. Wenn man ein Gesellschaftsmodell, das man selbst einst als quasi paradiesisch beschrieb, heute als gescheitert ansieht, dann umgeht man die Frage der Verantwortung – darunter auch der FKP-Führung selbst – dafür, dass sich in der internationalen und nationalen kommunistischen Bewegung eine neue „Arbeiteraristokratie“ bilden konnte.

In der Phase ihrer Erstarrung war die FKP bestrebt, die Realität ausschließlich von einem reduzierten „Klassenstandpunkt“ her zu erklären. Dabei unterschätzte sie das Gewicht der Interessen von Frauen, Regionalisten, Homosexuellen, Immigranten und der verschiedenen Generationen in den gesellschaftlichen Bewegungen. Heute dagegen neigt sie dazu, alle Formen der Frustration, die in der Gesellschaft und in der Welt vorkommen, einander gleichzusetzen und damit den Klassengegensätzen ihr strukturierendes Fundament abzuspüren. Dass sich trotz des Anwachsens der Zahl der Lohnabhängigen und der ungesicherten Arbeitsverhältnisse „Mittelklassen“ und Volksschichten bilden, die sich mit diesen identifizieren, erklärt, weshalb sich diese Sicht in der Gesellschaft immer mehr ausbreitet. Das geistige Vakuum, das mit dem Abgehen vom Marxismus-Leninismus in einem Teil der kommunistischen Eliten entstanden ist, hat sie daran gehindert, dieses Phänomen zu verstehen. Das wiederum erklärt, weshalb sich die FKP von gewissen Volksschichten entfernt hat. Hier wird die Partei mit einer gewissen Verspätung von Erscheinungen eingeholt, mit denen andere kommunistische Parteien, zum Beispiel die KP Spaniens, die Italienische KP oder die KPdSU bereits in den 80er und 90er Jahren konfrontiert waren. Ähnliches zeigt sich auch im moralisierenden Kult der „Rot-Grünen“, die sich fern von allen Klassenkriterien für Freiheit einsetzen. Die kommunistischen Parteien, die diese Krise überlebt haben, kehren heute wieder zu einer „klassenmäßigeren“ Bewertung der sozialen Verhältnisse zurück (KP Spaniens, Kommunistische Wiedergründung Italiens). Andere dagegen, die eine solche Krise nicht erlebt haben, wie zum Beispiel die Kommunistische Partei Japans, denken gar nicht daran, ihr ideologisches Erbe generell in Frage zu stellen. Sie treffen in aller Ruhe und ohne Überlegung eine überlegte Auswahl.

Die Krise der FKP hat sich seit Mitte der 90er Jahre beschleunigt, als sie beschloss, sich vom gesamten marxistisch-leninistischen Erbe unwiderruflich zu verabschieden. Allerdings hat die FKP ein marxistisches Erbe bewahrt, weshalb Mitglieder und Führung dieser Partei immer wieder darauf hinweisen, welches „Kräfteverhältnis“ in der Gesellschaft geschaffen werden muss, um auf die Regierung der pluralen Linken Druck auszuüben. Die FKP setzt sich für eine fortgesetzte Mobilisierung der Bürger ein, damit eine lebendigere Demokratie und eine Logik entstehen, die es erlauben könnte, „über den Kapitalismus hinaus zu gehen“. Da sie sich nun allmählich von einer monolithischen Partei zu einem Netzwerk wandelt, fragen sich bestimmte Mitglieder und Wähler der Kommunisten, wozu ein solches geschwächtes Werkzeug noch von Nutzen sein soll. Zu den Europawahlen von 1999 stellte die FKP die Liste „Beweg' dich, Europa“, auf. Sie setzte sich aus kommunistischen Kandidaten und Persönlichkeiten zusammen, die eine moralische Linke von sehr nebelhaften Konturen vertraten. Der Angriff der NATO auf Jugoslawien, der zur Zeit dieser Wahlen geschah, enthüllte das heterogene Wesen dieses Konstrukts, denn einige Kandidaten der Liste stimmten dem Krieg zu, während andere ihn gemeinsam mit der FKP-Führung verurteilten, aber Milosevic als den Hauptverantwortlichen für den Konflikt brandmarkten. Viele Kommunisten sehen jedoch im amerikanischen und deutschen Imperialismus die Hauptursache für all die Auseinandersetzungen auf dem Gebiet des ehemaligen Jugoslawien.

Die Europawahlen haben demonstriert, dass die neue Linie der FKP die Wähler verwirrt hat. Die Partei hat einen Teil ihres traditionellen Elektorats verloren, ohne ihren Einfluss darüber hinaus wesentlich erweitern zu können, was eigentlich die Absicht Robert Hues war. Die Kurzatmigkeit und die Grenzen der Reformen, die die Regierung unter Beteiligung der FKP in Gang gesetzt hat, sind eine Erklärung dafür, weshalb die FKP trotz oder gerade wegen ihrer Übereinstimmung mit der SP bei den Kommunalwahlen dieses Jahres weitere Verluste hinnehmen musste. Sie hat bei dieser Gelegenheit mehrere Großstädte verloren. Die Wählerschaft der Linken aus den untersten Volksschichten schwankt zwischen der FKP, der Nichtteilnahme an den Wahlen und der extremen Linken. Die Mittelschichten sind mit der Regierung der pluralen Linken relativ zufrieden. Das zeigt sich darin, dass die Verluste der SP wesentlich geringer ausfielen.⁶

Inzwischen haben sich innerhalb der FKP richtiggehende Netze, das heißt, Fraktionen gebildet. Die „Erneuerer“ haben seit dem letzten Parteitag in Martignes im März 2000 eine ansehnliche Vertretung in der Parteiführung. Sie unterstützen die Veränderungen in der Partei, wünschten sich aber mehr Flexibilität bei ihrer Umsetzung und eine engere Zusammenarbeit mit anderen Organisationen links von der SP. Ihnen scheint es schwer zu fallen, sich von der

⁶ Die Unterstützung der SP unter den Beamten beginnt allerdings zu bröckeln. Siehe Alexandre Garcia, „Die Beamten, die großen Enttäuschten Jospins“, in: *Le Monde*, 3.7.2001.

Linie Robert Hues abzugrenzen. Die Mehrheit der Führung ist mit strukturellen Reformen befasst, die das Ziel verfolgen, alle sozialen Bewegungen einander anzunähern und alles zu tilgen, was die Kommunisten in deren Augen als autoritär oder zu selbstsicher erscheinen lassen könnte.

Verschiedene Persönlichkeiten und Teile der FKP, die weiter links stehen, werden parallel zur Führung tätig. Das geht soweit, dass Personen, die noch einen beträchtlichen Teil der Parteimitglieder vertreten, nicht mehr in der Führung präsent sind. Sie wollen in erster Linie das Klassenbewusstsein an der Basis erhalten. Sie wenden sich radikal gegen den Euro und die europäische Integration, womit sie sich von der neuen eurokonstruktiven Linie der Führung scharf unterscheiden. Ein wahrer Wettlauf gegen die Zeit scheint sich zwischen denjenigen abzuspielen, die die FKP wegen ihrer jüngsten Entwicklung enttäuscht verlassen, ohne sich zugleich von ihrem sozialen oder gewerkschaftlichen Engagement zu verabschieden, und denen, die in der Partei bleiben, um dort ihre Ziele zu erreichen. Die Führung scheint sich zu wünschen, dass alle Mitglieder auf der Grundlage des Minimalkonsens der „Überwindung des Kapitalismus“ in der Partei koexistieren, was eine „neue Kultur der Vielfalt“ darstellen soll.⁷ Die Einberufung eines außerordentlichen Parteitagess im Herbst 2001 war ursprünglich dafür gedacht, ein neues Parteistatut zu beschließen. Nunmehr wird der Parteitag aber aufgrund zahlreicher Reaktionen aus der Mitgliedschaft darauf hinauslaufen, dass ein neues kommunistisches Projekt angenommen wird. Das erscheint notwendig, um die Rolle der FKP in der Gesellschaft klarzustellen. Die Präsidentschafts- und Parlamentswahlen im Frühjahr 2002 werden für die FKP besonders wichtig sein. Zugleich hat dort auch die gesamte plurale Linke Bilanz zu ziehen.

Andere Strömungen der Linken

Seit sich die FKP an der Regierung der pluralen Linken beteiligt, ist sie in der schwierigen Lage, ständig entscheiden zu müssen, ob sie sich gegenüber der SP konsequent zeigt und die Koalition verlässt, was die Regierung im Parlament in die Minderheit bringen könnte, oder ob sie angesichts dessen, dass sich die Rechte mit einem neoliberalen Programm neu mobilisiert, an der Regierung der pluralen Linken festhält. Die Grünen waren aufgrund der kleinen Zahl ihrer Abgeordneten bisher nicht im Stande, die Regierung ernsthaft zu bedrohen. Daher konnten sie ihre grundsätzliche Gegnerschaft gegen einige Maßnahmen der Regierung ohne großes Risiko zur Schau stellen und zugleich populäre Reformen unterstützen. Zu einer Zeit, da die weltweiten finanziellen Zwänge und die europäischen Institutionen jede grundsätzliche Veränderung

⁷ Im Internationalen Bereich strebt die FKP den Zusammenschluss „all derer an, die nach Alternativen suchen, seien es nun fortschrittliche Menschen, Kommunisten, Sozialisten, Ökologen, religiös Gebundene, Pazifisten oder Feministen.“ Siehe Francis Wurtz in: *Correspondances Internationales*, 1997. Aber diese strategische Vision stößt sich an neuen Widersprüchen wie sie sich zum Beispiel in den unterschiedlichen Reaktionen auf die Politik der NATO in Jugoslawien gezeigt haben.

unmöglich machen, ohne das Gesamtsystem in Frage zu stellen, scheinen sie einen Teil ihrer Wählerschaft davon überzeugt zu haben, dass sie am besten geeignet sind, realistische Verbesserungen durchzusetzen und die Institutionen zu entstauben. Dabei geht ihre weiche Linie in den sozialen und wirtschaftlichen Fragen mit einem sehr prononcierten Engagement für eine Quasi-Föderation Europa und einer kritischen Haltung zum undemokratischen Wesen der europäischen Institutionen einher. Auf einem Kolloquium über die europäische Integration bei *Espaces Marx* sagte der Europaabgeordnete der Grünen Alain Lipietz voraus, dass man sich „zwischen kühnem Vorwärtsdrängen und Stagnation wird entscheiden müssen.“⁸

Die Bewegung der Bürger (MDC) gruppiert sich um die Persönlichkeit von Jean-Pierre Chevènement, der sich als Verteidiger des Staates, der Republik und der nationalen Souveränität gegen die Verfechter von Globalisierung und supranationalen Strukturen profilieren konnte.⁹ Einige Linke nehmen ihm sein hartes Vorgehen gegen illegale Einwanderer übel, andere verweisen jedoch auf seine Vorschläge für eine gemeinsame internationale Entwicklung, die die Quellen unkontrollierter Migration austrocknen könnte. Viele rechnen ihm an, dass er sich dem Golfkrieg widersetze und sich gegen Sonderrechte für Korsika aussprach. Diese sollen unter dem Vorwand gewährt werden, die kulturelle Besonderheit der Insel anzuerkennen. Sie erlauben jedoch die Entwicklung einer Freihandelszone und schaffen einen Präzedenzfall für die Einrichtung von Regionen auf ethnischer Grundlage, um auf diese Weise den freien Fluss des Kapitals zu ermöglichen und den Sozialstaat abzubauen, an dessen Stelle ein schwacher, föderalistischer Minimalstaat treten soll.¹⁰

Seit einigen Jahren haben die Trotzlisten einen wachsenden Wählereinfluss zu verzeichnen. Bei den letzten Präsidentschaftswahlen gelang es der Kandidatin der am stärksten mit den Arbeiterschichten verbundenen trotzkistischen Bewegung „Arbeiterkampf“ (Lutte ouvrière, LO), Arlette Laguiller, mehr als fünf Prozent der Stimmen zu erhalten. Bei Umfragen werden ihr heute gar acht Prozent zugetraut. Die Tatsache, dass sie seit Jahrzehnten unverändert an ihrer Linie festhält, scheint ihr die Stimmen gewisser Volksschichten eingetragen zu haben, die von der Politik der anderen Linksparteien enttäuscht sind. Bei den jüngsten Kommunalwahlen hat eine weitere trotzkistische Strömung, die eher intellektuell geprägte Kommunistische Revolutionäre Liga (LCR) auf sich aufmerksam gemacht. Sie hat in ihre Listen auch Vertreter verschiebener Verbände aufgenommen. In einigen Gemeinden sind lokale Bürgerlisten angetre-

⁸ Alain Lipietz, *Geschichte und Sinn der Europäischen Integration*, Paris, *Espaces Marx*, 2000, Seite 410.

⁹ Chevènement hat die Regierung verlassen, um gegen das Gesetz über den Status Korsikas zu protestieren. Er will einen Teil der Wähler der SP und der FKP für sich gewinnen und zögert dabei nicht, auf Argumente der extremen Linken zurückzugreifen: „Die Ergänzungen der Kommunisten (zum Gesetz über die Entlassungen) sind nicht mehr als die letzte Zigarette eines Todeskandidaten.“ In: *Le Monde*, 4.7.2001.

¹⁰ „Man stirbt nicht für Korsika!“, in: *Bastille – République – Nation*, Nr. 6, 8.6.2001.

ten, zu denen sich junge Menschen aus Immigrantenfamilien zusammengefunden haben. Mit ihrer Radikalität und Bürgernähe stellen sie eine Herausforderung für die anderen politischen Formationen dar, die in ihren Augen bürokratisiert, fern der Realität und bar jeder glaubhaften Alternative sind.¹¹

Alle diese Entwicklungen zeigen, dass der Teil der linken Wählerschaft, der seit den 80er Jahren zum Wahlboykott tendierte, jetzt von radikaleren Listen angezogen wird.

Das betrifft auch einen Teil der kommunistischen Wähler, darunter Mitglieder dieser Partei, die auf diese Weise ihrer Unzufriedenheit mit der jetzigen Orientierung ihrer Partei Ausdruck geben wollen. Während die Wählerschaft der extremen Linken wächst, haben die trotzkistischen Organisationen selbst nach wie vor Schwierigkeiten, mehr als einige Tausend Mitglieder zu rekrutieren. Mit heute 150 000 Mitgliedern (1970 waren es noch 700 000, 1996 noch 300 000) bleibt die FKP die mitgliederstärkste Partei Frankreichs.

Seit 1980 hat die Welle des Neoliberalismus Frankreich wie den Rest der Welt erfasst, wodurch ein großer Teil der entscheidenden Grundsätze der Linken entwertet wurde. Der Druck, die öffentlichen Dienstleistungen und überhaupt alles, was bisher als gesicherte soziale Errungenschaft galt, abzubauen, wird immer größer. Keine Kraft hat sich dieser Entwicklung bisher entgegenstellen oder deren Grundlagen auch nur glaubhaft in Zweifel ziehen können. Das ist ein Grund für die deutliche Entpolitisierung der Gesellschaft. Das Entstehen neuer progressiver Verbände und die große Volksbewegung von 1995, der die Bildung der Regierung der pluralen Linken folgte, haben jedoch gezeigt, dass das, was die Soziologen das „linke Volk“ nennen, damit nicht verschwunden ist. Der politische Kurs, den die plurale Linke eingeschlagen hat, obwohl die äußeren Zwänge sich verschärften, hat bewiesen, dass sich ihre Führer der Existenz einer sozialen Basis immer bewusst waren, die sich der Logik des Kapitalismus widersetzt. Jedoch hat es das Frankreich Jospins bisher nicht wirklich gewagt, im europäischen oder internationalen Rahmen in gleicher Weise aktiv zu werden, obwohl in zahlreichen Ländern sich eine wachsende Unzufriedenheit der Volksschichten mit den dominierenden Mächten zeigt. Das wiederum erklärt, weshalb die Parteien der pluralen Linken oft von den ungeduldigsten Kreisen der Gesellschaft als von etablierten Politikern beherrschte Organisationen angesehen werden, die im besten Falle sympathisch, aber eigentlich machtlos und im schlimmsten Falle heuchlerisch sind. Dieser Vorwurf trifft besonders die FKP, die immer noch am kämpferischsten und kritischsten gegen den Neoliberalismus auftritt. Auch das stärkere Aufkommen der Grünen ist darauf zurückzuführen. Mit ihren minimalen aber realisierbaren Forderungen erscheinen sie noch am authentischsten, während sie doch in ih-

¹¹ Diese Argumentation verwendet die Bewegung der Bürger, seit sie die Regierung verlassen hat. Siehe Jean-Yves Autexier, „Die Auseinandersetzung zwischen Jospin und Chirac ist nur Show“, ebenda, Nr. 7, 3.7.2001.

ren internen Konflikten beweisen, dass ihnen Schläge unter die Gürtellinie, Demagogie und persönliche Ambitionen nicht fremd sind. Mit ihrem „sympathischen“ Pazifismus haben im übrigen auch sie den Sirenenrufen der NATO nicht widerstehen können. Das erneute Aufkommen einer die Souveränität Frankreichs verfechtenden republikanischen Strömung, deren Triebkraft immer die FKP war und die ihren Höhepunkt im Quasi-Erfolg des „Nein“ beim Referendum über den Maastrichter Vertrag hatte, zeigt sich heute nur noch in Randgruppen der FKP, viel sichtbarer aber in der Bewegung der Bürger (MDC). Und das, obwohl diese Partei sich bisher in keiner Weise antikapitalistisch engagiert und bei allem Misstrauen gegenüber der EU keine Anstalten macht, die Volksmassen gegen sie zu mobilisieren.

Die französischen Linken haben nicht die Fähigkeit zur Erneuerung verloren, warten aber gegenwärtig auf einen neuen Atem und neue Analysen. Wenn sie die Realitäten der Globalisierung und der europäischen Integration zur Kenntnis genommen haben, werden sie zweifellos noch einige Jahre brauchen, um neue Konzepte zu erarbeiten und sich wieder fest in den Volksmassen zu verwurzeln. Wenn auch die Kluft zwischen der „moralischen Linken“ und der „sozialen Linken“ bisher nicht zu verschwinden scheint, sollte man folgendes bedenken: Solange eine Kraft existiert, die in der Lage ist, eine Zukunftsvision aufzuzeigen, die den Erwartungen der Volksmassen entspricht, wird sich selbst die „moralische Linke“ an der fortschrittlichen Transformation der Gesellschaft beteiligen. Seit dem Anrollen der Welle des Neoliberalismus ist das Gegenteil geschehen, was erklärt, weshalb das Engagement in den Wohngebieten und Betrieben zerbröselte, weshalb die sozialliberale Strömung sich in der Praxis breit machen konnte, allerdings nicht in den Köpfen. Hier befindet sich zweifellos das Erneuerungspotential, das diejenigen suchen, die überall in der Welt dem Internationalismus der Benachteiligten neues Leben einhauchen wollen.

(Übersetzung aus dem Französischen: Helmut Etinger)

Hans-Günter Bell/Daniel Kreutz/Alexander Recht

Lebenslagen in Deutschland

Armut, Reichtum und die Zukunft des Sozialstaates

Der Deutsche Bundestag hatte der Regierung den Auftrag gegeben, einen Armuts- und Reichtumsbericht vorzulegen. Diesen Auftrag hat sie im April 2001 mit der Vorlage des Berichts „Lebenslagen in Deutschland – Der erste Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung“ umgesetzt. Dass die Regierung einen solchen Bericht vorlegt, ist ein Fortschritt gegenüber der Politik ihrer Vorgängerin, die sich stets weigerte, die Existenz von Armut in Deutschland zuzugeben. Trotz aller Mängel und Schwächen liegt mit diesem Bericht ein „höchst alarmierendes Dokument gesellschaftlicher Spaltung“ vor – so die Vorsitzende des Paritätischen Wohlfahrtsverbandes, Barbara Stolterfoht –, das ein Höchstmaß an Aufmerksamkeit verdient.

Die Veröffentlichung dieses Berichts fiel in die Laufzeit eines Projektes der Kölner Arbeitsgruppe „Umverteilen!“ mit dem Titel „Reichtum umfairteilen!“ In dieser Arbeitsgruppe hat sich ein bunter Kreis von SozialdemokratInnen und (Ex-)Grünen, von Aktiven aus PDS und DKP sowie parteipolitisch nicht Organisierten zusammengefunden, die in Folgendem übereinstimmen: An eigenständiger politischer Initiative von unten führt kein Weg mehr vorbei, seit unübersehbar wurde, dass der Regierungswechsel von Kohl zu Schröder nicht den erhofften Politikwechsel brachte, sondern die Fortsetzung des neoliberalen Kurses mit anderen Mitteln.

Das Thema „Umverteilen!“ ist von uns nicht zufällig gewählt worden. Es ist die Wahrnehmung der aktuellen gesellschaftspolitischen Entwicklungen, die uns zu der Überzeugung führt, dass die Verteilungsfrage im Zentrum der gesellschaftlichen Zukunftsfragen steht.

In diesem Beitrag stellen wir Zwischenergebnisse dieses Projektes vor und verbinden dies mit einer kritischen Würdigung des regierungsamtlichen Armuts- und Reichtumsberichts.

Funktion, Folgen und Grenzen des Reichtums

Ist Ungleichheit funktional?

Reichtum ist bekanntlich keine Erfindung der Moderne. Die Konstanz der Arm-Reich-Polarität in der überlieferten Geschichte verleitet das Alltagsbewusstsein oft zu der irrigen Annahme, es gebe einen gleichsam naturgegebenen „Bereicherungstrieb“ des Menschen. Indes zeigt der Blick auf egalitäre Gemeinschaften, die manche indigenen Völker noch heute pflegen, dass von dergleichen keinerlei Rede sein kann.

Für Klassengesellschaften ist dagegen eine ausgeprägt ungleiche Aneignung und Verteilung des gesellschaftlichen Mehrprodukts geradezu konstitutiv. Ohne Reichtum, dessen spezifische Form und Entstehung sich aus den jeweiligen Produktionsverhältnissen herleiten, ohne die Macht, die aus der persönlichen Verfügung über bedeutende materielle Ressourcen erwächst, sind Klassengesellschaften nicht denkbar. Nur insofern sind Reichtum und soziale Ungleichheit gewissermaßen „historisch notwendig“.

Der „Schutz“ des Reichtums herrschender Klassen vor Plünderung von außen und Revolten von unten zählt „naturgemäß“ zu den vornehmsten Aufgaben der Klassenstaaten. Auch das deutsche Grundgesetz räumt dem Schutz des Eigentums (und damit zugleich des privaten Reichtums) Verfassungsrang ein. Zwar ist der Eigentumsschutz durch die Allgemeinwohlbindung relativiert. Doch im Zweifel steht nicht der private Reichtum, sondern die sozialstaatliche Umverteilung unter Legitimationszwang und bleibt an restriktive Bedingungen geknüpft.

Das Scheitern aller Revolten und Revolutionen, die darauf abzielten, egalitäre Gesellschaften zu errichten, deutet auf die Unmöglichkeit hin, Gleichheit zu „verordnen“. Eine solche Perspektive fällt vielmehr zusammen mit dem nur in langfristigen Prozessen zu erreichenden Verschwinden der Klassengesellschaft, ihres Staates und ihrer Bewusstseinsprägungen – im globalen Rahmen, auf der Grundlage hoher Arbeitsproduktivität und mit Hilfe eines neuen, „post-materialistischen“ Wohlstandsbegriffs.

Privater Reichtum als Feind der Demokratie

Demokratie darf sich nicht in der Möglichkeit erschöpfen, an Wahlen teilzunehmen, sondern muss auch einschließen, dass die Gesellschaft darüber entscheidet, was auf welche Weise produziert wird, wie das Produkt verteilt wird und wie sie ihr Leben führen möchte.

Diese umfassende Demokratisierung stößt innerhalb des kapitalistischen Systems an Grenzen: Die Verfügung über die materiellen Ressourcen der Produktion verleiht den Kapitaleigentümern die Macht, über die Art und Weise der einzelbetrieblichen Produktion zu entscheiden. Die Mehrheit der Bevölkerung ist hingegen darauf angewiesen, zu ihrer Lebenserhaltung ihre Arbeitskraft in abhängiger Beschäftigung zu verkaufen – an der Entscheidung über die Produktion wird sie nicht beteiligt, von der Aneignung des durch sie selbst produzierten Mehrprodukts wird sie ausgeschlossen.

Demokratie wird aber im Kapitalismus nicht nur durch ungleiche Verfügungsmacht über die Produktion und ungleiche Verteilung beschnitten. Problematisch sind die relative Privilegierung einer Menschengruppe und die Dominanz der Kapitallogik. Erst nach der Überwindung des Kapitalismus wird es möglich sein, Produktion und Verteilung des gesellschaftlichen Reichtums nach den Bedürfnissen und Fähigkeiten der Menschen zu organisieren.

Dennoch ist es auch heute schon möglich, über sozialstaatliche Korrekturen Demokratie auszubauen. Mehr Demokratie ist nicht möglich ohne Verringerung der Konzentration des Reichtums in den Händen weniger. Weil die Entfaltung der Persönlichkeit im Rahmen individueller Lebensgestaltung ohne entsprechende materielle Ausstattung undenkbar ist, muss die funktionale Ungleichverteilung des gesellschaftlich produzierten Reichtums zwischen Kapital und Arbeit auf der personalen Ebene gemindert werden. Sozialleistungen, deren Finanzierung auch und gerade auf den Schultern von Vermögenden lasten muss, spielen hier eine wichtige Rolle.

Demokratisierung muss indes über die personale Ebene hinaus auch den gesellschaftlichen Raum umfassen. Ein demokratisch kontrollierter öffentlicher Sektor mit öffentlichen Unternehmen, öffentlichen Dienstleistungen und kollektiven Sicherungssystemen ist der Versuch, nicht die gesamte Gesellschaftlichkeit der privaten Kapitalverwertung zu überantworten. Er ist ein politisches Signal, dass Leben und Arbeiten möglich sind, ohne dass die Kapitallogik das bestimmende Prinzip darstellt. Dieser öffentliche Sektor ist auf gesellschaftliche Finanzierung angewiesen. Die Finanzierung öffentlicher Leistung über die Besteuerung privaten Reichtums ist notwendige Voraussetzung zur Demokratisierung der Gesellschaft.

Ökologische Grenzen des Wachstums

Die Diskussion um faires Teilen und Umverteilen steht schnell vor der Frage, ob die heutige kapitalistische Produktions- und Lebensweise Maßstab für die weitere Entwicklung – sowohl in den Metropolen selbst als auch weltweit – sein soll und kann.

Wird die von Klimaforschern und ÖkologInnen wohlbegründete Forderung akzeptiert, bis 2050 den Energie- und Stoffdurchsatz der Wirtschaft um 80-90% zu verringern, ist klar, dass eine wachstumsorientierte Politik des reichen Nordens nicht zukunftsfähig ist. Statt dessen geht es um nicht weniger als um die Überwindung der „fossilistischen Produktions- und Konsumtionsweise“ (Elmar Altvater). Angesichts dessen führt kein Weg daran vorbei, die Verteilungsfrage neu zu stellen: Damit ist durch die ökologische Frage das Postulat einer Politik der Selbstbeschränkung und Selbstbegrenzung („Gut leben statt viel haben“) aufgeworfen.¹

Soll die ökologische Politik der Selbstbeschränkung die soziale Schiefelage nicht zusätzlich verstärken, so stellt sich die Verteilungsfrage wesentlich zugespitzter als im alten Rahmen der Wachstumslogik. Eine Politik, die sich dem notwendigen fundamentalen Richtungswechsel stellt, erfordert eine egalitäre Politik der Umverteilung von Reichtum und Entwicklungschancen, den Umbau der Arbeitswelt und eine Politik der Einschließung, die die reale Teilhabe an Erwerbsleben und Einkommensentwicklung für alle öffnet, die dies

¹ Vgl. Dräger, Klaus/Buntenbach, Annelie/Kreutz, Daniel: Zukunftsfähigkeit und Teilhabe. Alternativen zur Politik der rot-grünen Neuen Mitte, Hamburg 2000, S.77 ff.

wollen. Es geht um eine Verbindung ökologischer Nachhaltigkeit mit einer neuen Politik der Vollbeschäftigung.

Entscheidende Parameter unserer Wirtschafts- und Lebensweise müssen geändert werden, wenn es für die breite Mehrheit der Menschen eine lebenswerte Zukunft geben soll. Notwendig ist ein neues sozialpolitisches Paradigma, das im Unterschied zu den 60-er und 70-er Jahren nicht mehr Wachstum, sondern Umverteilung in den Mittelpunkt stellt.²

Die Ungleichheit hat zugenommen

Vor der Auseinandersetzung mit einzelnen Ergebnissen des Regierungsberichts ist der Hinweis wichtig, dass die empirischen Grundlagen – vor allem im Bereich Einkommen und Vermögen – durch solch gravierende Unzulänglichkeiten gekennzeichnet sind, dass die Aussagen in der Regel nur sehr grobe Schätzungen sind.

Die Regierung selbst weist in ihrem Bericht, vor allem aber im ausführlichen Materialband zum Bericht, auf dieses Problem hin. Erstaunlicherweise schenkt sie solchen Anmerkungen im Folgenden dann aber selbst keine hinreichende Beachtung mehr und geht angesichts dieser gewichtigen Einwände nicht immer mit der erforderlichen Zurückhaltung und Sorgfalt an die Interpretation der Daten. Beides, die Mängel der Datenbasis und der mitunter zu sorglose Umgang der Regierung mit den so ermittelten Daten, sollte bei der Auseinandersetzung mit den Ergebnissen des Berichts und seinen Interpretationen beachtet werden.

Einkommen

Der Bericht stellt bei einer Betrachtung aller Haushalte in den alten Bundesländern für den Untersuchungszeitraum von 1973 bis 1998 eine deutliche Zunahme der Ungleichheit der Marktäquivalenzeinkommen fest. Die Ursachen hierfür sieht er im „Anstieg der Arbeitslosigkeit und der demografisch bedingt steigenden Zahl der Haushalte mit keinem oder nur geringfügigen Markteinkommen“. (S. 22) Ergänzend sei auf die Entwicklung der Nettoealeinkommen hingewiesen: Während sie zwischen 1973 und 1998 im Durchschnitt aller Haushalte um (preisbereinigt) etwa 38% angestiegen sind, blieb der Zuwachs bei den 10% der Haushalte mit den geringsten Einkommen auf 20% begrenzt: ein Rückstand von immerhin 18 Prozentpunkten. Dieser Rückstand erklärt sich u.a. durch die Probleme der Gewerkschaften, gegen den Widerstand der Arbeitgeber und den gesellschaftlichen Mainstream Verbesserungen für die unteren Tarifgruppen durchzusetzen, und durch die Zunahme prekärer Beschäftigung sowie von Teilzeitstellen.

In der Vergangenheit lag ein wichtiger Erfolg der sozialstaatlichen Umverteilung in der deutlichen Reduzierung dieser Ungleichheit. Deren ausgleichende

² Urban, Hans-Jürgen: Reformoptionen im Sozialstaat. Über die Perspektiven des sozial regulierten Kapitalismus; in: Schmitthenner, Horst/ders.: Sozialstaat als Reformprojekt. Optionen für eine andere Politik, Hamburg 1999, S. 11-59, hier: S. 42.

Effekte sind im Zeitverlauf allerdings schwächer geworden – eine unmittelbare Folge des Sozialabbaus.

Die Ungleichheit der Marktäquivalenzeinkommen fiel in den neuen Ländern noch höher aus als in den alten und stieg zudem von 1993 bis 1998 deutlich an. Dennoch ist die Verteilung der Nettoäquivalenzeinkommen in den neuen Ländern wesentlich gleichmäßiger als in den alten, weil die Einkommensverteilung dort gerade im unteren Bereich durch staatliche Eingriffe stärker korrigiert wird.

Weitere Ergebnisse des Berichts

Je nach Berechnungsmethode waren 1998 in den alten Ländern zwischen 6,6% und 20% der deutschen Bevölkerung (ohne AusländerInnen) einkommensarm; dies waren zwischen 3,9 Mio. und 11,9 Mio. Personen. In den neuen Ländern lag der Anteil des unteren Einkommensbereichs – unter Zugrundelegung des ostdeutschen Einkommensniveaus – zwischen 2,8% und 11,9%; dies waren zwischen 0,5 Mio. und 1,8 Mio. Personen. Als *einkommensarm* werden nach den von der Bundesregierung und der EU-Kommission zugrunde gelegten Kriterien Menschen betrachtet, die weniger als 50% des durchschnittlich verfügbaren Haushaltseinkommens verdienen.

Auf der Grundlage des Bruttoeinkommens gab es 1995 in Deutschland 27.230 EinkommensmillionärInnen, davon waren 76% Selbstständige und 24% abhängig Beschäftigte.

Wird das Doppelte des durchschnittlichen jährlichen Bruttoeinkommens als Abgrenzung für Reichtum gewählt (also 133.646 DM), steigt die Zahl der Reichen sprunghaft an: Etwa 2 Mio. Steuerpflichtige zählen dazu, wobei nun die abhängig Beschäftigten mit 74% die dominierende Gruppe sind.

Vermögen

Verzinsliches Geldvermögen und Immobilien summierten sich nach Abzug der Bau- und Konsumschulden gemäß den Ergebnissen der EVS 1998³ auf ein Nettovermögen in Höhe von durchschnittlich 254.000 DM je Haushalt in den alten und 88.000 DM in den neuen Ländern. Hinter diesen Durchschnittsbeträgen stand eine erhebliche Ungleichverteilung der Vermögen: 1998 waren in den alten Ländern etwa 42% des Privatvermögens im Besitz der vermögendsten 10% der Haushalte, während den unteren 50% der Haushalte nur 4,5% des Vermögens gehörten. In den neuen Ländern war die Ungleichheit der Vermögensverteilung noch größer. Zu beachten ist, dass die Verteilung der Vermögen sehr stark von Immobilienvermögen beeinflusst wurde, worüber jedoch nur 49% der Haushalte in den alten und 34% der Haushalte in den neuen Ländern verfügten.

³ Auch hier ist wieder zu beachten, dass die wirklich Einkommensreichen, denen auch ein hohes Vermögen unterstellt werden kann, *nicht* erfasst sind.

Bereits diese Ergebnisse belegen die sehr ungleiche Vermögensverteilung in Deutschland. Hinzu kommt, dass sich diese Ergebnisse nur auf das Privatvermögen in einem engeren Sinne beziehen. Langlebige Konsumgüter, Betriebsvermögen sowie Bargeld und Guthaben auf Girokonten sind darin grundsätzlich nicht enthalten. Diese Abgrenzung erlaubt also gar keine umfassenden Aussagen über die Vermögensverteilung im weiteren Sinne – was der Bericht in einem Nebensatz auch zugibt (vgl. S. 44). Außerdem ist zu beachten, dass „beim steuerlichen Gesamtvermögen privater und betrieblicher Grundbesitz erheblich unter dem Marktwert mit starren Einheitswerten angesetzt wird, Schulden dagegen voll abgezogen sind.“ (S. 65) Zinn stellt deshalb völlig zu Recht die Frage, „ob die Auslassung des Produktivkapitals in der Beschreibung der Vermögensverteilung, die aus technischen Gründen nicht erfassten sehr hohen Vermögen sowie die Ausblendung des Problems der Steuerhinterziehung nicht bedeuten, dass durch die damit bedingte Unterschätzung der Reichtumskonzentration nicht einer verharmlosenden Betrachtung Vorschub geleistet wird.“⁴

Maßnahmen der Bundesregierung

Viele der politischen Maßnahmen der Bundesregierung haben Auswirkungen auf Armut und Reichtum in Deutschland gehabt, darunter auch solche, bei denen diese Auswirkungen nicht sofort zu erkennen sind. Bei der „ökologischen“ Steuerreform z.B. werden ärmere BezieherInnen von Sozialleistungen einseitig belastet, ohne soziale Kompensation zu erhalten. Ein anderes Beispiel ist die unzureichende personelle und finanzielle Ausstattung der Finanzbehörden im Innen- und Außendienst, die eine wirksame Bekämpfung der Reichtumsanhäufung durch Steuerhinterziehung erheblich erschwert. Daran Kritik zu üben und Alternativen aufzuzeigen ist wichtig und war auch Gegenstand unseres Projekts.

Im Folgenden werden jedoch die Einkommensteuer-, Renten- und Sozialhilfepolitik der Bundesregierung hinsichtlich ihrer Auswirkungen auf Armut und Reichtum in Deutschland untersucht, mithin jene Politikfelder, deren Effekte auf Armut und Reichtum besonders deutlich zutage treten.

Steuerpolitik

Entgegen der Behauptung der Bundesregierung, „soziale Gerechtigkeit wieder zu einer Kategorie der Steuerpolitik gemacht“ (S. 220) zu haben, zeigt sich bei genauerem Hinsehen, dass ihre Steuerpolitik das Ziel sozialer Gerechtigkeit verfehlt. Zwar werden durch die Anhebung des Steuerfreibetrages und die Absenkung des Eingangssteuersatzes untere Einkommensgruppen bei ihrer durchschnittlichen Besteuerung entlastet. Vollständig wird das Bild jedoch

⁴ Zinn, Karl Georg: Gediogene Daten – problematische Rezepte. Zum „ersten Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung“, in: Supplement der Zeitschrift Sozialismus 6/2001, S. 20-29, hier: S. 24.

erst dann, wenn man auch die Finanzierung steuerlicher Entlastungen sowie die Gesamtverteilung der Einkommen nach Steuern untersucht.

Im Hinblick auf die Prozentpunkt-Entlastung beim Durchschnittssteuersatz gilt: Wer mit seinem zu versteuernden Einkommen unter dem alten steuerfreien Existenzminimum (12.300 DM) liegt, wird nicht entlastet, weil er/sie bislang ohnehin keine Lohn- bzw. Einkommensteuer zahlte. Bis zu einem zu versteuernden Einkommen von etwa 22.000 DM nimmt die Entlastung an Prozentpunkten bei der durchschnittlichen Besteuerung zu. Im Bereich zwischen 22.000 DM und 80.000 DM wird die durchschnittliche Steuerbelastung zwar auch verringert, aber die Entlastung selber nimmt mit zunehmendem zu versteuerndem Einkommen ab. Ab einem zu versteuernden Einkommen von etwa 85.000 DM nimmt die Entlastung schließlich wieder deutlich zu und erreicht Spitzenwerte. Die reichsten EinkommensbezieherInnen mit überdies guten Abschreibungsmöglichkeiten genießen also die stärkste Entlastung. Diese Steuerpolitik ist keineswegs alternativlos. Weil Absenkungen des Eingangsteuersatzes und Anhebungen des Steuergrundfreibetrages alle SteuerzahlerInnen entlasten, hätte eine Politik sozialer Umverteilung die Senkung des Eingangsteuersatzes um eine Erhöhung des Spitzensteuersatzes ergänzen müssen. Da die Bundesregierung aber – anknüpfend an die Politik der Kohl-Regierung – hohe Einkommen besonders fördern möchte, zieht sie es vor, die hieraus entstehende Deckungslücke in Höhe von 93,4 Mrd. DM durch Sozialabbau (etwa das Sparpaket) und Ausgabenkürzungen im Bundeshaushalt gegenzufinanzieren.

Auch wenn die Bundesregierung in ihrem Armuts- und Reichtumsbericht behauptet: „Die Ungleichheit der Einkommen (...) aus dem Marktprozess (...) wird (...) durch Transferleistungen einerseits sowie Steuern und Sozialversicherungsbeiträge andererseits wesentlich reduziert“ (S. XVI), gibt sie nur die halbe Wahrheit wieder. Angegeben werden muss auch, inwiefern sich die Einkommensverteilung zwischen Lohnarbeit und Kapital durch die staatliche Umverteilung geändert hat. Hierbei dürfen nicht nur die isolierten Effekte der Einkommensteuerreform Gegenstand des Interesses sein, sondern auch jene aller weiteren fiskalischen Maßnahmen.

1999 betrug die strukturbereinigte Bruttolohnquote 72,7% gegenüber einer Bruttogewinn- und Vermögenseinkommensquote von 27,3%. Nach der sozialstaatlichen Umverteilung betrug der Anteil der Nettolöhne und -gehälter am verfügbaren Einkommen der privaten Haushalte 43,0%, jener der monetären Sozialleistungen 26,1% und jener der Gewinn- und Vermögenseinkommen 30,5%.⁵ Die auf die gesamte Bevölkerung bezogene Ungleichheit wird zwar durch Sozialleistungen erfolgreich reduziert, aber der Anteil der Gewinn- und Vermögenseinkommen am Volkseinkommen steigt sogar ein wenig durch die

⁵ Vgl. Schäfer, Claus: Privater Reichtum um den Preis öffentlicher und privater Armut? Die Verteilungsentwicklung in 1999 und den Vorjahren, in: WSI-Mitteilungen 11/2000, S. 744-764, hier: S. 746.

Umverteilung.⁶ Sozialleistungen werden offensichtlich vor allem von den ArbeitnehmerInnen finanziert.

Rentenreform

In ihrem Armuts- und Reichtumsbericht behauptet die Bundesregierung, die Reform der Alterssicherung Sorge „für langfristig stabile Beitragssätze und ein hohes Rentenniveau“ (S. XV). Diese Beschreibung geht an der Wirklichkeit vorbei. Die Rentenreform ist vielmehr sozial ungerecht und sozialstaatswidrig: Denn einerseits werden die ArbeitnehmerInnen bei der Finanzierung der Rente belastet, indem ihre Beiträge von 11,8% auf 15% im Jahre 2030 steigen, wohingegen der Arbeitgeberbeitrag um 0,8 Prozentpunkte reduziert wird.⁷

Andererseits steht es auch um die Leistungsseite der Rente schlecht, denn das Nettorentenniveau wird von heute 69% auf 64,3% im Jahre 2030 gesenkt. Diesen Sozialabbau möchte die Bundesregierung durch Förderung kapitalgedeckter Vorsorge kompensieren, die angeblich zu einem Leistungsplus für die RentnerInnen führe. Allerdings beläuft sich dieses angebliche Plus an Absicherungsniveau gegenüber der Regelung vor der Reform auf gerade einmal 215 DM pro Monat im Jahre 2030. Dieses geringe Plus wird jedoch durch erhebliche Nettoeinkommenseinbußen um 2 Prozentpunkte⁸ für die Gesamtdauer der Beitragsjahre finanziert!

Zudem bleibt zweifelhaft, ob die Reform überhaupt ein Leistungsplus erzielt, denn die angekündigte Rendite der Privatvorsorge von 4% p.a. muss in der Realwirtschaft verdient werden. Die zu verteilende Masse ist aber beim Kapitaldeckungs- nicht höher als beim Umlageverfahren, zumal die Kapitalverwaltungsstellen bei Privatanlagen die Renten um ihren eigenen Profit kürzen. Aber es gibt noch weitere Zweifel am Leistungsplus: Die mit der Kapitaldeckung erhoffte Wachstumssteigerung ist unwahrscheinlich,⁹ aufgrund des ungleichen Verhältnisses von Kapitalanlage und -auflösung drohen Entwertungsgefahren der Anlagen, und zuletzt sind wegen Turbulenzen auf den Finanzmärkten die privaten Anlagen einem höheren Risiko ausgesetzt als Anwartschaften in einem umlagefinanzierten Rentensystem.¹⁰

⁶ Vgl. Bischoff, Joachim/Lieber, Christoph: Gerechtigkeit im hochentwickelten Kapitalismus, in: Supplement der Zeitschrift Sozialismus 5/2001, S. 1-30, hier: S. 9 f.

⁷ Vgl. Steffen, Johannes: Tatsachen zur rot-grünen Renten-„Reform“, <http://www.barkhof.uni-bremen.de/kua/memo/docs/m0012.pdf> (Stand: 18.01.2001).

⁸ Vgl. ebd. 215 DM in 2030 entsprechen übrigens unter Annahme einer durchschnittlichen jährlichen Inflationsrate von 1,5% einem heutigen Betrag von etwa 140 DM. Die 2 Prozentpunkte errechnen sich unter Berücksichtigung der steuerlichen Förderung.

⁹ Vgl. hierzu Krupp, Hans-Jürgen: Ist das Kapitaldeckungsverfahren in der Alterssicherung dem Umlageverfahren überlegen?, in: WSI-Mitteilungen 5/1997, S. 293.

¹⁰ Vgl. Zinn, Karl Georg: Sozialstaat in der Krise. Zur Rettung eines Jahrhundertprojekts, Berlin 1999, S. 85 f.

Inakzeptabel ist auch, dass private Anlageformen höhere Risiken mit höheren Prämien oder geringeren Leistungen bestrafen. Arme, Kranke und Frauen werden schlechter gestellt; Risiken wie Invalidität, Arbeitslosigkeit, Krankheit, Kindererziehung werden nicht berücksichtigt.

Fatal ist außerdem, dass viele ArbeitnehmerInnen mit geringem Einkommen als zukünftige RentnerInnen unter Sozialhilfeniveau fallen werden. Bei einem Nettorentenniveau von 64% sind z.B. für Alleinstehende, die 75% des durchschnittlichen Bruttoentgelts verdienen, 39 Beitragsjahre erforderlich, um die Sozialhilfeschwelle zu erreichen. Arbeitslosigkeit und diskontinuierliche Erwerbsbiographien werden stärker als zuvor zu einem Altersarmutsrisiko.¹¹ Die zur „Grundsicherung“ umetikettierte Sozialhilfe zur Bekämpfung versteckter Altersarmut droht so für viele zu einer „Regelrente“ zu werden.

Die Einführung einer Kapitaldeckung ist falsch. Ärmere EinkommensbezieherInnen können trotz staatlicher Förderung kaum Vorsorge treffen und werden geringere Renten erhalten als heute; mittlere EinkommensbezieherInnen werden keine größere Änderung bei den Renten erfahren, aber die staatliche Förderung finanzieren dürfen; und wenige Reiche werden schließlich zusätzliche Möglichkeiten erhalten – am stärksten steuerlich gefördert – rentable Anlagen zu tätigen.¹²

Modifikationen der umlagefinanzierten Rente wie die Ausweitung der Versicherungspflicht auf Selbständige und FreiberuflerInnen, die Einführung einer Wertschöpfungsabgabe sowie die Abschaffung der Beitragsbemessungsgrenze bei unterproportionalem Anstieg der Höchstrente bleiben die Alternative.

Sozialhilfe

Gestatten wir uns einen kurzen Exkurs zur Kehrseite des Reichtums, zum Umgang des Regierungsberichts mit Armut und Sozialhilfe. Der Erkenntnis- und Aussagewert des schmalen Sozialhilfe-Kapitels im Berichtsteil fällt insgesamt deutlich hinter bisherige Nicht-Regierungsberichte zurück. Die Darstellung zur Sozialhilfe folgen gänzlich der Linie der alten Regierung, die seinerzeit die Empörung der heutigen Regierungsfractionen auf sich zog. Nur „fälschlicherweise“ werde Armut mit Sozialhilfebezug gleichgesetzt (S. 74). Die Sozialhilfe sichere das soziokulturelle Existenzminimum, garantiere die Bedarfsdeckung (ebd.) und schütze „vor Armut und sozialer Ausgrenzung“ (S. 94). Sozialhilfebezug erscheint auch hier als erfolgreich ‚bekämpfte Armut‘.

Ernsthafte Probleme werden nur für den Personenkreis eingeräumt, der von der Sozialhilfe nur sehr eingeschränkt oder gar nicht erreicht wird. Dass hier gleich von „extremer Armut“ (S. 93) die Rede ist, ist zwar sachlich richtig,

¹¹ Vgl. Steffen, Johannes: Tatsachen zur rot-grünen Renten-„Reform“, a.a.O. (Anm. 8).

¹² Vgl. Welti, Felix: Was ist Generationengerechtigkeit?, in: spw. Zeitschrift für Sozialistische Politik und Wirtschaft, Heft 117, 1/2001, S. 43-46, hier: S. 44 f.

doch mit der Logik, wonach Sozialhilfebezug vermiedene Armut sei, kaum in Einklang zu bringen. Die große Gruppe derer, die von Rechts wegen „von der Sozialhilfe nicht erreicht“ werden, die bis zu 28% (S. 213) unter dem Sozialhilfeniveau existieren müssen und sich ihre Nahrung und Kleidung oft nicht einmal selbst kaufen dürfen, taucht in diesem Kontext aber gar nicht erst auf: Flüchtlinge, die dem Asylbewerber-Leistungsgesetz unterfallen. Nicht ihnen, sondern einer dünnen Darstellung der (Un-)Rechtsverhältnisse werden ganz am Ende des Berichtsteils ganze 30 amtliche Zeilen gewidmet – wertfrei natürlich.

Zwei Jahrzehnte fachlicher Kritik am fortgesetzten sparpolitischen Bruch des Bedarfsdeckungsprinzips, an der Verletzung der Menschenwürde durch ein unzureichendes Sicherungsniveau, erheblich verschärft noch durch eine mittlerweile bundesweit organisierte restriktive Gewährungspraxis der Sozialämter (Motto: Wo kein Kläger, da kein Richter), werden hier ebenso vollständig ignoriert wie die Lebenserfahrung, dass Armut keineswegs erst bei Unterschreitung des Sozialhilfeniveaus beginnt.

Dies kann allerdings kaum verwundern, müsste die Bundesregierung doch ansonsten Selbstkritik üben. Denn Rot-Grün hat in der eigenen Gesetzgebung die Kohl/Blüm'sche willkürliche Deckelung der Regelsatzentwicklung und ihre systemwidrige Koppelung an die Rentenentwicklung samt dem armenpolitischen Repressionsinstrumentarium des Bundessozialhilfegesetzes (BSHG) ausdrücklich bestätigt. Mit der neu eingeführten Pauschalierungsklausel wurden den Kommunen zusätzliche Lebendversuche restriktiver Leistungsgewährung an den Hilfeberechtigten eröffnet.

Doch der Regierungsbericht macht deutlich, dass die Lebenssituation von Menschen im Hilfebezug ohnehin in keiner Weise interessiert. Der Fokus heißt Überwindung von Sozialhilfebezug – denn das hilft sparen.

Die Ausführungen zur Sozialhilfepolitik der Bundesregierung drehen sich folglich vor allem um die 'Hilfe zur Arbeit' nach BSHG und die „Verbesserung der Zusammenarbeit von Sozialämtern und Arbeitsverwaltung“. Die Sozialhilfepolitik soll vor allem ihre Anstrengungen erhöhen, die Leute in Arbeit zu bringen. Das wäre durchaus eine lohnende Orientierung, wenn denn der reguläre Arbeitsmarkt die erforderliche quantitative und qualitative Aufnahmefähigkeit aufwiese. Unter den gegebenen Umständen bleibt dies ein Weg nach nirgendwo.

Es sei denn, man setzt darauf, die einen mit Androhung der Kürzung oder Streichung der Hilfe in zweit- und drittklassige Sonderarbeitsmärkte ('gemeinnützige Arbeitsgelegenheiten', Niedriglohn- und bad jobs) zu drängen und die anderen mit diesen Aussichten davon abzuhalten, ihre Hilfeansprüche überhaupt geltend zu machen. Das ist in der Tat der rot-grüne Faden heutiger Sozialhilfe- und Arbeitsmarktpolitik, bekannt unter dem Slogan „Fördern und Fordern“. Dem liegt die sozialphilosophische Innovation zu Grunde, dass nicht der Mensch an sich einen Anspruch auf Menschenwürde habe, sondern nur dann, wenn er seine Arbeitspflicht gegenüber der Gesellschaft auch noch

in der miesesten 'Arbeitsgelegenheit' erfülle, die Sozial- oder Arbeitsamt für 'zumutbar' erklären. Das Grundrecht der Berufswahlfreiheit scheint nur noch denen vorbehalten, um die sich tatsächlich mehrere Ausbildungsbetriebe reißen. Dergleichen zählt heute zum „Konsens der Demokraten“. Die „Zusammenarbeit von Sozialämtern und Arbeitsämtern“, vom rot-grünen NRW mit dem Projekt „Sozialagentur“ und vom Bund mit dem Projekt MoZArT vorangetrieben, ist der erste Schritt zur Aussteuerung der Langzeiterwerbslosen aus der Sozialversicherung hinein in die Sozialhilfe. Die reale Botschaft auch des Armuts-/Reichtumsberichts für die in Armut lebende und von Armut bedrohte Bevölkerung lautet: Zieht Euch warm an – es wird kälter in Deutschland!

Was müsste aus dem Regierungsbericht folgen?

Statt die Vorlage des Berichts als Ausgangspunkt einer öffentlichen Debatte über die Sozialpflichtigkeit des Eigentums im Allgemeinen und großer Vermögen im Besonderen zu nutzen, warnt die Regierung davor, „den in Deutschland vorhandenen Wohlstand und Reichtum (...) zu dämonisieren und Neiddiskussionen (...) Vorschub zu leisten.“ (S. 3) Allerdings schürt die gleiche Regierung „Sozialneid“ von Geringverdienenden gegenüber Erwerbslosen und Sozialhilfeberechtigten („Kein Recht auf Faulheit“). Demgegenüber muss es darum gehen, die Debatte über „leistungslose Einkommen“ vom Kopf auf die Füße zu stellen, indem sie insbesondere die großen Vermögenseinkommen in den Blick nimmt. Wer Armut bekämpfen will, wird zwangsläufig die Interessen der Reichen (und Mächtigen) berühren. Wenn dieser Konflikt gescheut wird, braucht eine Diskussion über soziale Gerechtigkeit erst gar nicht begonnen zu werden.

Ob der Bericht zu einem „Kontrollinstrument“ für die Wirksamkeit der Regierungspolitik werden kann, wie sich dies Konrad Gilges, Sprecher der Arbeitsgruppe Armut der SPD-Bundestagsfraktion, wünscht,¹³ erscheint mehr als fraglich. Um tatsächlich dazu beizutragen, die politischen Maßnahmen auf ihren Beitrag zur Bekämpfung der Armut und zur Verringerung der sozialen Spaltung hin zu überprüfen, müssten die kommenden Berichte deutlich mehr Qualitäten entwickeln als der jetzt vorgelegte. Denn bei diesem hat die Regierung erkennbar davor zurückgeschreckt, die vorhandenen Informationen über den wirklichen Reichtum zusammenzutragen. Die dem Bericht zugrunde gelegten Daten bilden eben nur einen kleinen Teil der tatsächlichen Vermögen ab.¹⁴ Zukünftige Berichte werden hier nur dann wirklich Erhellendes zur Debatte beitragen können, wenn auch auf Seiten der Regierung die Bereitschaft entsteht, Konflikte mit den Reichen einzugehen, die sich bisher noch allzu erfolgreich dagegen wehren, die tatsächlichen Verhältnisse öffentlich werden zu lassen. Allerdings gibt es keine Indizien dafür, dass eine solche Bereitschaft ent-

¹³ Pressemitteilung der SPD-Bundestagsfraktion vom 25. April 2001.

¹⁴ Siehe u.a.: Rügemeier, Werner: Vermögen in Deutschland: Wirklicher Umfang, Entstehung und (a)soziale Wirkung, in: AG „Umverteilen!“ (Hrsg.): Umverteilen! Für Arbeit und soziale Gerechtigkeit, Dortmund 2000, S. 110-117.

stehen könnte. Stattdessen ist die neue Debatte über den sozialdemokratischen Gerechtigkeitsbegriff darauf ausgerichtet, das Thema „Verteilungsgerechtigkeit“ von der Agenda zu streichen und durch „Chancengerechtigkeit“ zu ersetzen.

Zu ihren Oppositionszeiten zeigte die SPD-Bundestagsfraktion noch größeres Interesse: In einer Großen Anfrage zur „Entwicklung der Vermögen und ihrer Verteilung“¹⁵ wollte sie u.a. Auskünfte über die Verlagerung von Vermögen ins Ausland, die Möglichkeiten von Selbständigen-Haushalten zur legalen und illegalen Steuervermeidung, mögliche Maßnahmen gegen spekulative Finanztransaktionen und die Steuerausfälle durch den Transfer von privatem Geldvermögen in das (benachbarte) Ausland erhalten. Diese Fragen, auf die sie damals unbefriedigende Auskünfte erhalten hatte, stellt sie heute erst gar nicht mehr. Bei Bündnis 90/Die Grünen, deren Haushaltsexperten Oswald Metzger es vorbehalten blieb, die Vermögenssteuer öffentlich als „Neidsteuer“ zu desavouieren, fällt die Abkehr von den früheren programmatischen Aussagen zu Reichtum und Armut noch weit krasser aus.

So spricht gegenwärtig leider nichts dafür, dass die Regierung bereit wäre, einen ersten bescheidenen Fortschritt dadurch zu ermöglichen, dass sie die folgenden Berichte durch unabhängige ExpertInnen erstellen lässt. Gleiches gilt für die Forderung, die Armuts- und Reichtumsberichterstattung auf eine gesetzliche Grundlage zu stellen, um etwaigen Neigungen, von einer regelmäßigen Berichterstattung aus Gründen politischer „Opportunität“ wieder Abstand zu nehmen, eine höhere Schwelle entgegenzusetzen.

Gesellschaftlicher Druck muss u.E. darauf ausgerichtet sein, gegenüber dem sich abzeichnenden Konzept eines (post-sozialstaatlichen) „Wettbewerbsstaates“ die Alternative eines Neuen Sozialstaats einzufordern. Denn entgegen allen Unkenrufen war der Sozialstaat durchaus ein erfolgreiches Instrument, um die dem Kapitalismus innewohnende gesellschaftliche Ungleichheit zu verringern.¹⁶ Um seinen Kernaufgaben wirksamer und solidarischer Absicherung der großen Lebensrisiken Alter, Krankheit, Pflegebedürftigkeit, Erwerbslosigkeit und Armut gerecht werden zu können, muss sich der Neue Sozialstaat vor allem als Umverteilungsstaat betätigen. Die Grundlage hierfür läge in einer Revitalisierung und Operationalisierung des Verfassungsgrundsatzes von der Sozialpflichtigkeit des Eigentums. Insbesondere durch angemessene Heranziehung von Arbeitgebern und Vermögensbesitzenden zu Steuern und Abgaben ist die paritätische Finanzierungsverantwortung für die Sozialversicherung und die Solidarität der Starken mit den Schwachen wieder her zu stellen.

Des Weiteren ist die Ungleichheit bereits in der Primärverteilung zwischen Kapital und Arbeit zu verringern. Eine wirksame Korrektur der Primärverteilung wird nur erreichbar sein, wenn die Gewerkschaften sich aus ihrer gegenwärtigen Rolle

¹⁵ Antwort der Bundesregierung auf die Große Anfrage der SPD-Fraktion „Entwicklung der Vermögen und ihrer Verteilung“, Bundestags-Drucksache 13/3885 vom 28. Februar 1996. Wir danken Werner Rügemeier für seinen Hinweis auf diese Anfrage.

¹⁶ Vgl. Zinn, Karl Georg: Gediegene Daten – problematische Rezepte, a.a.O. (Anm. 4), S. 22.

als Co-Manager der „Standort Deutschland AG“ befreien und eine konsequenter umverteilungsorientierte und stärker egalitär ausgerichtete Tarifpolitik betreiben würden. Der Neue Sozialstaat hätte dies durch die Rücknahme gesetzlicher Einschränkungen des Streikrechts und ein Verbot der Aussperrung, aber auch mit einer Novelle des Arbeitszeitrechts, die Höchstarbeitszeiten und Mehrarbeit wirksam reduziert, zu unterstützen. Denn das wichtigste Korrekturerfordernis bei der Primärverteilung ist Beschäftigungsaufbau mit dem Ziel der Vollbeschäftigung, vor allem durch rasche und deutliche Arbeitszeitverkürzungen bei gesicherten Einkommen.

Zwar können und müssen die Armutsfolgen der Massenerwerbslosigkeit durch eine bedarfsorientierte soziale Grundsicherung gemildert werden, deren Niveau im Unterschied zur heutigen Sozialhilfe – auch im Unterschied zur rot-grünen „Grundsicherung“ – Einkommensarmut tatsächlich verhindert. Eine ursachenorientierte Strategie der Armutsvermeidung bleibt aber an Vollbeschäftigung gebunden. Eine solche Strategie muss neben radikaler Arbeitszeitverkürzung auch auf einem neuen Normalarbeitsverhältnis basieren, das Diskontinuitäten und Flexibilitätsbedarfe der bisher „weiblichen“ Erwerbsbiografie als Regelfall zu Grunde legt und damit der Gleichstellung von Frauen in der Erwerbsgesellschaft zum Durchbruch verhilft. Weitere wichtige Elemente dieser Strategie sind staatliche Investitionsprogramme in Soziales, Ökologie, Bildung und Gesundheit sowie der Ausbau öffentlicher Beschäftigung zu regulären Konditionen durch Stärkung des öffentlichen Dienstes sowie öffentlich geförderte reguläre Beschäftigung für diejenigen, die am Arbeitsmarkt als „nicht wettbewerbsfähig“ gelten.

Geld ist genug da!

Um Umverteilung finanzieren zu können, ist auch in der Finanzpolitik eine alternative Logik notwendig. Einer umverteilenden Politik, die Armut bekämpft, wird jedoch von Seiten der Bundesregierung entgegengehalten, sie sei nicht finanzierbar. Die Regierung verschweigt, dass der gesellschaftliche Reichtum in Deutschland enorm ist – Reichtum, der dazu verwendet werden muss, gesellschaftlich notwendige Aufgaben zu finanzieren. Bereits heute kann eine Vielzahl finanzpolitischer Maßnahmen zur Finanzierung gesellschaftlicher Aufgaben ergriffen werden:

Steuerpolitik muss sozial gerecht sein und die Leistungsfähigkeit der zu Besteuernenden beachten. Hohe Einkommen müssen daher wesentlich stärker als bislang besteuert werden, weswegen der Spitzensteuersatz anzuheben ist. Überdies muss die Steuerpolitik auch Vermögen ins Visier nehmen. Vermögen wirft Erträge ab, ohne dass hierfür Leistungen erbracht werden. Eine Wiedereinführung der ausgesetzten Vermögenssteuer ist daher dringend erforderlich. Wichtig ist auch eine Reform der Erbschaftssteuer, denn Erbschaften sind Vermögensübertragungen ohne Gegenleistung. Bei der Vermögens- wie auch der Erbschaftssteuer müssen Verkehrs- statt Einheitswerte angesetzt und mit angehobenen Tarifen besteuert werden. Schlussendlich fordern wir die entschiedene Bekämpfung von Steuerflucht und Steuerhinterziehung durch personelle Aufstockung der Finanzbehörden.

Alexandra Wagner

Normalarbeitsverhältnis – (k)ein Auslaufmodell

Seit einiger Zeit wird in der Bundesrepublik eine kontroverse Diskussion über die Erosion bzw. Stabilität des Normalarbeitsverhältnisses geführt. Diese Debatte wird in hohem Maße von der Frage dominiert, ob es empirische Anhaltspunkte dafür gibt, daß die vollzeitige und unbefristete abhängige Beschäftigung quantitativ an Bedeutung verliert oder nicht. Erstaunlich kurz kommen dabei die Analyse der Triebkräfte des Wandels der Beschäftigungsformen und die Frage nach den Perspektiven des Normalarbeitsverhältnisses bzw. – allgemeiner gesprochen – der Regulierung der Erwerbsarbeit. Diesen Fragen ist der folgende Beitrag gewidmet. Ausgehend vom Begriff und dem sozialen Inhalt des Normalarbeitsverhältnisses (Abschnitt 1) wird zunächst der Wandel der Beschäftigungsstruktur empirisch nachgezeichnet (Abschnitt 2). Danach werden die Triebkräfte dieses Wandels auf Seiten des Arbeitsangebots (3.1) und der Arbeitsnachfrage (3.2) analysiert, die nach Auffassung der Autorin gleichzeitig neue Herausforderungen für die Regulierung der Erwerbsarbeit bedeuten. In einem vierten Abschnitt werden Handlungsnotwendigkeiten begründet, die aus der Krise des Normalarbeitsverhältnisses erwachsen. Schließlich werden Vorschläge für eine Reformierung des traditionellen Normalarbeitsverhältnisses formuliert (5).

1. Zum Begriff und zum sozialen Gehalt des Normalarbeitsverhältnisses

Der Begriff des Normalarbeitsverhältnisses hat eine doppelte Bedeutung: Das Normalarbeitsverhältnis ist sowohl „Norm“ als auch „Normalität“. Zwischen beidem besteht ein enger Zusammenhang: Das Normalarbeitsverhältnis wurde zur empirischen Normalität, weil es als Leitbild der Erwerbsarbeit (als gesellschaftlich vereinbarte Norm) die Ausgestaltung des Erwerbs- und Sozialsystems prägt. Wenn die Normalität sich verändert, so wird sich dies über kurz oder lang in einer Modifizierung der Norm niederschlagen, wie umgekehrt eine Veränderung der Norm Rückwirkungen auf die Normalität haben muß. Aus diesem Zusammenhang erklären sich auch die nationalspezifische Prägung des Normalarbeitsverhältnisses¹ sowie der Einfluß gesetzlicher und tariflicher Regulierung auf die jeweilige konkrete Form des Normalarbeitsverhältnisses. Gleichwohl sind Norm und Normalität nicht identisch. Das Auseinanderfallen von Norm und Normalität verweist auf ein Problem: In Regeln materialisierte gesellschaftliche Leitbilder sind entweder nicht mehr attraktiv oder nicht mehr umsetzbar.

¹ So hat es z. B. in der DDR ein völlig anderes „Normalarbeitsverhältnis“ als in der Bundesrepublik gegeben. Dort orientierten sich Erwerbs- und Sozialsystem am Leitbild der vollzeitigen Erwerbstätigkeit von Frauen und Männern. Die Mitgliedsländer der Europäischen Union repräsentieren eine Vielzahl unterschiedlich strukturierter Erwerbs- und Sozialsysteme, die auf unterschiedliche gesellschaftliche Leitbilder zurückgehen.

Der normative Kern des in der Bundesrepublik Deutschland existierenden Normalarbeitsverhältnisses besteht in sozialen Schutzfunktionen für die abhängig Beschäftigten, die auf der Basis eines erreichten Niveaus wirtschaftlicher Entwicklung gesetzlich bzw. tarifvertraglich garantiert werden. Dieser Schutz bezieht sich nicht nur auf die Arbeits- und Einkommensbedingungen im jeweils aktuellen Beschäftigungsverhältnis, sondern geht darüber hinaus, indem soziale Risiken wie Krankheit, Erwerbslosigkeit, Pflegebedürftigkeit und Erwerbsunfähigkeit mit abgesichert sind und für das Alter vorgesorgt wird. Das Normalarbeitsverhältnis dient der Absicherung der Träger der Ware Arbeitskraft gegenüber Risiken des Marktes und betrifft sowohl die Verkaufsbedingungen als auch Zeiten des nicht selbst verschuldeten Nichtverkaufs. Das Normalarbeitsverhältnis dient folglich dem langfristigen Erhalt der Arbeitskraft, an dem es ein individuelles Interesse des Trägers der Arbeitskraft (der Erwerbssperson selbst), aber auch ein Interesse der Unternehmen als tatsächliche oder potentielle Käufer und schließlich ein gesamtgesellschaftliches Interesse (Erhalt des gesellschaftlichen Arbeitsvermögens und des sozialen Friedens) gibt. Insofern ist das klassische Normalarbeitsverhältnis „in erster Linie ein sozialstaatliches Arrangement zur ‚Dekommodifizierung‘ der Ware Arbeitskraft“ (Bosch 2001). Das Normalarbeitsverhältnis ist folglich mehr als nur eine an bestimmten äußeren Merkmalen identifizierbare Beschäftigungsform.

Auf der Ebene der Beschäftigungsverhältnisse selbst sind wichtige Kriterien der sozialen Schutzfunktion: existenzsichernde (stetige) Monatseinkommen; soziale Sicherung im Fall von Krankheit, Arbeitslosigkeit, Pflegebedürftigkeit und Alter; Arbeits- und Gesundheitsschutz; kollektive Interessenvertretung und Mitsprache; Vereinbarkeit mit außerberuflichen Anforderungen (Familie, Ehrenamt usw.); Möglichkeiten individueller Freizeitgestaltung (Planbarkeit).

Zwei entscheidende Charakteristika dieses in der Bundesrepublik gültigen sozialstaatlichen Arrangements sind hervorzuheben, die in engem Zusammenhang mit der derzeit geführten Erosionsdebatte stehen: (a) die geschlechtsspezifische Prägung des Normalarbeitsverhältnisses und (b) sein eingeschränkter Geltungsbereich. Beides sind gleichzeitig Merkmale, die es von Regulierungsformen der „Normalarbeit“ in anderen Ländern unterscheiden.

(a) Das in der Bundesrepublik derzeit geltende Normalarbeitsverhältnis ist untrennbar verbunden mit einem spezifischen Geschlechterkontrakt. Sozial gesichert werden nicht nur die Beschäftigten selbst, sondern über abgeleitete Ansprüche² auch deren nichterwerbstätige Ehepartner(innen). Dies bedeutet: Die Konstruktion des bundesdeutschen Erwerbs- und Sozialsystems folgt einem Leitbild, wonach ein Erwerbseinkommen zur Sicherung der materiellen Existenz einer Familie ausreichend sein sollte. Hinrichs (1996), Holst/Maier (1998) u. a. verweisen zu Recht darauf, daß das analytische Konzept des

² Vgl. kostenfreie Mitversicherung in der gesetzlichen Krankenversicherung, Hinterbliebenenrente, Ehegattensplitting.

Normalarbeitsverhältnisses und das des männlichen Familienernährers zwei Seiten einer Medaille sind.

(b) Das Normalarbeitsverhältnis und der ihm eigene soziale Schutz sind an bestimmte Voraussetzungen gebunden. Für einen umfassenden sozialen Schutz sind sowohl qualitativ hochwertige sozialversicherungspflichtige bzw. abhängige³ Beschäftigungsverhältnisse als auch weitgehend kontinuierliche, bestenfalls durch Qualifizierungszeiten oder sozial geschützte Ausfallzeiten⁴ unterbrochene Erwerbsbiographien erforderlich. Ausgenommen vom sozialen Schutz des Normalarbeitsverhältnisses sind Selbständige und mithelfende Familienangehörige sowie Beschäftigte in kurzer Teilzeit, insbesondere in geringfügiger Beschäftigung.

2. Tatsächliche Veränderungen: Indizien für einen Wandel?

2.1 Beschäftigungsstruktur

Die These von der Erosion des Normalarbeitsverhältnisses wird meist mit der empirisch nachweisbaren Veränderung der Erwerbstätigenstruktur begründet. Dabei wäre zunächst zu klären, anhand welcher statistisch ausweisbarer Merkmale man zwischen „Normalarbeitsverhältnissen“ und „atypischen“ bzw. vom Normalarbeitsverhältnis abweichenden Formen unterscheiden kann. Je nachdem, welche Kriterien man zugrunde legt, kann man zu völlig unterschiedlichen Ergebnissen kommen.⁵ Bei Zugrundelegung des oben entwickelten Verständnisses ist es sinnvoll, das Normalarbeitsverhältnis als abhängige Vollzeitbeschäftigung zu definieren: Eine Vollzeitbeschäftigung sollte in der Regel existenzsichernde Einkommen gewährleisten und die soziale Sicherung einschließen. Häufig wird zusätzlich zu den genannten noch ein weiteres Merkmal, nämlich der unbefristete Arbeitsvertrag, in die Definition des Normalarbeitsverhältnisses eingeschlossen (vgl. u. a. Hoffmann/Walwei 2000a und b, Bosch 2001). Befristete Beschäftigung ist jedoch – sofern es sich um Vollzeitbeschäftigung handelt – in den Kerncharakteristika Arbeitszeit und Einkommen nicht von unbefristeter Vollzeitbeschäftigung unterschieden. Der Unterschied zu unbefristeter Vollzeitarbeit liegt lediglich in der arbeitsvertraglichen Regelung der Beschäftigungsdauer, die mit der tatsächlichen Beschäftigungsdauer nicht identisch sein muß.⁶

³ Die nicht der Sozialversicherungspflicht unterliegende abhängige Beschäftigung von Beamten ist in vieler Hinsicht ähnlich dem Normalarbeitsverhältnis reguliert.

⁴ Z. B. kurze Krankheitszeiten, rentenrechtlich anrechnungsfähige Erziehungszeiten oder Leistungsbezug in der Arbeitslosenversicherung.

⁵ Die Bayrisch-Sächsische Zukunftskommission kommt zur These von der Erosion des Normalarbeitsverhältnisses nicht zuletzt deshalb, weil sie zu den „Nichtnormalarbeitsverhältnissen“ nicht nur selbständige und Teilzeitbeschäftigung, sondern auch befristete und geförderte Beschäftigung sowie Leih-, Heim- und Kurzarbeit zählt.

⁶ Die befristete Beschäftigung ist häufig der Einstieg in ein später unbefristetes Beschäftigungsverhältnis, wie umgekehrt auch unbefristete Beschäftigungsverhältnisse gelöst werden (können).

Betrachtet man die tatsächliche Entwicklung der Erwerbsformen, so kann man neben einem leichten Anstieg selbständiger Arbeit⁷ vor allem eine deutliche Zunahme der Teilzeitarbeit feststellen, deren Anteil an der Erwerbstätigkeit zwischen 1985 und 1995 von 11,3 auf 18,5 vH anwuchs (Hoffmann/Walwei 1998). Dies geht vor allem auf die wachsende Erwerbsbeteiligung von Frauen zurück, die sehr viel häufiger als Männer in Teilzeitjobs arbeiten. Westdeutsche Frauen arbeiten zu einem immer größeren Anteil in Teilzeit: Waren 1991 noch 34 vH der erwerbstätigen Frauen in Westdeutschland teilzeitbeschäftigt, traf dies 1999 bereits auf 42 vH zu.⁸ Dem steht entgegen, daß der Anteil der vollzeitbeschäftigten Arbeiter und Angestellten an der Bevölkerung im erwerbsfähigen Alter sich seit den 60er Jahren nur wenig verändert hat.⁹ Die Zunahme teilzeiterwerbstätiger Frauen geht – rechnerisch betrachtet – nicht zu Lasten der Vollzeitintensität und kann somit nicht als Beleg für die „Erosion“ des Normalarbeitsverhältnisses dienen. Hinzu kommt, daß Teilzeit- und insbesondere geringfügige Beschäftigung häufig nur eine Episode im Erwerbsleben darstellen, z. B. die Teilzeitarbeit von StudentInnen¹⁰, Teilzeit in Erziehungsphasen, Teilzeit als Arbeitsmarkteinstieg oder weil zum jeweiligen Zeitpunkt kein Vollzeitarbeitsplatz zu bekommen war. Aus diesem Grund überzeichnet das im Querschnitt für einen bestimmten Zeitpunkt ausgewiesene Gewicht der Teilzeitarbeit deren tatsächliche Bedeutung.

Dies bedeutet, daß die Pluralisierung von Beschäftigungsformen weniger mit der Auflösung des Bestehenden (Normal- bzw. Vollzeitverhältnis) als vielmehr mit dem Hinzukommen von etwas Neuem, nämlich der wachsenden Erwerbstätigkeit von Frauen, längeren Ausbildungszeiten, der Differenzierung der Erwerbsverläufe und der angespannten Arbeitsmarktlage zu tun hat. Dies ist der vielfach nicht zur Kenntnis genommene Kern des gegenwärtigen Wandels in der Struktur von Beschäftigungsformen.

2.2 Wandel des Arbeitsvertrages

Aber auch innerhalb der abhängigen Beschäftigung vollziehen sich Veränderungen, die den durch das Normalarbeitsverhältnis traditionell gesicherten sozialen Schutz der Beschäftigten aushöhlen: Die Gestaltung der individuellen Arbeitszeiten je nach den betrieblichen Erfordernissen macht teilweise eine langfristige (Frei-)Zeitplanung unmöglich; durch die Nutzung neuer Instrumente der Kommunikation (Handy, Internet) und höhere Mobilitätsanforderungen (Arbeit beim Kunden) sowie neue Möglichkeiten, von zu Hause aus zu arbeiten, werden die Grenzen zwischen

⁷ Ohne Selbständige in der Landwirtschaft.

⁸ Ein großer Teil dieser Teilzeitbeschäftigung und der größte Teil des Zuwachses liegt im Bereich sehr kurzer Teilzeit. Nach den Ergebnissen des Mikrozensus stieg der Anteil der abhängig beschäftigten Frauen in Westdeutschland mit einer Wochenarbeitszeit von weniger als 20 Stunden von 13 vH 1991 auf 20 vH 1999 (Schwarz, N. 2000).

⁹ Angaben für Westdeutschland. Vgl. Wagner, G. 1998.

¹⁰ Der Anteil der Schüler und Studenten an allen Erwerbstätigen nahm in Deutschland von 1995 bis 1999 von 4,3 vH auf 6,8 vH zu (IAT-Sonderauswertung des Mikrozensus).

Arbeitszeit und erwerbsarbeitsfreier Zeit fließend. Für viele Beschäftigte wird es schwieriger, Zeiten und Räume zu finden, in denen sie nicht zumindest potentiell mit Erwerbsaufgaben konfrontiert werden können. Die für das Normalarbeitsverhältnis charakteristische Trennung von Erwerbs- und erwerbsfreier Zeit und die klare Festlegung von Dauer, Lage und Verteilung der Arbeitszeit, die eine individuelle Zeitplanung ermöglichte, gerät ins Schwimmen. Häufig ist das Ergebnis eine Ausweitung der Arbeitszeit über die vertraglich vereinbarte hinaus, welche zumeist nicht nur nicht erfaßt, sondern auch nicht bezahlt wird.

Plastisch lassen sich diese Veränderungen derzeit für die Gruppe der hochqualifizierten Angestellten zeigen: Für diese Beschäftigtengruppe gilt, daß die Differenz zwischen vereinbarten und tatsächlichen Arbeitszeiten im Zeitverlauf zunimmt (vgl. Wagner 2000). Hochqualifizierte leisten deutlich häufiger Überstunden als andere Beschäftigte, großenteils unbezahlt. 38,7 vH der hochqualifizierten Angestellten gaben 1998 an, daß geleistete Überstunden gar nicht abgegolten würden (vgl. ebenda).

Tabelle 1

Vereinbarte und tatsächliche Wochenarbeitszeiten von vollzeitbeschäftigten Angestellten mit hochqualifizierter Tätigkeit und Führungsaufgaben, die vertraglich vereinbarte Arbeitszeiten haben (Angaben in Stunden)			
	Vertraglich vereinbarte Wochenarbeitszeit	tatsächliche Wochenarbeitszeit	Differenz
Deutschland gesamt			
1984	41,2	45,3	4,1
1990	40,4	45,3	4,9
1996	38,7	46,3	7,6
1997	38,7	46,6	7,9
1998	38,9	46,1	7,1
Westdeutschland			
1984	41,2	45,3	4,1
1990	39,1	44,8	5,7
1996	38,5	46,1	7,6
1997	38,5	46,5	8,0
1998	38,8	46,2	7,4
Ostdeutschland			
1990	42,6	46,1	3,5
1996	40,0	47,1	7,1
1997	39,8	47,7	7,9
1998	39,0	46,8	7,8

Quelle: SOEP (Wagner 2000)

Am deutlichsten wird das Normalarbeitsverhältnis jedoch dort in Frage gestellt, wo – was zunehmend häufiger geschieht – Arbeitsverträge keine Vereinbarung über die Dauer der Arbeitszeit mehr enthalten, sondern vielmehr die Erbringung und Vergütung eines Arbeitsergebnisses vereinbart wird. Der Arbeitsvertrag wird hier faktisch zum Werkvertrag, wodurch Risiken vom Arbeitgeber auf die ArbeitnehmerInnen verlagert werden. Im Falle des Arbeitsvertrages richtet sich die Vergütung der Beschäftigten nach der verein-

barten Arbeitszeit. Das Management ist dafür verantwortlich, daß die Arbeitszeit so effektiv wie möglich genutzt wird und trägt das Risiko, wenn Arbeitsabläufe gestört sind, Tools nicht funktionieren usw. Im Fall von Krankheit des Arbeitnehmers sichert das Entgeltfortzahlungsgesetz sein Einkommen. Im Falle eines Werkvertrages sind die Risiken hingegen diametral entgegengesetzt verteilt: Störungen im Arbeitsablauf, Krankheit oder andere Gründe (z. B. unrealistische Zeitplanung und Fehlkalkulation), die dazu führen, daß für die Erreichung des Arbeitsergebnisses eine längere Arbeitszeit erforderlich ist, gehen vollständig zu Lasten der Beschäftigten – genauer: der Werkvertragsnehmer. Die dem Normalarbeitsverhältnis eigene Schutzfunktion wird damit weitgehend aufgehoben, und die Beschäftigten mit Arbeitsverträgen ohne vereinbarte Arbeitszeit arbeiten in vieler Hinsicht wie (abhängige) Selbständige.

Verträge ohne vereinbarte Arbeitszeiten werden immer häufiger geschlossen. Im Jahre 1998 traf dies bereits auf 17 vH aller hochqualifizierten Angestellten zu (1984: 12,1 vH, 1990: 14,1 vH). Diese Beschäftigten arbeiten nochmals länger als ihre KollegInnen mit vertraglichen Arbeitszeitregelungen – im Durchschnitt etwa um zwei Stunden wöchentlich. Hochqualifizierte männliche Angestellte ohne vertragliche Vereinbarung von Arbeitszeiten arbeiteten 1998 durchschnittlich 51,4 Stunden pro Woche (Wagner 2000).

3. Triebkräfte des Wandels und neue Herausforderungen für die Regulierung von Erwerbsarbeit

Die beschriebenen Veränderungen, die man vielleicht als „Ausfransen“ des Normalarbeitsverhältnisses am unteren und oberen Rand bezeichnen könnte, werden durch Entwicklungen hervorgerufen, die hier als Triebkräfte des Wandels bezeichnet werden. Je nachdem, ob es sich bei den dem Wandel zugrunde liegenden Triebkräften um zeitweilige Erscheinungen oder aber längerfristige Trends handelt, können unterschiedliche Schlußfolgerungen für die Perspektiven des Normalarbeitsverhältnisses bzw. für politisches Handeln gezogen werden. Triebkräfte des Wandels gibt es sowohl auf Seiten des Arbeitsangebots als auch auf Seiten der Arbeitsnachfrage.

3.1 Das Arbeitsangebot

Auf der Seite des Arbeitsangebots zeigen sich vor allem drei Entwicklungen bzw. Herausforderungen:

- a) die wachsende Erwerbstätigkeit der (verheirateten) Frauen und der Wunsch nach Angleichung der Arbeitszeiten von Männern und Frauen,
- b) der Wunsch nach Arbeitszeiten im Bereich kurzer Vollzeit bzw. langer Teilzeit,
- c) der Wunsch nach Wahlarbeitszeiten, die im Erwerbsverlauf variieren (können) und einer größeren Zeitsouveränität.

Individuelle Lebensentwürfe von Männern und Frauen stimmen immer häufiger nicht mehr mit dem Leitbild des männlichen Familienernährers überein,

was sich vor allem in der wachsenden Erwerbstätigkeit¹¹ und unerfüllten Erwerbswünschen der westdeutschen Frauen zeigt.¹² Während 1998 in Deutschland 63 vH der Frauen im Erwerbsalter erwerbstätig waren, äußerten mit 72 vH deutlich mehr Frauen einen Erwerbswunsch. Eine repräsentative Befragung in den 15 EU-Mitgliedsländern und Norwegen¹³ über Erwerbswünsche ergab, daß in allen europäischen Ländern – und zwar unabhängig von der gegenwärtig dominierenden Form geschlechtsspezifischer Arbeitsverteilung – die Präferenzen deutlich in Richtung einer gleichmäßigeren Verteilung von Erwerbsarbeit zwischen Frauen und Männern gehen (vgl. Bielski/Hartmann 1999). Tabelle 2 illustriert dies anhand der Präferenzen von in Paarbeziehungen lebenden Männern¹⁴. Die Arbeitszeitwünsche von Frauen und Männern in Paarhaushalten weisen in allen europäischen Ländern stark in Richtung einer gleichmäßigeren Verteilung der bezahlten Arbeit zwischen den Partnern. Nimmt man diese Wünsche ernst, dann liegt die Notwendigkeit einer Reform des bisherigen männlich dominierten Normalarbeitsverhältnisses auf der Hand. Die zum Teil erhebliche Diskrepanz zwischen der tatsächlichen und der gewünschten Verteilung von bezahlter Arbeit und Arbeitszeit auf Haushaltsebene könnte ein Indiz dafür sein, daß gegenwärtig institutionelle Rahmenbedingungen die Verwirklichung der Erwerbswünsche von Männern und Frauen behindern.¹⁵

Aus Tabelle 2 ist ablesbar, daß das klassische Alleinverdienermodell (Mann in Vollzeit erwerbstätig, Frau nicht erwerbstätig) in allen 16 untersuchten Ländern auf dem Rückzug ist. Die in Deutschland stark verbreitete modernisierte Form des Alleinernährermodells (Mann Vollzeit, Frau Teilzeit) erscheint im europäischen Vergleich also keineswegs als Zukunftsmodell, sondern eher als historische Durchgangsetappe.

Die Arbeitszeitwünsche von Frauen und Männern weisen stark in Richtung kürzerer Arbeitszeiten, wobei sowohl extrem lange als auch extrem kurze Arbeitszeiten seltener gewünscht als praktiziert werden. Während derzeit noch 39 vH der Männer und 15 vH der Frauen wöchentlich länger als 40 Stunden arbeiten, äußern nur 14 vH der Männer und 4 vH der Frauen Arbeitszeitwün-

¹¹ So stieg die Beschäftigungsquote von verheirateten Frauen in Westdeutschland von 49,7 vH im Jahr 1991 auf 57,8 vH 1999 an.

¹² In Ostdeutschland wirken immer noch die in DDR-Zeiten gemachten Erfahrungen der nahezu vollständigen Erwerbstätigkeit von Frauen.

¹³ Diese Untersuchung wurde vom Institut Arbeit und Technik und von Infratest Burke Sozialforschung im Auftrag der Europäischen Stiftung für die Verbesserung der Arbeits- und Lebensbedingungen (Dublin) im Hinblick auf die tatsächlichen und gewünschten Arbeitszeiten ausgewertet (vgl. Bielski/Bosch/Wagner 2001).

¹⁴ Bei Betrachtung der Wünsche von Männern und Frauen kommt man zu gleichen Ergebnissen.

¹⁵ Ein europäischer Vergleich der Steuer- und Versicherungssysteme und der Arbeitszeiten von Frauen in Paarhaushalten legt eine solche Vermutung nahe. Vgl. Irene Dingeldey: Begünstigungen und Belastungen familialer Erwerbseinkommen und Arbeitszeitmuster in Steuer- und Sozialversicherungssystemen: ein Vergleich zehn europäischer Länder. Graue Reihe des Instituts Arbeit und Technik, Gelsenkirchen 1999.

sche in diesem Bereich. Auf der Wunschebene bewegen sich die durchschnittlichen Arbeitszeiten von Vollzeit- und Teilzeitarbeit aufeinander zu. Bei den tatsächlichen Arbeitszeiten beträgt der Unterschied zwischen den Vollzeit- und Teilbeschäftigten in den 16 untersuchten Ländern 18,8 Stunden. Er verkürzt sich bei den gewünschten um mehr als die Hälfte, nämlich auf 9,2 Stunden.

Viele Beschäftigte wollen – anders als in der Vergangenheit üblich – im Verlauf des Erwerbslebens ihre Arbeitszeit variieren. So äußerten 12 vH der Vollzeitbeschäftigten in den EU-Mitgliedsländern und Norwegen den Wunsch nach vorübergehender Teilzeitarbeit. Die unterschiedlichen Arbeitszeitwünsche von Personen mit kleinen Kindern und ohne Kinder im Haushalt zeigen, daß sich die Arbeitszeitwünsche mit der jeweiligen der Lebenssituation verändern. Auch die wachsende Notwendigkeit beruflicher Weiterbildung und die damit verbundene Forderung nach lebenslangem Lernen läßt im Erwerbsverlauf differenzierte Arbeitszeiten wahrscheinlicher werden. Schließlich stoßen auch Sabbaticals (unbezahlte vorübergehende Freistellungen von der Arbeit, z.B. für ein Jahr) auf große Resonanz. 57 vH der Befragten in den 16 Ländern wünschen ein Sabbatical. Die Spannbreite reicht von 38 vH in Spanien bis 79 vH in Norwegen.

Diese Trends bzw. – was die Wünsche betrifft – Veränderungspotentiale stellen die geschlechtsspezifische Prägung des Normalarbeitsverhältnisses in Frage und beschreiben das Erfordernis nach kürzeren und individuell im Lebensverlauf variierbaren Arbeitszeiten.

3.2 Die Arbeitsnachfrage

Auch auf der Seite der Arbeitsnachfrage gibt es Entwicklungen und Herausforderungen, die die Beschäftigungsverhältnisse und ihre Regulierung verändern:

- das Bestreben der Unternehmen, Personalkosten zu sparen und den Personaleinsatz flexibel an die betrieblichen Bedarfe anzupassen,
- die mit der Marktorientierung von Arbeit verbundene stärkere Individualisierung der Arbeitszeitorganisation,
- das Bestreben der Unternehmen, den Zugriff auf die Arbeitskraft auszuweiten und dabei unternehmerische Risiken auf die Schultern der Beschäftigten zu verlagern, indem Elemente des Arbeitsvertrages durch werkvertragsähnliche Regelungen ersetzt werden.

Unternehmerische Rationalisierungsstrategien, die darauf gerichtet sind, Personalkosten zu sparen und den Personaleinsatz nahezu grenzenlos dem betrieblichen Bedarf anzupassen, stellen das Normalarbeitsverhältnis in Frage. So werden z. B. durch die Umwandlung sozialversicherungspflichtiger Beschäftigung in (schein-) selbständige Tätigkeit Kosten für die soziale Sicherung externalisiert und das Risiko auf die Beschäftigten überwältigt. Auch die

deutliche Zunahme geringfügiger Beschäftigungsverhältnisse¹⁶ ist zum Teil auf betriebliche Flexibilitätsinteressen – hier in passiver Form als numerische Flexibilität – zurückzuführen. Aber auch innerhalb der Formen abhängiger Beschäftigung – insbesondere in bezug auf die Arbeitszeit – verstärken sich Tendenzen einer mehr oder weniger offenen Rücknahme bereits erreichter Standards der Regulierung.

Tabelle 2:

Tatsächliche und gewünschte Teilung von bezahlter Arbeit und Arbeitszeit zwischen Männern und Frauen in Paarhaushalten nach Ländergruppen in vH*

Typ	Tatsächliche Situation			Wünsche		
	Skandinavische Länder1	Mediterrane Länder2	Andere Länder3	Skandinavische Länder1	Mediterrane Länder2	Andere Länder3
Beide Vollzeit	52	33	37	37	37	28
Mann Vollzeit/ Frau Teilzeit	25	10	23	24	20	28
Mann erwerbstätig/ Frau nicht erwerbstätig	18	52	34	4	18	17
Beide Teilzeit	2	2	2	26	10	16
Anderes/ k. A.	3	3	4	9	15	11
Insgesamt	100	100	100	100	100	100
Egalitäre Verteilung	54	35	39	63	47	44
Geschlechtsspezifische Rollenteilung	43	62	57	28	38	45

* Basis: erwerbstätige Männer, die verheiratet sind bzw. mit Lebenspartnerin lebend

- Dänemark, Finnland, Norwegen, Schweden
- Griechenland, Italien, Spanien
- Österreich, Belgien, Frankreich, Deutschland, Irland, Luxemburg, Niederlande, Portugal, Großbritannien

Quelle: Bielenski/Hartmann 1999; eigene Berechnungen

¹⁶ Die Zahl der geringfügig Beschäftigten stieg in Westdeutschland von 1987 bis 1997 um 28 vH auf 4,9 Mio an (ISG 1997).

Das Normalarbeitsverhältnis sicherte die Einhaltung der jeweils vereinbarten Standards des Arbeits- und Gesundheitsschutzes und die autonome Verfügung über die Sphäre der arbeitsfreien Zeit. Die Regelarbeitszeit - eines der Kernelemente des Normalarbeitsverhältnisses - ist gleichzeitig Bezugspunkt für die Lohnpolitik, die gesamte soziale Sicherung, die kollektive Interessenvertretung und für Regelungen von vorübergehenden oder dauerhaften Abweichungen von der Normalarbeitszeit (vgl. Bosch 1986). Bis ca. Mitte der 80er Jahre wurde die notwendige betriebliche Flexibilität weitgehend durch Lagerhaltung, Schichtarbeit und Überstunden gesichert, und die Formen flexibler Arbeitszeit durch Vereinbarungen über Zuschläge für Schicht- und Überstundenarbeit sowie Arbeit zu sogenannten unsozialen Zeiten reguliert. Die Flexibilitätsanforderungen wachsen im Zusammenhang mit dem Übergang von der industriellen Massenproduktion zur Produktion auf Bestellung sowie der Ausweitung kostensparender Formen der Arbeitsorganisation (just-in-time-Produktion). Im Bereich der Dienstleistungen gelten längere Ansprech- und Öffnungszeiten, die teilweise rund um die Uhr erfolgen, als Ausdruck angestrebter hoher Kunden- und Serviceorientierung. Beides führt dazu, daß der Personalbedarf im Verlauf längerer (Produktzyklen, Saisonabhängigkeit) oder kürzerer (unterschiedlich große Kundenströme im Tagesverlauf) Zeiträume erheblich schwanken kann. Der Marktorientierung von Arbeit entspringt eine stärkere Individualisierung der Arbeitszeitorganisation, wodurch bisherige Formen der Arbeitszeitregulierung grundsätzlich in Frage gestellt werden (Lehndorff 2001).

Nach DIHT (Deutscher Industrie- und Handelstag) sind flexible Arbeitszeitkonten „ein entscheidendes Instrument, um zuschlagspflichtige und damit kostenträchtige Überstunden in den Unternehmen zu reduzieren“ (DIHT 2000). Mit dem Übergang zu flexiblen Arbeitszeitformen hat sich häufig nichts weiter geändert als der Umgang mit der Arbeitszeit: Wenn von der Regelarbeitszeit abweichende Arbeitszeit bisher angeordnet werden mußte, teilweise zustimmungspflichtig war und teurer als „normale“ Arbeitszeit, so fallen Anordnung, Zustimmungs- und Zuschlagspflicht weg, wenn mit der Einführung von Arbeitszeitkonten der Unterschied zwischen „normaler“ Arbeitszeit und Überstunden wegdefiniert wird.¹⁷ Der Unterschied zwischen „normaler“ Arbeitszeit und Arbeitszeit jenseits der „Norm“ (Überstunden und Arbeitszeiten zu sogenannten unsozialen Zeiten) wird häufig eingeebnet, es gibt tendenziell nur noch „normale“ Arbeitszeit, die lediglich unterschiedlich verteilt sein kann. Während der „außerplanmäßige“ bzw. „zusätzliche“ Einsatz der Beschäftigten, der ihre individuelle Zeitplanung stört und ihre freie Zeit reduziert, bisher durch ein zusätzliches Entgelt honoriert wurde, gerät er immer häufiger zur Selbstverständlichkeit: Die „normalen“ Arbeitszeiten richten sich nach den betrieblichen Erfordernissen.

¹⁷ Ähnliches betrifft auch Arbeit zu sogenannten „unsozialen Zeiten“. Die Einebnung des Unterschiedes zwischen normaler und Mehrarbeit und Arbeit zu unsozialen Zeiten ist keinesfalls eine zwingende Folge der Einführung von Arbeitszeitkonten, auch wenn dies in der Praxis häufig so gehandhabt wird.

Die bereits in Abschnitt 2.2 für die hochqualifizierten Angestellten beschriebene Tendenz, den Arbeitsvertrag auszuhöhlen, indem das Entgelt nicht mehr für die vertraglich geregelte Nutzung einer bestimmten Arbeitszeit, sondern für die Bereitstellung bestimmter Arbeitsergebnisse gezahlt wird, könnte künftig auch andere Beschäftigtengruppen betreffen. Dies wird nicht zuletzt durch das von Volkswagen entwickelte Projekt „5.000 mal 5.000“ belegt, das Arbeitsdirektor Peter Hartz wie folgt beschreibt: „Wir diskutieren darüber, ein Programmgehalt von 5.000 Mark monatlich zu bezahlen für eine bestimmte Anzahl von Produkten. Dabei wird der Mitarbeiter für das verkaufbare Ergebnis bezahlt und es wird vereinbart, was er oder sie als Gegenleistung herzustellen hat. Die Mitarbeiter definieren über ihre Leistung selbst, wie viel Zeit sie für die Fertigstellung investieren müssen.“ (Mitbestimmung 5/2001) Das Bestreben, ein solches Modell in einer Autofabrik, also im Kernbereich traditioneller tayloristischer Produktion, einzuführen, zeigt deutlich, daß es sich dabei um neue Managementmethoden handelt, die nicht zwangsläufig aus bestimmten Besonderheiten schwer zu messender Leistung in wissensintensiven Tätigkeiten resultieren. „Arbeitskraftbezogene Rationalisierungsstrategien“ verfolgen das Ziel, institutionelle Grenzen aufzulösen, um bislang nur begrenzt zugängliche Ressourcen von Arbeitskraft freizusetzen. (Döhl/Kratzer/Sauer 2000).

Die Veränderungen auf Seiten der Arbeitsnachfrage stellen das Normalarbeitsverhältnis und die Regulierung der Erwerbsarbeit (szeit) teilweise grundsätzlich in Frage. Daß – vor allem aber nicht nur bei den Hochqualifizierten – Tendenzen der Reduzierung des bisherigen sozialen Schutzes ohne größeren Widerstand der Beschäftigten durchgesetzt werden konnten, hängt nicht zuletzt mit der Ambivalenz dieser Veränderungen zusammen. So ist eine stärkere Abhängigkeit der Arbeitszeit von betrieblichen Belangen häufig gleichzeitig mit größerer relativer Zeitautonomie der Beschäftigten verbunden, und die Einführung von werkvertragsähnlichen Elementen in den Arbeitsvertrag erzwingt und ermöglicht eine für die Beschäftigten durchaus attraktive eigenverantwortliche Organisation der Arbeitsabläufe. Da ein Zurück zu den traditionellen Formen der Arbeitsorganisation weder möglich noch wünschenswert erscheint, kann es nur darum gehen, neue Formen der Regulierung zu entwickeln, die sowohl den objektiv gewachsenen Flexibilitätsanforderungen genügen als auch den Interessen der Beschäftigten an Zeitautonomie und den Erfordernissen des sozialen Schutzes entsprechen.¹⁸

4. Krise des Normalarbeitsverhältnisses

Wenngleich man derzeit nicht von der Erosion abhängiger Vollzeitbeschäftigung sprechen kann¹⁹, gibt es – wie gezeigt – eine Reihe Anhaltspunkte dafür, daß sich das sozialstaatliche Arrangement des Normalarbeitsverhältnisses in

¹⁸ Vgl. dazu ausführlicher Lehndorff 2000 a und b.

¹⁹ In diesem Sinne wird die „Erosion“ des Normalarbeitsverhältnisses meist interpretiert.

einer Krise befindet: Zum einen greifen bisherige Formen der Regulierung von Arbeit und Arbeitszeit nicht mehr bzw. geraten unter Druck, zum anderen wird das gesellschaftliche Leitbild des männlichen Familienernährers von großen Teilen der Männer und Frauen nicht mehr akzeptiert. Die Krise des traditionellen Normalarbeitsverhältnisses, die sich im Widerspruch zwischen dem Leitbild (Alleinerklärer- bzw. Zuverdienermodell) und Normalität (zunehmende Erwerbstätigkeit von Frauen und Differenzierung der Familienformen) ausdrückt, führt zu gravierenden Veränderungen der Konkurrenzverhältnisse auf dem Arbeitsmarkt, die ihrerseits bisherige Formen der Regulierung (Stabilität des männlich dominierten Normalarbeitsverhältnisses) untergraben.

Während eine Politik der traditionellen Vollbeschäftigung²⁰ nur die Männer (und damit gleichzeitig auch deren Ehefrauen) mit Erwerbsarbeit und daraus abgeleiteter sozialer Sicherung versorgen mußte, wird die Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt durch immer mehr Frauen, die erwerbstätig sein wollen, verschärft. Wenn allein schon aufgrund der anhaltenden Massenarbeitslosigkeit häufig Beschäftigungsformen angeboten und angenommen werden, die früher kaum akzeptabel waren, so wird dies noch dadurch verstärkt, daß ein quantitativ beachtlicher Teil der Arbeitsuchenden nicht den harten Forderungen unterliegt, einen Familienlohn erwirtschaften zu müssen.²¹ Die familiäre Konstellation der Beschäftigten wird zu einem neuen Konkurrenzfaktor auf dem Arbeitsmarkt: Die Möglichkeit zur Akzeptanz von niedrigeren Löhnen und Teilzeitarbeit ist u. a. davon abhängig, ob ein Haushalt über ein oder zwei Erwerbseinkommen verfügt, und die Verfügbarkeit der Beschäftigten für den Arbeitsmarkt ist in unterschiedlichem Maße eingeschränkt, je nachdem, ob sie allein leben oder ihr(e) Partner(in) nicht erwerbstätig bzw. teil- oder vollzeitbeschäftigt ist. Wettbewerbsvorteile haben Singles und Paare ohne Kinder, während Familien mit (kleinen) Kindern benachteiligt sind. Für über den Familienverbund abgesicherte Personen werden auch Arbeitsverhältnisse unterhalb des Vollzeitstandards akzeptabel bzw. – im Fall der geringfügigen Beschäftigung – sogar attraktiv. Die derzeit beobachtbare Folge ist ein verstärktes Angebot solcher Arbeitsverhältnisse durch die Unternehmen, die auf diese Art Kosten sparen. Damit besteht die reale Gefahr, daß sogenannte „atypische“ Beschäftigungsverhältnisse, die von bisher abgeleitete Gesicherten aus gutem Grund wahrgenommen werden konnten, künftig verallgemeinert werden könnten. Wer aber vom Normalarbeitsverhältnis freiwillig oder unfreiwillig abweicht und nicht über abgeleitete Ansprüche verfügt, ist durch die sozialen Sicherungssysteme nur ungenügend geschützt. Die wachsende Diskrepanz zwischen der Konzeption der Sozialpolitik (traditionelles Normalarbeitsverhältnis) und der Normalität (Erwerbsbeteiligung von Frauen und diffe-

²⁰ In Westdeutschland bedeutete Vollbeschäftigung nie, daß Männer und Frauen einer Erwerbsarbeit nachgingen.

²¹ Dies betrifft nicht nur verheiratete Frauen, sondern auch Männer, deren Ehefrauen erwerbstätig sind, sowie Singles, deren Zahl immer mehr zunimmt.

renzierte Familienstrukturen) führt somit zu neuen Ungleichheiten und zu neuen Gefahren für das Niveau der sozialen Sicherung.

Ein weiterer Ausdruck der Krise des sozialstaatlichen Arrangements des Normalarbeitsverhältnisses und eines der größten gesellschaftspolitischen Probleme besteht darin, daß nach der Konzeption des Normalarbeitsverhältnisses weder für Männer noch für Frauen die Vereinbarkeit von Erwerbs- und Familienarbeit vorgesehen ist. Dies widerspiegelt sich in einem wachsenden Anteil kinderlos bleibender Frauen. Die Erziehung von Kindern wird entweder zum Armutsrisiko, weil die private Betreuung der Kinder die Möglichkeiten zur Erwerbsarbeit einschränkt und staatliche Unterstützungsleistungen viel zu niedrig sind, oder setzt ein sehr hohes Einkommen voraus, damit der Verlust von Steuervorteilen aus dem Ehegattensplitting verkraftet und gleichzeitig Kosten für die Kinderbetreuung aufgebracht werden können. Selbst wenn die finanziellen Fragen gelöst sind, bleibt eine ständige Zeitnot in der Familie, weil „Normalarbeitszeiten“ nicht für die Vereinbarkeit von Beruf und Familie konzipiert sind. Dort, wo Mütter vollzeitig erwerbstätig sind, gelingt dies häufig nur, weil Haus- und Betreuungsarbeit auf andere (meist niedrig entlohnte) Frauen, die im privaten Haushalt angestellt werden, verlagert werden.

5. Das Normalarbeitsverhältnis reformieren

Angesichts der beschriebenen Krise des Normalarbeitsverhältnisses stellt sich die Frage nach seiner Veränderung. Die zentrale Herausforderung besteht darin, die dem Normalarbeitsverhältnis eigene Schutzfunktion zu erhalten und diese den neuen Formen des Zusammenlebens der Geschlechter und den neuen Anforderungen moderner Betriebs- und Arbeitsorganisation entsprechend anzupassen. Die Festschreibung eines „neuen Standards“ ist wichtig und sollte keinesfalls durch eine allgemeine Freigabe von Arbeitszeiten und die weitere Pluralisierung von Beschäftigungsformen ersetzt werden. Zum einen kann das strukturelle Machtungleichgewicht zwischen Arbeit und Kapital nur durch kollektive Regulierung und nicht durch individuelle Aushandlung gemildert werden. Zum anderen bedarf soziale Sicherung – sofern sie sich nicht auf die Sicherung des Existenzminimums und die Verhinderung von absoluter Armut beschränken soll – eines Maßstabes, der ein bestimmtes, dem Entwicklungsstand der Produktivkräfte entsprechendes Niveau ausdrückt. Grundsätzlich sollen die auf dem Normalarbeitsverhältnis beruhenden Erwerbseinkommen einen kulturell durchschnittlichen Lebensstandard sichern. Erst auf der Basis einer solchen kollektiv ausgehandelten sozialen Sicherung sind individuelle Gestaltungsmöglichkeiten gegeben, die dann als „Abweichungen“ von der Norm ebenfalls reguliert werden können.

Merkmale eines „neuen Normalarbeitsverhältnisses“ könnten sein:

- Kürzere Arbeitszeiten: Da ein Vollzeiteinkommen nicht mehr für den gesamten Familienverbund, sondern nur noch für die erwerbstätige Person

selbst²² existenzsichernd sein muß, könnten Einkommen und Arbeitszeiten für ein für beide Geschlechter geltendes „neues Normalarbeitsverhältnis“ unterhalb des gegenwärtigen Niveaus regulärer Vollzeitbeschäftigung liegen.

- Verallgemeinerung der Sozialversicherungspflicht, d. h. Ausdehnung der Sozialversicherungspflicht auf Selbständige und Beamte und Aufhebung der Beitragsbemessungsgrenzen: Auf diese Weise würde nicht nur eine sozial gerechtere Finanzierung des Sozialsystems erreicht und der soziale Schutz auf alle erwerbstätige Personen ausgedehnt, sondern gleichzeitig auch der Anreiz zur Flucht aus den Sozialversicherungssystemen genommen, wodurch derzeit die Prekarisierung von Beschäftigungsverhältnissen gefördert wird.

- Allgemeine und eigenständige soziale Sicherung von Frauen und Männern: Der Familienlohn wird dann zum Individuallohn. Abgeleitete, an die Erwerbsbeschäftigung des Partners/der Partnerin gebundene sozialversicherungsrechtliche Ansprüche sind überflüssig.

- Existenzsicherndes Kindergeld und öffentliche Einrichtungen der Kinderbetreuung, damit nicht die Zahl der Kinder über den Wohlstand von Familien entscheidet.

- Aufhebung des Ehegattensplittings und damit von privilegierenden Steuerentlastungseffekten für ein Familienmodell, das dem Prinzip der Gleichberechtigung von Mann und Frau entgegen steht.

- Möglichkeiten für Wahlarbeitszeiten unterhalb (!!) des Vollzeitstandards und Möglichkeiten flexibler Gestaltung der Arbeitszeit im Erwerbsverlauf, die – wenn sie an sozial akzeptierte Tatbestände gebunden sind (z. B. Kindererziehung und Pflege, Weiterbildung, Ehrenamt) – durch Lohnersatzleistungen sozial gesichert werden.

Der Übergang zu einer solchen Reform des Erwerbs- und Sozialsystems ist zweifelsohne ein anspruchsvolles und komplexes Vorhaben und kann nicht in einem Schritt erfolgen. Übergangsregelungen sind erforderlich, damit bereits erworbene Ansprüche erhalten bleiben und sich neue Erwerbsmuster entwickeln und stabilisieren können.

Literatur

- Bielenski, Harald/Hartmann, Josef (1999), Employment Options of the Future. Family and Career. In: Infratest Burke Sozialforschung (Hg.): Employment Options of the Future. First Analyses of a Representative Survey in all 15 EU Member States and Norway on behalf of the European Foundation for the Improvement of Living and Working Conditions, München.
- Bielenski, Harald/Bosch, Gerhard/Wagner, Alexandra (2001), Employment Options for the Future: Actual and Preferred Working Hours, Forschungsber. f. d. Europäische Stiftung z. Verbesserung der Lebens- u. Arbeitsbedingungen, Dublin (im Ersch.).
- Bosch, Gerhard (1986), Hat das Normalarbeitsverhältnis eine Zukunft? In: WSI-Mitteilungen 3, S. 163-176.
- Bosch, Gerhard (2001), Konturen eines neuen Normalarbeitsverhältnisses. In: WSI-

Mitteilungen 4, S. 219-230.

- DIHT (2000), Arbeitszeitflexibilisierung zur Steigerung der Wettbewerbsfähigkeit. Ergebnisse einer DIHT-Umfrage und erste Folgerungen, Berlin.
- Dingeldey, Irene (1999a), Riesters Unvollendete. In: Soziale Sicherheit 7, S. 230-233.
- Dingeldey, Irene (1999b), Begünstigungen und Belastungen familialer Erwerbs- und Arbeitszeitmuster in Steuer- und Sozialversicherungssystemen: ein Vergleich zehn europäischer Länder. Graue Reihe des Instituts Arbeit und Technik, Bd. 1999-04.
- Döhl, Volker/Kratzer, Nick/Sauer, Dieter (2000), Krise der NormalArbeit(s)Politik. Entgrenzung von Arbeit – neue Anforderungen an Arbeitspolitik. In: WSI-Mitt. 1, S. 5-17.
- Hinrichs, Karl (1996), Das Normalarbeitsverhältnis und der männliche Familienernährer als Leitbild der Sozialpolitik. In: Sozialer Fortschritt 4.
- Hoffmann, Edeltraud/Walwei, Ulrich (1998), Normalarbeitsverhältnis: ein Auslaufmodell? In: MittAB 3, S. 409-425.
- Hoffmann, Edeltraud/Walwei, Ulrich (2000a), Was ist eigentlich noch „normal“? IAB-Kurzbericht 14 vom 25. Oktober.
- Hoffmann, Edeltraud/Walwei, Ulrich (2000b), Erosion oder Renaissance der Normalarbeit? IAB-Kurzbericht 16 vom 6. Dezember.
- Holst, Elke/Maier Friederike (1998), Normalarbeitsverhältnis und Geschlechterordnung. In: Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung 3.
- ISG (1997), Sozialversicherungsfreie Beschäftigung. Untersuchung. i. Auftrag des Bundesmin. f. Arbeit und Sozialordnung. 2. Wiederholungsuntersuchung. Köln.
- Kommission für Zukunftsfragen der Freistaaten Bayern und Sachsen (1996), Erwerbstätigkeit und Arbeitslosigkeit in Deutschland. Entwicklung, Ursachen und Maßnahmen. Teil I., Bonn.
- Lehndorff, Steffen (2000a), Ist die Arbeitszeit in Zukunft noch regulierbar? In: ders./Urban, Hans-Jürgen (Hg.), Wiederaneignung der Zeit. Elemente einer neuen Regulation. Supplement der Zeitschrift Sozialismus 4, S. 15-33.
- Lehndorff, Steffen (2000b), „Tertiarisation“, work organisation and working-time regulation. Paper presented at the International Conference „The economics and socio-economics of services: international perspectives“, Lille-Roubaix, 22./23. Juni.
- Ders., (2001), Weniger ist mehr. Arbeitszeitverkürzung als Gesellschaftspolitik, Hamburg.
- Schwarz, Norbert (2000), Entwicklung der Frauenerwerbstätigkeit in den neuen Ländern und Berlin-Ost sowie im früheren Bundesgebiet. In: Wirtschaft und Statistik 11.
- Wagner, Alexandra, (2000), Arbeiten ohne Ende? Über die Arbeitszeiten hochqualifizierter Angestellter. In: Institut Arbeit und Technik: Jahrbuch 1999/2000, Gelsenkirchen, S. 258-275.
- Wagner, Gert (1998), Teilzeitbeschäftigung zu Lasten der Vollzeiterwerbstätigkeit? In: DIW-Wochenbericht 44.

²² Die Existenzsicherung der Kinder sollte über staatliche Unterstützungsleistungen erfolgen.

Gesellschaftliche Arbeit im flexiblen Kapitalismus

Die gegenwärtigen Verhältnisse in den hochentwickelten kapitalistischen Gesellschaften geben uns erhebliche Rätsel auf. Im Zentrum der Debatte steht die Frage, ob wir es eher mit einem technologisch grundlegend erneuerten Akkumulationsprozess zu tun haben oder ob wir unser Augenmerk auf die Herausbildung eines flexiblen finanzgetriebenen Akkumulationsregimes legen müssen. Daher herrscht auch kein Konsens über die Bezeichnung: New economy, High-Tech- oder Digitaler Kapitalismus konkurrieren mit der Bezeichnung Casino- und Shareholder-Kapitalismus. Wolfgang F. Haug versucht eine Vermittlung zwischen den beiden Untersuchungsrichtungen: „Der ‘Kasinokapitalismus’ war nur der finanzielle Überbau ihres Aufstiegs. Die Zeit, in der noch mit dem Anschein intellektueller Aktualität von ‘Postfordismus’ oder ‘Superfordismus’ gesprochen werden konnte, ist vorbei. Die neue Formation ist weiter in den Jahren fortgeschritten als die fordistische es war, als Antonio Gramsci sie unter diesem Namen – und nicht etwa unter irgendeinem leeren Post-Bindestrichnamen – analysierte. Die ‘Betriebsweise gesellschaftlicher Arbeit’ (Marx/Engels) gestaltet sich in den herrschenden Sektoren auf Basis der Mikroelektronik und hinsichtlich der räumlich-politischen Reichweite transnational; allgemein sind die Produktivkräfte in Auswirkung der Leittechnologie des Computers „hochtechnologisch! geworden und es werden täglich mehr. Daher kann man vom transnationalen High-Tech-Kapitalismus sprechen. Im Internet hat er sein Medium gefunden.“¹ Das Unbehagen über die Redeweise von der Krise des Fordismus oder einer post-fordistisch-tayloristischen Entwicklungsetappe ist nachvollziehbar. Zurecht konstatieren Sablowski/Alnasseri: „Sicherlich gilt es einen inflationären Gebrauch des Krisenbegriffs zu vermeiden. ... Kritische Theorie verliert dann an Unterscheidungsvermögen, wenn sie sozusagen immer und überall die Krise diagnostiziert. Umgekehrt müssen sich aber jene, die von einer neuen Formation oder Entwicklungsweise sprechen, auch fragen lassen, ob sie nicht vorschnell bestimmten Entwicklungen ... eine Kohärenz und Allgemeingültigkeit zusprechen.“² M.E. ist die These von einer Dominanz der finanzgetriebenen Akkumulation im Übergang zu einer neuen gesellschaftlichen Betriebsweise ist nicht haltbar. Die Bezeichnung ‘New economy’ entstand zwar in der Folge des außergewöhnlichen Börsenbooms der neunziger Jahre, aber nach dem Crash auf Raten ist nach wie vor offen, ob jetzt der Übergang in ein neues Akkumulationsregime vollzogen ist.³

¹ W.F. Haug: Prolegomena zu einer Kritik der Neuen Ökonomie, in: Das Argument 238, Heft 5/6 2000, S. 621.

² Th. Sablowski/S. Alnasseri: Auf dem Weg zu einem finanzgetriebenen Akkumulationsregime?, in: M. Candeias/F. Deppe: Ein neuer Kapitalismus?, Hamburg 2001, S. 132.

³ Dazu R. Shiller: Irrationaler Überschwang, Frankfurt/M. 2000; J. Bischoff: Mythen der New

1.

Im Laufe der 70er Jahre des 20. Jahrhunderts verliert die fordistisch-tayloristische Betriebsweise des gesellschaftlichen Gesamtkapitals an Gestaltungskraft, d.h. der charakteristische Zusammenhang von hoher Produktivitätsentwicklung, sozialstaatlicher Modifikation der Verhältnisse und der Entwicklung pluralistischer Lebensverhältnisse löste sich infolge eines ganzen Bündels von gesellschaftlichen Widersprüchen auf. Durch diesen Umbruch verändern sich die Arbeitsorganisation, die Struktur des gesellschaftlichen Gesamtarbeiters, aber auch die Akkumulationsstrukturen und die politisch bestimmten Regulationsformen. Die gemischte Ökonomie wird durch neoliberale Deregulierungspolitik aufgelöst, und die Marktsteuerung (verschärfte Konkurrenz) erfasst nahezu alle gesellschaftlichen Bereiche. Während sich einige Vertreter der These von der Herausbildung eines neuen Akkumulationsregime der Vermögensbesitzer bei der Bestimmung der gesellschaftlichen Betriebsweise des Kapitals zurückhalten (Aglietta, Boyer, Dörre, Hirsch u.a.)⁴, gibt es auch die eindeutige Positionsbestimmung, dass der High-Tech-Kapitalismus in der ‘New Economy’ seine neue Basis gefunden habe.⁵ Die ‘New Economy’ wird als entwickelte gesellschaftliche Betriebsweise gewertet und somit als eine neue Phase der Kapitalakkumulation propagiert.

Mit dem Schlagwort von der ‘New Economy’ werden verschiedene Dimensionen angesprochen: Bezugspunkt ist die Prosperität der letzten Jahre in Amerika, und damit geht es um einen Zusammenhang von höherem Wirtschaftswachstum mit dem Kursfeuerwerk bei den Aktien von Technologie-, Telekommunikations- und Medienwerten, die als Träger des neuen Zeitalters gelten, einer neuen Konsumwelt und einem rigorosen Umbau der Unternehmenslandschaft. Im Zentrum dieser vermeintlich neuen Revolutionierung von Ökonomie und Gesellschaft steht ohne Zweifel der technologische Fortschritt: Die rasche Ausbreitung des Computers erlaubt eine neue Qualität der Vernetzung der Welt. Die Perfektionierung des Wettbewerbs setzt sich in einen Rückgang der Transaktionskosten, eine Steigerung der Produktivität und eine Verbesserung der Kontrolle und Steuerung von Unternehmen um.

Die These einer neuen Betriebsweise lautet: Es hat sich eine dezentralisierte, marktgesteuerte Fabrikorganisation herausgebildet, die den Triumph der Markt- über die Produktionsökonomie reflektiert. Die Intensivierung und Verstärkung des Wettbewerbs in der dezentralisierten Firmenorganisation ist der

Economy, Hamburg 20012; Candeias/Deppe: Ein neuer Kapitalismus, a.a.O.

⁴ Vgl. dazu M. Aglietta: Ein neues Akkumulationsregime, Hamburg 2000; R. Boyer: Is a finance led growth regime a viable alternative to Fordism?, in: *Economy and Society*, 1/2000; K. Dörre: Gibt es ein nachfordistisches Produktionsmodell?, in: Candeias/Deppe: Ein neuer Kapitalismus?, a.a.O.; J. Hirsch: Weshalb Periodisierung?, in: ebd.

⁵ Vgl. dazu neben Haug, a.a.O., Candeias, a.a.O., auch P. Glotz: Arbeit in der digitalisierten Ökonomie, in: *Neue Züricher Zeitung* vom 31. 1. 2001; kritisch zu diesen Argumenten: J. Bischoff: Mythen der New Economy, a.a.O.

entscheidende Anreiz für immer neue Anstrengungen zur Rationalisierung und Kostensenkung, die sich auf die gesamte Wertschöpfungskette, auf die Organisationsstruktur und die Regulationsmodi der Unternehmen erstrecken. Es entsteht eine „flexible Arbeitsweise“, die sich gleich mehrfach der tayloristischen Massenproduktion überlegen erweist:

- Flexible Beschäftigungsverhältnisse garantieren Profitabilität auch bei wechselnden Konjunkturlagen.
- Es bildet sich ein neues Zeit- und Leistungsregime heraus; Entgelt wird zumindest ansatzweise an Verwertungskennziffern gekoppelt.
- Daraus leitet sich eine fortschreitende Polarisierung der Arbeitsbedingungen und Fragmentierung der Belegschaften ab.

Geht man hingegen von der Herausbildung eines flexibel-finanzgetriebenen Akkumulationsregimes aus, liegt die Betonung auf neuen Formen der Herrschaft des Finanz- und Geldkapitals. Der Übergang vom Manager- zum Aktionärs-Kapitalismus ist nach dieser Vorstellung mit einer Umwälzung der Machtverhältnisse im Unternehmen (corporate governance), neuen Verteilungsverhältnissen und einer Orientierung am kurzfristigen Gewinn verbunden. Im finanzgetriebenen Aktionärskapitalismus steht nicht mehr das Arbeitseinkommen – der Lohn – im Zentrum; vielmehr nimmt das Finanzsystem die Schlüsselposition ein. Die Umverteilung zugunsten der Eigenkapitalrenditen der international agierenden Großunternehmen richtet sich sowohl gegen den Durchschnittsprofit und den Regulierungszusammenhang eines Ausgleichsprozesses innerhalb des Nationalkapitals, als auch gegen die nationalen Arbeitsgesellschaften mit ihren sozialstaatlichen Umverteilungsstrukturen.

2.

Senett betont mit Blick auf den gegenwärtigen Kapitalismus: „Die wirklichen Veränderungen ... liegen gar nicht so sehr oder vor allem im Phänomen der Globalisierung, sondern in der Organisation der Arbeit, in der Beziehung zwischen Bürokratie und der Erfahrung von Arbeit durch die Menschen.“⁶ Stützt also der Nachweis einer veränderten Arbeits- und Betriebsorganisation die These, dass sich ausgehend von der Herrschaft der Finanzmärkte und des Finanzkapitals im Übergang zum 21. Jahrhundert doch eine neue gesellschaftliche Betriebsweise herausgebildet hat?

Die Organisation der Arbeit war in der zurückliegenden Etappe des Fordismus durch eine technologiebestimmte Arbeitsteilung innerhalb der Unternehmen geprägt, die durch eine umfassende Kontrolle seitens des Managements und eine bürokratisierte Entscheidungshierarchie zusammengehalten wurde. Im gegenwärtigen Kapitalismus ist diese Struktur gesellschaftlicher Arbeit weitgehend aufgelöst. „Es ist eine plötzliche Schwerpunktverlagerung von der klassischen Erwerbsarbeit hin zu einem auf der Flexibilisierung beruhenden

⁶ R. Sennett: Der flexibilisierte Mensch, in: Die Wirtschaft in der Gesellschaft, Bern 2000, S. 87.

kurzfristigen Gewinnenden. Routineprozesse werden zerschlagen und den Menschen wird von nun an unternehmerisches Denken und Arbeiten abverlangt. Diese Entwicklung wäre nicht möglich gewesen ohne die Entwicklungen im Bereich der Informations- und Kommunikationstechnologie, welche es Unternehmen heute ermöglichen, komplexe, räumlich getrennte Betriebsabläufe miteinander zu vernetzen und minutiös zu planen.“⁷

Ohne Zweifel hat sich der Wertschöpfungs- und Arbeitsprozess - auch unter der Rückwirkung der Informations- und Kommunikationstechnologie - erheblich verändert. Auch in den Entwicklungsphasen der 'großen Industrie' und der 'fordistischen Massenproduktion' wurden die technologisch-organisatorischen Strukturen beständig umgewälzt. Aber die Zusammenführung von Arbeitskräften innerhalb einer Räumlichkeit, die Bindung an ein Maschinensystem und die durch diese Arbeitsteilung innerhalb der Fabrik verstärkte Disziplin blieben das charakteristische Merkmal.

Die neue Form der Arbeits- und Betriebsorganisation zielt auf eine neue Qualität der Nutzung der Subjektivität der eingesetzten Arbeitskraft. Zielpunkt ist ein Typus von 'Arbeitskraftunternehmer', der sich sowohl mit Blick auf die veränderten Bedingungen für Verkauf, und Nutzung der Arbeitskraft flexibel anpasst, als auch im kapitalistischen Wertschöpfungsprozess als selbständiges Arbeitssubjekt agiert. Die wesentlichen Dimensionen der flexibilisierten Arbeitsorganisation lassen sich folgendermaßen umreißen: „Die zunehmende Durchsetzung estandardisierter Arbeitszeiten (Ende des Normalarbeitstages) führt dazu, dass Arbeitskräfte die zeitliche Organisation ihrer Arbeit und damit ihres Alltags in wachsendem Maß selber gestalten müssen. Die Zunahme von Beschäftigungsverhältnissen mit verringertem rechtlichem Schutz (Ende des Normalarbeitsverhältnisses) impliziert unter anderem, dass Lebensverläufe fragiler werden und erhöhte Identitätsanforderungen entstehen. Der Einsatz hochentwickelter Datentechniken auch im Bereich industrieller Fach- und Anlernarbeit erfordert eine neue Qualität der subjektiven Steuerung von Arbeitsverläufen in der Produktion (Ende der konventionellen Maschinenarbeit). Und schließlich sind es neue Formen der organisatorisch-technischen Rationalisierung von Arbeit (Ende des Taylorismus), die eine strukturell veränderte betriebliche Einbindung und Nutzung der Subjektivität der Arbeitenden bedeuten.“⁸ Logischerweise gibt es über Umfang oder Reichweite der veränderten Arbeitsorganisation höchst unterschiedliche Einschätzungen. Es ist schwierig, in dem bunten Wirrwarr von Übergangsformen empirisch eine bestimmende Tendenz auszumachen.⁹ Zu Recht weist A. Wagner¹⁰ darauf hin,

⁷ Ebd. S. 91.

⁸ G. G. Voß: Das Ende der Teilung von Arbeit und Leben, in: Soziale Welt. Umbrüche gesellschaftlicher Arbeit, Göttingen 1994, S. 270.

⁹ Vgl. dazu J. Bischoff/R. Detje: Zukunft: Shareholder-Gesellschaft?, in: H. J. Bieling u.a.: Flexibler Kapitalismus, Hamburg 2001.

¹⁰ Vgl. ihren Beitrag in diesem Heft.

dass die Tendenz zur Erosion des Normalarbeitsverhältnisses in der gesellschaftspolitischen Debatte lange Zeit überschätzt wurde. Auf der anderen Seite scheint mir bei Anerkennung der herausgehobenen Bedeutung der Expansion von Teilzeitbeschäftigung die These von der Reproduktion der fordistischen Arbeitsorganisation nicht gerechtfertigt. Die gesellschaftliche Arbeit verändert sich im Verlauf der letzten beiden Jahrzehnte erheblich: In der BRD und Frankreich wird es wie in den anderen hochentwickelten kapitalistischen Ländern auch einen verstärkten gesellschaftlichen Druck zur Erhöhung der Erwerbstätigenquoten geben; die Arbeitsbedingungen verändern sich signifikant (Arbeitstempo, Zeitdruck, stärkere Gesundheitsbelastung, höhere fachliche Anforderungen und Auflösung des Zeitrhythmus).¹¹ Die wichtigsten Aspekte der Veränderungen der Arbeitsorganisation – die angesprochenen Dimensionen Arbeitszeit, Normalarbeitsverhältnis, neue Qualität des Arbeitseinsatzes, Ende der tayloristischen Arbeitsteilung – lassen sich auch in einer empirischen Bestandsaufnahme verdeutlichen, was die strittigen Punkte in der theoretischen Deutung nicht auflöst.

‘Normalarbeitszeit’

Die Tendenz zur Flexibilisierung der Arbeitszeiten ist eindeutig, wie die nachstehenden Tabellen 1, 2 und 3 illustrieren. Im Mikrozensus ist die Auflösung der herkömmlichen Zeitstruktur schon für die neunziger Jahre eindeutig belegt. Die verschiedenen Formen (Nacht-, Schicht- und Wochenendarbeit) sind von dieser Entwicklung in unterschiedlicher Weise berührt.¹²

Geht man bei der Normalarbeitszeit von einem Vollzeitarbeitsverhältnis aus, in dem die Arbeitszeit von Montag bis Freitag verteilt ist, ohne Überstunden, Schichtarbeit, Nachtarbeit und Wochenendarbeit, dann ist die Tendenz logischerweise noch deutlicher.

Die Flexibilisierung der Arbeitszeit erstreckt sich nicht nur auf den Einsatz der einzelnen Arbeitskraft, sondern mit Blick auf die Aufweichung gesellschaftlicher Normierungen (Feiertage, 5 Tage-Woche, Schichtarbeit) kann von einer Tendenz zur Veränderung des gesellschaftlichen Zeitrhythmus gesprochen werden.

¹¹ Vgl. dazu S. Herkommer/M. Mühlhaus: Jenseits der ‘Normalarbeitszeit’?, in: Sozialismus, H. 3/1994; K. Pickshaus: Arbeiten ohne Ende, Hamburg 2001; S. Lehdorff: Weniger ist mehr, Hamburg 2001.

¹² Die in den folgenden Tabellen verwendeten empirischen Daten stammen aus den Ergebnissen des Mikrozensus 2000, veröffentlicht vom Statistischen Bundesamt unter dem Titel „Leben und Arbeiten in Deutschland“ (2001) sowie aus dem Bericht der Projektgruppe „Zukunft der Arbeit“ des SPD-Parteivorstands.

Tabelle 1

Erwerbstätige mit flexiblen Arbeitszeiten (Ergebnisse des Mikrozensus)

Form der flexiblen Arbeitszeit	1991		2000	
	1.000	%	1.000	%
Deutschland				
Erwerbstätige insgesamt	37.445	100	36.604	100
darunter mit Wochenend-, Schicht- und/oder Nachtarbeit ¹	15.711	42,0	18.587	50,8
dar. mit ständiger/regelmäßiger ² Schichtarbeit	4.855	13,0	3.978	10,9
Samstagsarbeit	8.127	21,7	8.380	22,9
Sonn- und/oder Feiertagsarbeit	4.030	10,8	4.142	11,3
Nachtarbeit	3.220	8,6	2.667	7,3
dar. mit gelegentlicher ² Schichtarbeit	625	1,7	517	1,4
Samstagsarbeit	5.612	15,0	7.091	19,4
Sonn- und/oder Feiertagsarbeit	3.495	9,3	4.397	12,0
Nachtarbeit	2.026	5,4	2.139	5,8
Früheres Bundesgebiet				
Erwerbstätige insgesamt	29.684	100	30.009	100
darunter mit Wochenend-, Schicht- und/oder Nachtarbeit ¹	12.904	43,5	15.201	50,7
Neue Länder und Berlin-Ost				
Erwerbstätige insgesamt	7.761	100	6.595	100
darunter mit Wochenend-, Schicht- und/oder Nachtarbeit ¹	2.807	36,2	3.386	51,3

1) Ständige/regelmäßige bzw. gelegentliche Wochenend-, Schicht- und/oder Nachtarbeit.

2) Mehrfachangaben waren möglich.

Quelle: Statistisches Bundesamt, Mikrozensus 4/2001

Tabelle 2

Anteil der Beschäftigten mit Normalarbeitszeit an allen Beschäftigten.

1989	24%
1995	19%
1999	15%

Tabelle 3

Anteil der Beschäftigten mit flexibilisierten Arbeitszeiten (an allen Beschäftigten)

	1995	1999
Abweichung von Normalarbeitszeit	81%	85%
regelm. Überstunden	46%	56%
Schicht- u./oder Nachtarbeit	13%	18%
regelm. Samstagarbeit	32%	35%
regelm. Sonntagarbeit	15%	16%
Teilzeitarbeit	18%	20%
Arbeitszeitkonten		37%

Auffällig ist ferner, dass sich die Tendenz zur Verkürzung der Wochen- und Jahresarbeitszeiten deutlich abgeschwächt hat, obgleich der Arbeitseinsatz unter den veränderten Bedingungen von einer höheren Leistungsdichte (Intensivierung) begleitet ist. Schließlich zeichnet sich eine Tendenz zur Verlängerung der Lebensarbeitszeit ab.

Die soziale Regulierung der Arbeitszeit war in der Geschichte des Kapitalismus stets umkämpft. In der längeren Nachkriegsphase mit der Dominanz des Fordismus ist die weit über die Arbeitszeiten hinausreichende Regulierung der Arbeit das Ergebnis einer beschleunigten Kapitalakkumulation, verbunden mit dem dadurch bedingten hohen Beschäftigungsstand und einer schlagkräftigen gewerkschaftlichen Organisation der Lohnabhängigen sowohl mit Blick auf die innerbetrieblichen Kräfteverhältnisse als auf die gesellschaftliche Willensbildung. Mit der Ausbreitung von Arbeitszeitkonten zeichnet sich ein völlig neuer Regulationszusammenhang ab; unter den neuen Bedingungen haben viele Beschäftigte nicht nur Gestaltungsmöglichkeiten von Wochen- und Jahresarbeitszeit, sondern auch Weiterbildung und Lebensarbeitszeit können über dieses Instrument gestaltet werden. Es geht bei der Bilanzierung der Veränderungen des gesellschaftlichen Arbeitsprozesses nicht um ein verdecktes Plädoyer für die Rückkehr zum überlieferten Zeitmanagement und eine Orientierung am überlieferten gesellschaftlichen Zeithrhythmus, sondern um die Klärung der Regulationsansätze unter den neuen veränderten Bedingungen.

Ende des fordistischen Normalarbeitsverhältnisses

Bei der These von der Aufhebung des Normalarbeitsverhältnisses ist es – wie bei der Normalarbeitszeit – wichtig zu klären, welche Kriterien zugrunde gelegt werden. Zu Recht konstatiert A. Wagner: „Es liegt auf der Hand: Je detaillierter und stringenter die Merkmale für das Normalarbeitsverhältnis gefasst werden und je mehr dieser Elemente als konstitutiv angesehen werden,

desto leichter ist es, empirisch seine Auflösung zu begründen.“¹³ Die Debatte um die Auflösung des überlieferten und die Konturen eines neuen Normalarbeitsverhältnisses ist in den Kontext von der Herausbildung einer neuen Arbeits- und Betriebsorganisation einzubauen.¹⁴ Es geht also um die Frage, wie sich die Flexibilisierung in der Auflösung der überlieferten Regulierungen ausdrückt und ob man von der Herausbildung einer neuen gesellschaftlichen Betriebsweise und neuen Regulierungen der Arbeitsverhältnisse sprechen kann.

Bosch konstatiert: „Zusammenfassend lässt sich sagen, dass es bislang keinen Einbruch bei der absoluten Zahl des Normalarbeitsverhältnisses in Deutschland gegeben hat. Zu dem ‘alten’ in unveränderten quantitativen Dimensionen ist also ein zusätzliches ‘neues’, vor allem in Form der Teilzeitarbeit von Frauen, in beachtlichen Dimensionen hinzugekommen. Die Beschäftigungsverhältnisse sind in den letzten Jahren eher stabiler geworden.“¹⁵ Stabilität bezieht sich hier auf eine ansteigende Tendenz bei der durchschnittlichen Betriebszugehörigkeit. Aber dieser Aspekt überdeckt andere Tendenzen nicht: Das Ausmaß der ‘unsicheren Beschäftigung’ nimmt zu (Leiharbeit, unbefristete Beschäftigung etc.). Zugleich ist aber festzuhalten, dass die Zunahme der Teilzeitarbeit nicht generell eine Tendenz zu prekären Beschäftigungsverhältnissen ausdrückt.

Tabelle 4

Normalarbeitsverhältnis - die Spannweite der Kriterien

enger Begriff	durchschnittliche Reichweite	weiter Begriff
Abhängige Beschäftigung	Abhängige Beschäftigung	Abhängige Beschäftigung
Sozialversichert oder beamtenrechtl. Schutz	Sozialversichert oder beamtenrechtl. Schutz	Sozialversichert oder beamtenrechtl. Schutz
unbefristetes Arbeitsverhältnis	unbefristetes Arbeitsverhältnis	unbefristetes Arbeitsverhältnis
Vollzeit	Vollzeit	
keine Leiharbeit		
keine Telearbeit		
5-Tagewoche		

¹³ A. Wagner: Krise des Normalarbeitsverhältnisses, in: C. Schäfer: Geringere Löhne, mehr Beschäftigung?, Hamburg 2000, S. 209. Vgl. auch den Beitrag von A. Wagner in diesem Heft.

¹⁴ Vgl. dazu G. Bosch: Konturen eines neuen Normalarbeitsverhältnisses, in: WSI-Mitteilungen, 4/2001.

¹⁵ G. Bosch, a.a.O., S. 224.

Tabelle 5

Erwerbsformen und Normalarbeitsverhältnis in Westdeutschland

Absolut (Tsd. Personen)	1976	1980	1985	1990	1995	1996	1998	1999
1. Arbeiter und Angestellte in Vollzeit (ab >36 Std.)	16.600	17.394	16.682	18.301	17.412	16.210	15.642	15.734
2. davon befristet und/oder in Leiharbeit			850	994	983	960	1.134	1.252
3. Arbeiter und Angestellte in Vollzeitbeschäftigung ohne Befristung und Leiharbeit (Nr.1 abzügl. Nr.2)			15.832	17.307	16.429	15.250	14.508	14.482
4. Sonstige Vollzeitbeschäftigte (Beamte, Soldaten, Auszubildende)	3.059	3.573	3.788	3.633	3.114	3.079	2.975	2.996
5. Abhängig Vollzeitbeschäftigte insgesamt (Nr. 1 + Nr. 4)	19.659	20.967	20.470	21.934	20.526	19.289	18.617	18.730
6. Abhängige Teilzeitbeschäftigte (unter 36 Std.)	2.575	2.679	3.013	4.242	5.404	6.696	7.279	7.654
7. Selbstständige und Mithelfende außerhalb der Landwirtschaft	2.148	2.063	2.163	2.378	2.707	2.795	2.941	2.893
8. Selbstständige und Mithelfende in der Landwirtschaft	1.371	1.168	973	780	605	497	480	452
9. Selbstständige insgesamt	3.519	3.231	3.136	3.158	3.312	3.292	3.421	3.345
10. „Normalarbeitsverhältnisse“ (Nr. 5 abzügl. Nr. 2)	19.659	20.967	19.620	20.940	19.543	18.329	17.483	17.478
11. Erwerbstätige insgesamt	25.753	26.877	26.619	29.334	29.242	29.277	29.317	29.729

Quelle: Institut für Arbeitsmarkt und Berufsforschung (IAB). Die jüngste Revision der Erwerbstätigenstatistik des Statistischen Bundesamtes ist in diesen Zahlen noch nicht berücksichtigt.

Ohne Zweifel existiert neben der Flexibilisierung des Zeitregimes eine Tendenz zur Erosion des Normalarbeitsverhältnisses. Freilich wird diese Entwicklung überzeichnet, wenn regulierte, sozial geschützte Teilzeitbeschäftigung unter die unsicheren Beschäftigungsformen einrangiert wird. Die Entwicklungstendenz hat in der Bundesrepublik keineswegs eine solche Wucht, dass eine zügige Zerstörung der sozial regulierten Arbeitsverhältnisse befürchtet werden müsste. Unter den massiven Angriffen der Deregulierungspolitik ist die Erosion des Normalarbeitsverhältnisses in den zurückliegenden Jahren überschätzt worden.

Tabelle 6

Unsichere Beschäftigung (Anteil an den Beschäftigten in %)

Alte Bundesländer (Anteil an ...)	Befristete Beschäftigung (ohne Leiharbeit)	Leiharbeit (auch befristet)	Geringfügige Beschäftigung	Freie Mitarbeit	Unsichere Beschäftigung insgesamt
An allen Beschäftigten	5,7%	0,5%	3,1%	0,9%	10,2%
An Beschäftigten ohne Ausbildung	9,7%	1,3%	7,8%	1,9%	20,6%
An Beschäftigten mit Universitätsabschluss	7,5%	(0,5%)	3,1%	0,9%	10,2%
An weiblichen Beschäftigten	6,3%	0,5%	6,1%	1,3%	14,3%
Neue Bundesländer (Anteil an ...)	Befristete Beschäftigung (ohne Leiharbeit)	Leiharbeit (auch befristet)	Geringfügige Beschäftigung	Freie Mitarbeit	Unsichere Beschäftigung insgesamt
An allen Beschäftigten	13,2%	1,1%	1,1%	0,5%	15,9%
An Beschäftigten ohne Ausbildung	24,3%	(1,1%)	(4,2%)	(2,6%)	32,3%
An Beschäftigten mit Universitätsabschluss	11,3%	(0,3%)	(1,4%)	(1,2%)	14,2%
An weiblichen Beschäftigten	14,9%	(0,4%)	1,6%	(0,6%)	17,6%

(Werte in Klammern: keine signifikanten Werte)

Quelle: IAB-Kurzbericht 15/2000

Ende der Maschinenarbeit

Die Veränderung bei der technologischen Ausstattung ist eindeutig (siehe Tabellen 7 und 8). Im Mikrozensus wird festgestellt, dass mehr als 50 % aller Erwerbstätigen sich bei ihrem Arbeitseinsatz auf Computer stützen. Logischerweise ist dieses Arbeitsmittel in Teilbereichen der materiellen Produktion und bei sonstigen Dienstleistungen deutlich weniger präsent.

Gerade bei diesem Blick auf die Arbeitsplätze und Qualifikationen wird deutlich, dass die Dynamik der Kapitalakkumulation auf dem Terrain der materiellen Produktion nur eine, wenn auch eine sehr wichtige Komponente der

Umwälzung ist. Auf der anderen Seite verändert die Privatisierung oder Kapitalisierung der öffentlichen Dienstleistungen (Gesundheit, Bildung, soziale Sicherheit) die Struktur der gesellschaftlichen Arbeit. Neben den unternehmensbezogenen Dienstleistungen konstatieren wir eine Ausweitung von Haushalts- und personenbezogenen Diensten wie Gesundheit, Bildung, Kommunikation, Freizeit; auch hier zeigt sich der Übergang auf eine andere technologische Basis der Gesellschaft, allerdings in anderen Formen. Gerade für die USA lässt sich eine starke Expansion einfacher Dienstleistungen registrieren, was doch zur Vorsicht im Umgang mit der Formel vom High-Tech-Kapitalismus mahnt. Der starke Anstieg der Frauenerwerbsquote hat sicherlich verschiedene Ursachen. Rückwirkend dürfte allerdings durch diese Veränderung in einem Großteil der privaten Haushalte die Tendenz zur Vergesellschaftung von einfachen Dienstleistungstätigkeiten verstärkt worden sein. Wir konstatieren im Übergang zum 21. Jahrhundert in den USA durchaus einen Anstieg von unqualifizierten Jobs und einen Rückgang an sozialer Sicherheit. „Das Durchschnittseinkommen im Dienstleistungssektor liegt in den meisten westlichen Ländern unter dem des Produktionssektors. Der Preis für mehr Beschäftigung kann eine Zunahme der Einkommensungleichheit sein. Dies lehrt das Beispiel der USA, die in den 90-er Jahren aber zugleich das Land mit einer hohen Expansion von Arbeitsplätzen auch im hochqualifizierten Bereich und einer niedrigen Arbeitslosenquote sind.“¹⁶

Im Mikrozensus wird zwar der Anstieg einer qualifizierten Ausbildung im zurückliegenden Jahrzehnt deutlich. Aber vor einer Überschätzung dieser Entwicklungstendenz muss gewarnt werden. Zwar werden im nächsten Jahrzehnt (bis 2010) in der BRD die produktionsorientierten Tätigkeiten weiter zugunsten des Wachstums von Dienstleistungen zurückgehen. Aber unter den gegenwärtigen kapitalistischen Verhältnissen werden einfache Dienstleistungen weiterhin einen hohen Stellenwert in der Organisation gesellschaftlicher Arbeit haben und der Rückgang von einfachen Qualifikationen (ohne Berufsabschluss) ist nur von begrenzter Aussagekraft.

Tabelle 7

Erwerbstätige nach Tätigkeitsgruppen 1995 und 2010

	1995	2010
Produktionsorientierte Tätigkeiten	30,7%	24,0%
Primäre Dienstleistungen	43,0%	44,4%
Sekundäre Dienstleistungen	26,3%	31,6%

¹⁶ M. Baethge: Abschied vom Industrialismus: Konturen einer neuen gesellschaftlichen Ordnung der Arbeit, in: SOFI-Mitteilungen 28, 2000, S. 99.

Tabelle 8

Erwerbstätige im Mai 2000, die für ihre Tätigkeit einen PC oder andere Computer nutzen, nach Altersklassen und Geschlecht (Ergebnisse des Mikrozensus Deutschland)

Altersklasse/PC-Computer	Erwerbstätige insgesamt, in 1000 Personen	darunter: Erwerbstätige, mit Angabe zur PC-/Computernutzung (in 1000 Pers.)	davon: mit PC-/Computernutzung in %	ohne Nutzung (in %)
Insgesamt				
Insgesamt	36.604	36.841	52,4	47,6
davon im Alter				
unter 30	7.928	7.839	48,7	51,3
30-45	15.756	15.661	56,2	43,8
45-60	11.361	11.298	51,8	48,2
60 und mehr	1.558	1.543	37,4	62,6
Männlich				
Insgesamt	20.580	20.544	51,0	49,0
davon im Alter				
unter 30	4.384	4.314	40,7	59,3
30-45	8.859	8.818	55,4	44,6
45-60	6.398	6.362	53,5	46,5
60 und mehr	1.059	1.050	41,8	58,2
Weiblich				
Insgesamt	15.924	15.798	54,2	45,8
davon im Alter				
unter 30	3.564	3.524	58,5	41,5
30-45	6.897	6.844	57,3	42,7
45-60	4.984	4.936	49,6	50,4
60 und mehr	499	494	27,9	72,1

Quelle: Statistisches Bundesamt, Mikrozensus 4/2001

Tayloristische Arbeitsorganisation

Schon aus den drei bisher skizzierten Dimensionen – Arbeitszeit, Normalarbeitsverhältnis, Arbeitsmittel/Qualifikation – wird deutlich, dass die Tendenz

zur Flexibilisierung und Umwälzung der technologischen Struktur deutliche Spuren hinterlassen hat, dass allerdings von einer radikalen Veränderung der Arbeitsorganisation keine Rede sein kann. Selbst die Vertreter der These vom Übergang zum Typus des 'Arbeitskraftunternehmers' räumen ein, dass sie eine pointierte Ausdeutung eines Entwicklungstrends vornehmen, dessen empirische Fundierung noch aussteht. Bedeutet das nun, dass Senett gleichermaßen die Veränderungen in der Organisation gesellschaftlicher und betrieblicher Arbeit überschätzt hat?

Es ist den Unternehmen gelungen, in den Betrieben und damit für die Arbeitenden neue Handlungsanforderungen durchzusetzen. Die Beschäftigten begreifen sich vielfach als Beteiligte an einer verschärften Konkurrenzsituation. Der Arbeitseinsatz hat weithin die Seite der äußerlichen Disziplinierung verloren und erfolgt unter neuen Rahmenbedingungen. Es geht im Sinne der Kontinuität, der Qualitätssicherung und damit der Wertschöpfung um größere Autonomie und höhere Leistungsanforderungen. Eine Untersuchung entlang der Dimensionen von Autonomie, Partizipation und Kooperation in der Industrie kommt in den neunziger Jahren zu folgenden Größenverhältnissen:

Tabelle 9

Jahr	1993	1998
Tayloristische Arbeitsorganisation	37 %	40 %
Partizipative Arbeitsorganisation	40 %	36 %
Posttayloristische Arbeitsorganisation	23 %	24 %

Sicher kann auch diese empirische Einordnung nur als Tendenzaussage für eine Uneinheitlichkeit der gegenwärtigen Arbeitsorganisationen genommen werden. Festzuhalten ist, dass sich eine Tendenz zur Überwindung von Subalternität und Disziplin beim Arbeitseinsatz abzeichnet. Aber von der Herausbildung einer neuen gesellschaftlichen Betriebsweise sind wir weit entfernt. Es gibt Bausteine einer veränderten Arbeitsorganisation. Eine neue gesellschaftliche Betriebsweise kann selbst in der Tendenz nicht als Konsequenz einer veränderten Technologie gefasst werden, sondern muss alle Seiten der Arbeitspolitik (Qualifikation, Leistungskontrolle, Entlohnung, Partizipation) umfassen. Daher bleibt der Eindruck: „Nimmt man das stabile Zusammenspiel von Akkumulations- und Regulationsregime des Fordismus mit dem ursprünglichen regulationstheoretischen Ansatz als 'trouville', dann ist die nachfordistische Entwicklung über frühe Suchbewegungen noch nicht hinaus.“¹⁷

Eine solche Suchbewegung ist auch noch in der Automobilindustrie erkenn-

¹⁷ J. Kädtler/J. J. Sperling: Worauf beruht und wie wirkt die Herrschaft der Finanzmärkte auf der Ebene von Unternehmen?, in: SOFI-Mitteilungen 29, Juni 2001, S. 24.

bar. Die Neustrukturierung der Fertigung geht längst über die 'schlanke Produktion' mit den bekannten Einspareffekten für Lagerhaltung und Kapitalbindung hinaus. Die Fertigung soll mehr und mehr auf die Nachfrage ausgerichtet werden. Ziel der 'atmenden Fabrik' ist die flexible Fertigung, so dass sechs bis zehn Tage nach Bestelleingang und bei Vermeidung einer kostenintensiven Lagerhaltung das kundenspezifische Produkt ausgeliefert wird. Durch weitgehende Selbstregulierung sollen die Beschäftigten höchste Qualität garantieren. So arbeitet der VW-Konzern an einem neuen Modell: Die Beschäftigten des Pilotprojektes „5000 mal 5000“ würden aus den überlieferten Strukturen des Tarifvertrages herausgenommen. Sie wären die Vorboten eines neuen Typus von Arbeitnehmern, angefangen von einer speziellen Arbeitskleidung bis hin zur Ausstattung mit mobilen Computern. Die Arbeitszeit setzte sich dann aus wertschöpfender Zeit und Zeit für Qualifikation und Kommunikation zusammen und ermöglichte selbstverständlich eine an Zielvereinbarungen gebundene Entlohnung.

Der Industriosozologe Kern fasst die neue Qualität der Produktionssubjekte folgendermaßen zusammen: „Die Widersprüche in ihrer realen betrieblichen Existenz zwischen Partizipationszugeständnissen und weitergehenden Unsicherheiten und Restriktionen finden sich wieder im Bewusstsein der Arbeiter. Man lässt sich auf breiter Front auf eine Kooperation mit dem Betrieb ein und beteiligt sich mit dem gewachsenen Selbstbewusstsein des Rationalisierungsexperten am Produktivitätsfortschritt. Dennoch wird darüber die kritische Distanz zum 'kapitalistischen' Unternehmen nicht aufgegeben, sondern bleibt auch handlungsleitend. ... Typisch ist eine Art Doppelstruktur: einerseits auf der Basis eines verbesserten Expertenstatus eine erweiterte Bereitschaft, sich die Unternehmenszielsetzung voll zu eigen zu machen, die Außenkonkurrenz gemeinsam zu bewältigen, andererseits das fortbestehende Bewusstsein eines nach wie vor restringierenden Betriebsstatus.“¹⁸ Im Grundsatz stimmt Voß dieser Bewertung zu, wenn er beim 'Arbeitskraftunternehmer' gleichfalls Ambivalenz ausmacht: „Die verstärkte Nutzung von Leistungen und Fähigkeitenpotentialen der Arbeitenden ist einerseits nach wie vor als Bereicherung der Arbeit zu sehen, durch die Entfremdungsmomente und bestimmte (v.a. durch Unterforderung oder vereinseitigte Anforderungen bedingte) Belastungen reduziert werden. Andererseits wird aber immer deutlicher, dass dabei keineswegs nur Belastungen abgebaut, sondern zugleich neuartige Formen von Belastungen geschaffen werden (steigende Verantwortung und wachsendes Fehlerisiko, Überkomplexität von Funktionen, Leistungsverdichtung, erhöhte Konflikthaftigkeit von Kooperationszusammenhängen usw.): Und statt des klassischen Problems der Unterforderung entsteht für große Gruppen immer mehr die Gefahr der Überforderungen.“¹⁹

¹⁸ H. Kern: Das Lohnarbeiterbewußtsein des 'Arbeitskraftunternehmers', in: SOFI-Mitteilungen 27, 1999, S. 63.

¹⁹ G. G. Voß: Das Ende der Teilung von Arbeit und Leben, a.a.O., S. 274.

3.

Es gibt Elemente einer flexiblen Fabrikorganisation und überbetrieblichen Restrukturierung der Unternehmen. Diese Veränderungen markieren im gesamtgesellschaftlichen Reproduktionsprozess die vorherrschende Entwicklungstendenz. Die Subalternitätsmuster und die über autoritäre Betriebsorganisation erzwungene Disziplin der Beschäftigten lösen sich auf. Allerdings fügen sich diese Bausteine nicht zu einer neuen gesellschaftlichen Betriebsweise zusammen, die den produktionsseitigen Unterbau für ein postfordistisches Akkumulationsmodell abgeben könnte, mit dem die Verteilungsansprüche (Shareholder-value) zu befriedigen wären.

Die Transformation von Firmenbürokratien in flexible Koordinationszentralen überwindet die Schranken der tayloristisch-fordistischen Betriebsweise nicht. Es gibt flachere Hierarchien, Integration indirekter Bereiche in das unmittelbare Produktionsgeschehen, Team- resp. Gruppenarbeitsmodelle, Dezentralisierung und interne Marktsteuerung, flexible Belegschafts- und Arbeitszeitstrukturen. Durch rationellere Betriebsorganisation werden die Durchlaufzeiten verringert und damit die Umschlagszeit des Kapitals reduziert. Die schöpferischen Potentiale der Beschäftigten werden nur zum Teil erschlossen, weil die Organisation der Arbeit, die Qualifikation, die Partizipation und vor allem die Verteilung der betrieblichen Wertschöpfung letztlich den Belegschaften und ihren Interessenvertretern vorenthalten bleibt. Es bleibt bei Ansätzen, das Produzentenwissen zu mobilisieren und die innerbetrieblichen leistungspolitischen Blockaden zu überwinden. Selbst Dörre, der von einem Übergang in eine neue gesellschaftliche Betriebsweise und einem neuen Akkumulationsregime ausgeht, spricht von einem zentralen Widerspruch: Um informelles Produzentenwissen zu mobilisieren, appelliert die Managementseite beständig an die Subjekthaftigkeit der Beschäftigten. Damit fördert sie Erwartungshaltungen, die im Arbeitsalltag der Partizipanten uneingelöst bleiben. „Die Gruppenorganisation schafft repetitive Teilarbeit nicht ab, sondern reichert sie mit zusätzlichen Tätigkeiten an. Durch Ausnutzung von Center- und Gruppenkonkurrenzen werden leistungspolitische Blockaden aufgelöst ... Während die tayloristische Arbeitsorganisation zur Routinisierung und Habitualisierung des Arbeitshandelns drängt, zielt die flexible Gruppenorganisation auf das Gegenteil. Sie will Routinen aufstören, Leistungsreserven erschließen, permanente Innovationsbereitschaft fördern. Aber sie bietet dafür kein intrinsisches, in den Arbeitsprozessen selbst verankertes Motiv.“²⁰

Die Innovationsfähigkeit dieses Restrukturierungsmodells ist sehr begrenzt. Dies hängt zum einen mit den verbleibenden Bürokratien im Unternehmen zusammen. Zum anderen damit, dass die Potenzen, die sich aus der perspektivischen Aufhebung der Trennung von Produktion und Entwicklung ergeben, letztlich kaum genutzt werden können, weil im Rahmen des konservativen Arbeitszuschnitts jede Veränderung als Mehrarbeit und Intensivierung zumindest von großen Teilen der Belegschaften erfahren wird. Und schließlich: Ein Mechanismus zur Steuerung von Produktinnovationen ist nirgends erkennlich. Die Rationalisierungsblockaden des Fordismus-Taylorismus sind noch nicht „aufgehoben“. Kennzeichnend für den erfolg-

²⁰ K. Dörre: Gibt es ein postfordistisches Produktionsmodell?, a.a.O., S. 84.

reichen Übergang in eine neue gesellschaftliche Betriebsweise wäre zudem, dass das für den Fordismus prägende Lohnverhältnis - ergänzt durch die sozialstatlichen Transfers - durch eine neue gesamtgesellschaftliche wie betriebliche Verteilungsstruktur abgelöst wird. Dies wäre die Voraussetzung für einen Umbau der materiellen Produktion und der nachgelagerten gesellschaftlichen Verhältnisse.

Lohnbasierte Massennachfrage und sozialstaatliche Umverteilung sind die „eingebauten Stabilisatoren“ des Fordismus, die den industriellen Zyklus steuerbar machen. Die Verschiebung der Einkommens- und Vermögensverteilung zu Lasten der Arbeits- und Sozialeinkommen ist die charakteristische Tendenz der Hegemonie der Finanzmärkte: Die erhöhte Bedeutung der Einkommen aus Wertpapieren und anderen Vermögen - das Merkmal des Shareholder-Kapitalismus - verstärkt die zyklischen Schwankungen und erhöht die systemische Instabilität und Krisenhaftigkeit der hochentwickelten kapitalistischen Gesellschaftsformation.

Der Übergang zum 'Shareholder-Kapitalismus' ist selbst ein Ausdruck der Auflösung der fordistischen gesellschaftlichen Betriebs- und Akkumulationsweise. Die Neue Ökonomie stellt also keineswegs einen zyklentübergreifenden Wertschöpfungs- und Verwertungsprozess eines neuen Typus von 'High-Tech-Kapitalismus' dar. Deshalb kann für die Entwicklung in der Bundesrepublik keineswegs nur nach einer sozialen Gestaltung des Regimes der Vermögensbesitzer gefragt werden. Gleichwohl gehen sowohl das bürgerliche Lager wie auch die Vertreter der Politik der „neuen Mitte“ davon aus, dass die politische Hauptaufgabe - neben der Vollendung der europäischen Integration und der Überwindung der Unterentwicklung Ostdeutschlands - in der Entwicklung einer für die Neue Ökonomie passenden Sozialstruktur und Zivilgesellschaft besteht. So formuliert der Sozialdemokrat Mosdorf: „Das sich herausbildende Relief der 'Neuen Ökonomie' zu untersuchen, ist für die Antwort auf diese Fragen unerlässlich, denn die New Economy entsteht durch die erste Revolution, die nicht in akademischen Clubs oder Salons von gesellschaftlichen Eliten ausgedacht wurde, sondern sie ist eine bottom-up Revolution. Durch neue technologische Möglichkeiten wird nicht nur die Wirtschaft verändert, sondern auch unsere Gesellschaft.“²¹ Zu kritisieren ist dabei die unterliegende Vorstellung: Mit der Verallgemeinerung der neuen Informations- und Kommunikationstechnologie wachsen wir in eine neue Ökonomie und eine neue Gesellschaft hinein. Aus der langen Inkubationszeit des Fordismus und den anhaltenden Suchbewegungen im 'Postfordismus' kann man den Schluss ableiten, dass sich ohne gesellschaftliche Regulierung - von der Arbeitsorganisation über Verteilungsverhältnisse bis hin zur Makroökonomie - keine neue gesellschaftliche Betriebsweise und kein neuer Typus von kapitalistischer Gesellschaft herausbilden wird.

²¹ S. Mosdorf: New Economy und Zivile Bürgergesellschaft, in: Neue Gesellschaft, H. 3, 2001, S. 166.

Das Portal LinksNet ist ein Kooperationsprojekt linker Zeitschriften und Netzwerke für Politik und Wissenschaft. Wir stellen aktuelle Artikel, Informationen, Termine und Links bereit und halten sie in einem umfangreichen Archiv vor.

WWW.LINKSNET.DE
DER LINKE KLICK INS INTERNET



KOOPERIERENDE ZEITSCHRIFTEN:

1999 · Andere Zeiten · Das Argument
Das Blättchen · Initial
Forum Wissenschaft / BdWi
Memo-Forum · Ossietzky
Prokla · Sozialismus · SPW
Utopie Kreativ · Wissenschaft & Frieden
Z - Zeitschrift Marxistische Erneuerung

Stefan Gandler

Marx in Mexiko

Ein kürzlich abgeschlossenes Projekt des Autors an der Autonomen Universität Querétaro (Mexiko) hatte eine doppelte Zielsetzung: zum einen nachzuweisen, daß es auch außerhalb der sogenannten Ersten Welt Philosophen gibt, die zu lesen sich lohnt, und zwar auch für Bewohner angeblicher Mutterländer der Philosophie. Zum anderen sollte, ausgehend von der Auseinandersetzung mit zwei ausgewählten Autoren aus Mexiko, Adolfo Sánchez Vázquez und Bolívar Echeverría, versucht werden, einen Beitrag zur sozialphilosophischen Theoriebildung zu leisten. Dies sollte auf dreierlei Weise geschehen: in einer kritischen Befragung dieser Autoren, ihrer Konfrontation untereinander sowie ihrer Gegenüberstellung mit hiesigen für die behandelten Thematiken relevanten Debatten.

Die beiden ausgewählten Autoren sind in der mexikanischen und internationalen, insbesondere spanischsprachigen, Debatte keine Unbekannten, wurden aber bisher in der deutschsprachigen philosophischen Diskussion so gut wie nicht wahrgenommen. Beide sind Professor für Philosophie der Universidad Nacional Autónoma de México (UNAM). Adolfo Sánchez Vázquez wurde 1915 in Südspanien geboren und emigrierte 1939, nach dem er auf republikanischer Seite am Bürgerkrieg teilgenommen hatte, über Frankreich nach Mexiko. Er ist heute emeritierter Professor der UNAM und einer der anerkanntesten Philosophen Mexikos und Lateinamerikas. Bolívar Echeverría wurde 1941 in Ecuador geboren, studierte ab 1962 an der Freien Universität Berlin und ging 1968 nach Mexiko, wo er bis heute lebt und lehrt. Innerhalb der gegenwärtigen kulturphilosophischen Debatte in Mexiko ist er einer der bedeutendsten Autoren.

Da die sozialphilosophische Theoriebildung als kritische heute nur wirklich weltweit betrieben werden kann, sind letztlich die beiden skizzierten Forschungsabsichten nicht voneinander zu trennen. Der gegenwärtige Diskussionsstand in Europa und insbesondere der BRD zum philosophischen Eurozentrismus ist aber bisher so unterentwickelt, daß das Bewußtsein um diese Notwendigkeit nicht als ein akademisches Allgemeinwissen vorausgesetzt werden kann.

Es soll daher im folgenden anhand zweier zentraler Fragestellungen versucht werden, mögliche Einzelergebnisse der Beschäftigung mit Adolfo Sánchez Vázquez und Bolívar Echeverría sowie ihrer Konfrontation untereinander und ihrer Gegenüberstellung mit dem hiesigen undogmatischen Marxismus in der Philosophie zusammenzufassen und zugleich begrifflich auf den Punkt zu bringen. Es handelt sich um die Fragen nach einem eventuell zu optimistischen Praxisbegriff und um das Problem der ideologischen Naturalisierung gesellschaftlicher Verhältnisse, die zugleich den Blick auf die äußere und eigene Natur verstellt.

Affirmation oder Kritik der Praxis?

Eine der entscheidenden Differenzen zwischen den beiden untersuchten Autoren scheint ihre unterschiedliche Bezugnahme auf die menschliche Praxis zu sein. Bolívar Echeverría geht davon aus, daß Adolfo Sánchez Vázquez einen zu optimistischen Praxisbegriff hat. Er meint gar Lobgesänge des spanischen Exilanten auf sie zu vernehmen.¹ Echeverría sieht Sánchez Vázquez zu ungebrochen in der Marx'schen Tradition stehend, die es für ihn an diesem Punkt zu verbessern gilt.² Unterscheiden sich die beiden Autoren an dieser Stelle tatsächlich so radikal, wie es der jüngere darstellt, falls ja, woher rührt dieser Unterschied, und falls nein, worauf gründet sich Echeverrias Vorstellung dieser Differenz? Um diese Fragen zu beantworten, bedarf es eines Rückgriffs auf Marx und den westlichen Marxismus.

Alfred Schmidt verweist darauf, daß Marx' Begriff der modernen menschlichen Praxis nur auf den ersten Blick ein ungebrochen optimistischer ist. „Daß Natur dabei 'rein Gegenstand für den Menschen' wird und aufhört, 'als Macht für sich anerkannt zu werden', wird von Marx registriert, aber nicht gefeiert.“³ Auch wenn Marx an manchen Stellen seines Werkes seine Faszination für die scheinbar grenzenlose Macht der bürgerlichen Praxis in Bezug auf vormalige Natur- und Traditionsschranken zum Ausdruck bringt,⁴ so gibt er sich doch von seinem Grundansatz her und in einer ganzen Reihe von Textpassagen wesentlich kritischer; sein Praxisbegriff, insbesondere sein Bezug auf die gegenwärtige Welt, ist skeptisch.⁵

¹ Vgl. bezüglich der Differenzen Echeverrias zum Praxisbegriff bei Sánchez Vázquez: Stefan Gandler, *Peripherer Marxismus*. Kritische Theorie in Mexiko, Hamburg 1999, S. 210ff.

² „Die Überlegungen Sánchez Vázquez' sind ohne Zweifel ein Wiederaufgreifen dessen, was Marx entwickelt. Aber ich glaube, das Problem besteht genau darin, daß Marx keinen genauen Begriff [definición] davon hat, worin das praktische Leben des Menschen besteht.“ (Bolívar Echeverría, Interview von Stefan Gandler mit ihm am 10. Juli 1996 in der Facultad de Filosofía y Letras der Universidad Nacional Autónoma de México in Mexiko-Stadt. Tonbandaufzeichnung.)

³ Alfred Schmidt, *Praxis*, in: Hermann Krings, Hans Michael Baumgartner, Christoph Wild (Hrsg.), *Handbuch Philosophischer Grundbegriffe*. Studienausgabe. Bd. 4. München 1973. S. 1107-1138, hier: S. 1119. Schmidt zitiert hier: Karl Marx, *Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie*, in: Karl Marx, Friedrich Engels, Werke (im folgenden: MEW), Berlin (DDR) 1964ff., Band 42., S. 323. Vgl. auch Schmidts Darstellung, daß der Marx'sche Materialismus „kritisch, nicht positiv-bekenntrnishaft gemeint“ ist. (Alfred Schmidt, *Der Begriff der Natur in der Lehre von Marx*. Überarbeitete, ergänzte und mit einem Postscriptum versehene Neuausgabe. Frankfurt/M. 1974 [Erstauflage: 1962], S. 136)

⁴ So zum Beispiel im *Manifest*: „Die Bourgeoisie kann nicht existieren, ohne die Produktionsinstrumente, also die Produktionsverhältnisse, also sämtliche gesellschaftlichen Verhältnisse fortwährend zu revolutionieren. (...) Alles Ständische und Stehende verdampft, alles Heilige wird entweiht, und die Menschen sind endlich gezwungen, ihre Lebensstellung, ihre gegenseitigen Beziehungen mit nüchternem Auge anzusehen.“ (Karl Marx und Friedrich Engels, *Manifest der Kommunistischen Partei*, in: MEW 4, S. 465)

⁵ Vgl. z.B.: „Die kapitalistische Produktion entwickelt daher nur die Technik und Kombination des gesellschaftlichen Produktionsprozesses, indem sie zugleich die Springquellen alles

Sánchez Vázquez behandelt zwar die Frage nach Marxens Naturbegriff nicht explizit in seinem Werk, doch kommt in seinen Untersuchungen zum Verhältnis von Praxis und Erkenntnis diese skeptische Haltung von Marx ebenso zur Geltung. Beispielsweise wird bei Sánchez Vázquez' Diskussion des Unterschieds zwischen einem pragmatistischen oder empiristischen und Marx' Wahrheitsbegriff, wie er ihn unter anderem in den Feuerbachthesen skizziert, deutlich, daß Marx kein unvermitteltes Verhältnis zur Praxis hat, sondern diese immer erst in der theoretischen Reflexion wirklich erkennbar ist. Oder anders gesagt: Nicht jede Aktivität ist zugleich Praxis, sondern nur die bewußt, reflektiert realisierte. Das enge Verhältnis von Theorie und Praxis ist für Marx selbst schon im Praxisbegriff untrennbar enthalten. Auf diese Sachverhalte weist Adolfo Sánchez Vázquez in seiner *Philosophie der Praxis* eindringlich hin.

Wenn wir Marx' Praxisbegriff radikal in diesem letzten Sinne interpretieren, können wir sogar zu dem Schluß kommen, daß es in den bestehenden gesellschaftlichen Verhältnissen kaum Praxis im strengen Sinne gibt. Diese Aussage verliert ihre auf den ersten Blick aufscheinende Absurdität, wenn bedacht wird, daß Marx einmal davon sprach, daß die bisherige Form der gesellschaftlichen Reproduktion und somit auch Gesamtorganisation hochgradig unreflektiert, chaotisch, gar „anarchisch“⁶ ist und die Menschheit noch nicht wirklich in die Phase der Vernünftigkeit eingetreten ist, also die Vorgeschichte noch nicht hinter sich gelassen hat. Wir gegenwärtigen Menschen sind aber nicht bloß auf einer Stufe der gesellschaftlichen Unbewußtheit, die den sogenannten Primitiven zugehört, sondern der polemische Marx'sche Begriff der Vorgeschichte als Realität des 19. (und aus heutiger Sicht auch des 20.) Jahrhunderts enthält noch etwas ganz anderes.

Die sogenannten Urmenschen waren in ihren reproduktiven Handlungen wesentlich mehr dem strengen Marx'schen Praxisbegriff als Einheit von Aktivität und Verstehen nahe, als wir es heute sind. Sie hatten zwar weniger Möglichkeiten der massiven technischen Naturkontrolle, ihre instrumentelle Vernunft war wesentlich weniger dominant, als sie es heute ist, doch zugleich war ihr Verständnis der eigenen Gesellschafts- und Produktionsverhältnisse weniger fetischisiert als heute. In den viel diskutierten Marx'schen Ausführungen zum Fetischcharakter der Ware (*Das Kapital*, Bd. I, Erstes Kapitel, 4.) wird deut-

Reichtums untergräbt: die Erde und den Arbeiter.“ (Karl Marx, *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie*, Band I, MEW 23, S. 530.) Alfred Schmidt belegt im aktuellen Vorwort zu seiner Schrift über den Marx'schen Naturbegriff an verschiedensten Textpassagen dieses nicht platt euphorische Verhältnis von Marx zur gegenwärtigen menschlichen Praxis, insbesondere in Bezug auf die Naturzerstörung. (Siehe: Alfred Schmidt, *Vorwort zur Neuauflage 1993. Für einen ökologischen Materialismus*, in: ders.: *Der Begriff der Natur in der Lehre von Marx*, 4. überarbeitete und verbesserte Auflage, Hamburg 1993, S. I-XVI.)

⁶ „Während die kapitalistische Produktionsweise in jedem individuellen Geschäft Ökonomie erzwingt, erzeugt ihr anarchisches System der Konkurrenz die maßloseste Verschwendung der gesellschaftlichen Produktionsmittel und Arbeitskräfte, neben einer Unzahl jetzt unentbehrlicher, aber an und für sich überflüssiger Funktionen.“ (Karl Marx, *Das Kapital*, Bd. I, MEW 23, S. 552)

lich, daß keine ökonomische Form so undurchschaubar ist wie die herrschende kapitalistische. Es gibt in keiner historischen Epoche derartig wenig kollektives und individuelles Selbstbewußtsein über den Reproduktionsprozeß und damit auch über die gesamtgesellschaftliche Verfaßtheit wie in der gegenwärtigen.

In diesem Sinne kann Marx so verstanden werden, daß in der bürgerlichen Gesellschaft auf den ersten Blick eine hochgradig organisierte und fortgeschrittene produktive Praxis existiert, bei genauerer Betrachtung sich jedoch das gegenteilige Bild bietet. Die herrschende Gesellschaft ist zwar unermüdlich aktiv und hat Mengen von Produkten produziert, wie es nie zuvor auch nur vorstellbar war, doch ist zu bezweifeln, ob es sich dabei tatsächlich um eine „produktive Praxis“ handelt. Vielmehr ist der kritische Marxsche Praxisbegriff auf diese überschwelenden Aktivitäten nicht anzuwenden, da der Grad ihres Bewußtseins sehr begrenzt ist, es ein bloß technisch-unvermitteltes ist, das kein wirkliches Verständnis der durch die Produktion mitgeschaffenen gesellschaftlichen Verhältnisse erlangt. Diese Bewußtlosigkeit gegenüber der Aktivität und ihrer umfassenden Bedeutung hat zur Folge, daß wir sie nicht als „Praxis“ im Marxschen Sinne, wie sie ausführlich von Adolfo Sánchez Vázquez interpretiert wird, fassen können.

Das wirft nunmehr ein ganz neues Licht auf die Problematik eines vorgeblich zu optimistischen Praxisbegriffs bei Marx und Sánchez Vázquez, wie ihn Bolívar Echeverría zu beobachten meint. Wenn Echeverría von einer „monströsen Praxis“ der heutigen Gesellschaft spricht, so bezieht er sich damit offensichtlich nicht auf die Praxis im dargelegten radikal kritischen Sinne, sondern setzt „Praxis“ und „Aktivität“, die nach Sánchez Vázquez' Marxinterpretation genau zu unterscheiden sind, gleich. Diese Schwierigkeit hängt damit zusammen, daß das Bewußtsein, das genau den Unterschied zwischen „Aktivität“ und „Praxis“ ausmacht, bei Bolívar Echeverría nicht in der kritischen Weise wie bei Marx selbst gefaßt wird. In den Ausführungen zum Marxschen Ideologiebegriff und den Untersuchungen zum davon unterschiedenen Ethosbegriff von Echeverría wurde deutlich, daß dieser seinen Eurozentrismus-kritischen Begriff des historischen Ethos nur um den Preis einer starken Abschwächung des ideologiekritischen Impulses Marxens und des westlichen Marxismus erreicht hat. Dies beinhaltet auch, daß Echeverría keine solche kritische Sicht auf die heutigen Bedingungen der Möglichkeit eines Bewußtseins von den gesellschaftlichen Verhältnissen hat, das über das von der instrumentellen Vernunft erreichbare hinausgeht. Somit kann er mit einer gewissen Notwendigkeit gar nicht zu der Überlegung gelangen, daß eine kritische Interpretation den Marxschen Praxisbegriff gar nicht in der naiv-optimistischen Weise auslegen kann, wie es im dogmatischen Marxismus die Regel war.

Zugleich ist aber festzuhalten, daß die staatsphilosophischen Marx-Interpretationen nicht nur der Methode des Verschweigens bestimmter Marxscher Texte sich bediente, um zu den erwünschten theoretischen Ergebnissen zu

kommen. Die Fixierung auf einen auf technische Neuentdeckungen und ihre industrielle Anwendung reduzierten Fortschrittsbegriff, der immer mehr seiner kritisch-polemischen Komponente entledigt wurde, entsprach zwar dem ökonomischen und politischen Interesse, den kapitalistischen Block zu „überholen ohne einzuholen“, doch gibt es durchaus Passagen im Marxschen Werk, die sich entsprechend und ohne große Gewalt so auslegen lassen. Es ist nicht zu leugnen, daß Marx in diesen Fragen widersprüchlich ist⁷ und immer wieder Aussagen trifft, die sich als progressistische, technikgläubige oder auch eurozentrische lesen lassen. Sie zu überwinden entspricht gewiß dem Grundansatz Marxens, doch kann dies nicht durch ein bloßes Ausblenden dieser gelegentlich selbst bei Marx auftauchenden bürgerlichen Denkrete geschehen, sondern nur durch die kritische Diskussion seiner theoretischen Begrenzungen und insbesondere auch der vieler seiner Nachfolger. Dazu haben die Reflexionen Bolívar Echeverrias, trotz und wegen ihrer dargelegten Begrenzungen, beigetragen. Da diese erwähnten Begrenzungen keine zufälligen sind, sondern der Preis für seinen ohne Zweifel hochrelevanten Versuch, *innerhalb* der marxistische Diskussion einen nicht-eurozentrischen Ansatz zu entwickeln, sind sie selbst nicht nur Hindernis der Erkenntnis, sondern zugleich ihre Bedingung.

Um aber diesen Versuch der innermarxistischen Aufhebung des auch im Marxismus massiv vorhandenen Eurozentrismus wirklich vorantreiben zu können, ohne in eine idealistische Umdeutung Marxens und der Geschichte zu verfallen, bedarf es einer kontinuierlichen Kritik eben dieser genannten Begrenzungen Echeverrias. Dazu aber ist der immer wieder aufs neue erarbeitete Marxsche Praxis- und Ideologiebegriff, also auch Erkenntnisbegriff notwendig, was Adolfo Sánchez Vázquez in Lateinamerika auf eine einzigartige Weise leistet. Der in die Diskussion zur Klärung diverser Schwierigkeiten mehrmals angeführte Alfred Schmidt nimmt, ohne die Schriften der beiden Autoren zuvor gekannt zu haben, eine Art Mittlerrolle ein. Er vertritt ebenso wie Adolfo Sánchez Vázquez eine kritische Interpretation des Marxschen Praxis- und Erkenntnisbegriffs, und zugleich hat er als einer der ersten das Problem der Natur in Marx aufgegriffen und sich somit einer Fragestellung gewidmet, die in den sechziger Jahren in der marxistischen Diskussion noch völliges Neuland war. Auch wenn seine Schrift zum Naturbegriff bei Marx, wie er im jüngsten Vorwort darlegt, die Problematik der Naturzerstörung noch nicht in dem Maße aufgreift, wie es sich heute als erforderlich darstellt, ist doch allein der Umstand, daß er den Begriff der Natur und damit auch den des Gebrauchs-

⁷ Schmidt faßt diese Widersprüchlichkeit Marxens bezüglich des Verhältnisses von Praxis und Natur folgendermaßen: „Das Reich der Naturkräfte hat für Marx etwas von dem renaissancehaften 'poetisch-sinnlichen Glanz', den er in der 'Heiligen Familie' am Materiebegriff des auch schon technikbezogenen Baconischen Materialismus wahrnimmt. Es ist nicht nur ein riesiges, unter allen gesellschaftlichen Daseinsbedingungen der Menschen in allen seinen Erscheinungsweisen vorgegebenes *Material*, sondern zugleich ein *Potential*, dessen extensive und intensive Aktualisierung nach Maßgabe des jeweils erreichten Standes der Produktivkräfte erfolgt.“ (Alfred Schmidt, *Der Begriff der Natur in der Lehre von Marx*, Frankfurt/M. 1974, S. 166)

werts in den Mittelpunkt seiner frühen Schrift stellt, Grund genug, ihn als besonders relevanten Autor in Bezug auf die später von Echeverría als zentral erachtete Frage des Gebrauchswertbegriffs bei Marx zu behandeln.

Zusammenfassend kann zum von Bolívar Echeverría aufgeworfenen Problem des möglicherweise zu optimistischen Praxisbegriffs bei Karl Marx und seinem kritischen Interpreten Sánchez Vázquez festgehalten werden: Echeverrias Vorwurf an Marx und Sánchez Vázquez trifft zu und ist Grundlage einiger seiner wichtigsten Beiträge für eine Weiterentwicklung der kritischen marxistischen Theoriebildung im besonderen und der sozialphilosophischen Entwicklung im allgemeinen, ist also Grundlage seiner Theorie des historischen Ethos als zentrales Element einer materialistischen nicht-eurozentrischen Kulturtheorie. Zugleich ist sein Vorwurf verfehlt und als Konsequenz seiner eigenen größten philosophischen Begrenzung zu verstehen, nämlich der Tendenz, die Ideologieproblematik abzuflachen, um auch im bestehenden Falschen noch etwas Richtiges tun zu können. Hierbei gibt es ein eigenartiges Changeiren zwischen der Beschränkung auf die Beschreibung bestimmter gesellschaftlicher Formen der idealtypisch entworfenen vier Ethen der kapitalistischen Moderne und einer idealistischen Festschreibung derselben jenseits tief genug reichender materialer Untersuchungen.

Zu Sánchez Vázquez und Marx ist zu verzeichnen, daß wir, an Bolívar Echeverría und Alfred Schmidt geschult, durchaus einen bisweilen überschießenden Optimismus in Bezug auf die menschliche Praxis und ihre Transformationskraft bemerken können, was ihre Möglichkeit und Erstrebbarkeit betrifft.⁸ Doch zugleich ist, ausgehend von Sánchez Vázquez und Alfred Schmidt, eine Vertiefung des Marxschen Praxisbegriffs zu betreiben, die durch dessen Radikalität hindurchgeht. Diese Radikalität des Begriffs der Praxis steigert aber nicht den naiven Glauben an sie, sondern wird selbst zur Triebkraft für das Verständnis ihrer eigenen begrifflichen, aber auch realen Begrenzung. Praxis ist nicht schlicht, wie bisweilen Bolívar Echeverría zu verstehen gibt, die Gegenkategorie zur Natur (oder zur Naturalform), sondern ein qualitativer Naturbegriff wird gerade durch Praxis erst möglich.⁹

Abschließend ist zu dieser Kritik Echeverrias bezüglich eines möglicherweise zu unkritischen Praxisbegriffs auf den historischen Kontext einzugehen. Die Theorie von Adolfo Sánchez Vázquez' wie auch die von Alfred Schmidt ent-

⁸ Schmidt bemerkt in diesem Sinne zum Marxschen Urteil über Feuerbach: „Was die Thesen von 1845 als den bloß beschaulichen Charakter des Feuerbachschen Materialismus rügen, war nicht nur Ausdruck theoretisch-politischer Rückständigkeit, sondern enthielt zugleich, was Horkheimer und Adorno den 'Drang des Daseins nach seinem Frieden' genannt haben.“ (Alfred Schmidt, *Der Begriff der Natur in der Lehre von Marx*, a.a.O., S. 211)

⁹ „In der Arbeit – für Marx namentlich in der richtig organisierten – kehrt die Natur den Menschen eine differenziertere, gleichsam 'natürlichere' Seite zu (...). In Gestalt des Arbeitsmaterials tritt ihnen Natur auch als ein qualitativ Bestimmtes entgegen.“ (Alfred Schmidt, *Der Begriff der Natur in der Lehre von Marx*, a.a.O., S. 166.). Zu beachten ist an dieser Stelle, daß Schmidt mit der Formulierung von der „richtig organisierten“ Arbeit ebenfalls die oben erwähnte Einschränkung des Praxisbegriffs bei Marx auf die nicht entfremdete Arbeit macht.

wickelten sich in einem völlig anderen historischen Kontext als die des Begründers des wissenschaftlichen Sozialismus. Zwar schreiben beide ihre zentralen Texte zum Praxisbegriff in den frühen sechziger Jahren, also in der allmählich unruhig werdenden Zeit vor der fast weltweiten Studentenbewegung, die im Jahre 1968 ihren Höhepunkt findet, doch ist dies nicht notwendigerweise der historisch-politische Hauptbezugspunkt ihrer Theorien. Für diese Interpretation spricht auch der Umstand, daß der Beginn der Erarbeitung dieser Theorien in beiden Fällen noch vor den Vorläufern der 68er-Bewegungen anzusetzen ist. Es gibt offensichtlich in beiden Autoren einen historisch-politischen Bezugspunkt, der jede positive Sichtweise auf die zugehörige vorherrschende menschliche Praxis verbietet. So etwas wie den Vormärz für Marx gibt es für sie nicht. Beide Autoren stehen im Einfluß der absolut negativen Erfahrung des Faschismus in Europa. Sánchez Vázquez kämpfte selbst gegen den Franquismus, der das hoffungsvolle Projekt einer linken spanischen Demokratie nach kurzer Zeit zerschneidete, und Alfred Schmidt steht in der unmittelbaren Tradition der Frankfurter Schule, deren Vertreter allesamt ins Exil fliehen mußten, um der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik zu entkommen. In beiden Autoren ist, und dies verbindet sie zudem mit Gramsci, der seine *Philosophie der Praxis* nicht bloß zufällig zum Großteil in faschistischer Haft verfaßte, die unmittelbare Erfahrung und Erinnerung radikal-eingreifender Praxis in erster Linie eine negative. Es ließe sich hier fragen, ob die faschistische, franquistische und nationalsozialistische Aktivität überhaupt als Praxis im strengen Sinne zu fassen ist, da diese ja eine theoretische Reflexion in ihren Begriff miteinschließt, doch implizierte in allen Fällen der Aufstieg dieser destruktivsten Kräfte der spätbürgerlichen Gesellschaft das weitgehende Scheitern einer emanzipatorischen politischen Praxis. Wenn also in den Werken dieser Autoren über lange Seiten hin das Problem des Verhältnisses von objektiven Gegebenheiten und der subjektiven Möglichkeit der Einflußnahme auf sie sowie das Problem der Erkenntnis dieser objektiven Gegebenheiten diskutiert wird, so mag dies möglicherweise dem heutigen, zumal fachphilosophisch nicht geschulten Leser als scholastische Begriffsübung erscheinen. Doch ist eine solche mögliche Auffassung mehr der gegenwärtig zumeist vorherrschenden politischen Apathie und Resignation auf der einen und historischen Amnesie auf der anderen Seite, denn einer innerphilosophischen Erschöpfung geschuldet.

Der Praxisbegriff beider Autoren ist, entgegen allem ersten Anschein, nicht nur einer des – aus der bürgerlichen progressistischen Tradition stammenden – Vertrauens in die gewaltigen Möglichkeiten der menschlichen Fähigkeit zur geplanten Umgestaltung der Welt und deren damit einhergehende Erkenntnis, sondern ist zugleich und im höheren Maße einer, der der konsternierten Empörung über die erfahrene menschliche Praxis entspringt. Die die Praxis begleitende Erkenntnis ist nicht nur eine im Sinne der großen Aufklärer, welche die Welt immer mehr im Lichte der Wahrheit leuchten läßt, sondern eine des Entsetzens. Dies ist vielleicht mit das Genialste an Adolfo Sánchez Vázquez, daß er im mexikanischen Exil, ohne die Kenntnis des Werkes von Walter Benjamin, einen kritischen Geschichtsbegriff entwickeln kann, der in seinem Praxisbegriff eingeschlossen ist.

Die begriffliche Bestimmung von Kultur und Natur

Adolfo Sánchez Vázquez versucht, anhand des Marxschen Praxisbegriffs das Verschwinden des Subjekts in verschiedenen Theorien, zum Beispiel der dogmatischen (stalinistischen) Marxinterpretation, zu überwinden. Er kritisiert dabei Theorien, die gesellschaftlich Gewordenes zu Natürlich-Ewigem, oder wie Marx kritisch-distanziert sagt, „Naturwüchsigem“¹⁰ degradierten. Diese kritisierten Theorien folgen in ihrer falschen Analyse den falschen herrschenden gesellschaftlichen Verhältnissen, in denen ihr eigener Fortbestand zum Ziel der Geschichte gemacht wird, die Mehrheit der Menschen darauf reduziert ist, den Fortbestand dieser Verhältnisse zu garantieren, anstatt daß die gesellschaftlichen Verhältnisse den sozialen Organisationsrahmen für die Subjekte der Geschichte bereitstellen.

Diese „Vernatürlichung“ des Gesellschaftlichen, die die Verhältnisse insofern pervertiert, als daß etwas Abgeleitetes zur unhintergehbaren Ursubstanz erhoben wird, hat aber nicht eine wirkliche Annäherung an die Natur zum Inhalt. In den Worten der Marxschen Kritik der politischen Ökonomie ausgedrückt: Das „Vergessen“ des gesellschaftlichen Charakters der Produktion im herrschenden Bewußtsein der bürgerlichen Gesellschaft, also das falsche Verstehen des Werts als eine naturgegebenen Größe, ist ausschließlich eine negative Art des Bezugs auf „Natur“. Sie wird bloß als Platzhalter gesetzt für die ausbleibende wirkliche Analyse der gesellschaftlichen Verhältnisse. Die daraus resultierende Fixierung auf die Gebrauchswertseite ist rein instrumentell ohne ein reales Interesse an ihrem Verständnis.

Wenn wir also vorher festgehalten haben, daß das notwendig falsche Bewußtsein gegründet ist auf ein vereinseitigendes Verständnis des Doppelcharakters der Warenproduktion als eine zugleich gesellschaftliche und private, das heißt eine zugleich von Werten und von Gebrauchswerten und dabei bloß die private, die Gebrauchswerte produzierende Seite des Warenproduktionsprozesses gesehen wird, so muß dies an dieser Stelle nun präzisiert werden. Die bürgerliche Fixierung auf die private Seite der Produktion, das heißt zugleich die Naturalisierung der historisch entwickelten kapitalistischen Form der Reproduktion, impliziert *nicht* notwendigerweise ein wirkliches Interesse am Verständnis des Einzelnen, Privaten, der Gebrauchswertseite oder der Seite der Naturalform der Ware. Es ist insofern ein bloß negativer Bezug auf diese Instanzen, als damit die Notwendigkeit der wissenschaftlichen (das heißt kritischen) Analyse der gesellschaftlichen Seite der Produktion scheinbar entfällt. Diese Negation ist aber nur eine abstrakte und keine bestimmte.

Dies genau ist es, was bürgerliche Theorien zur „Privatseite“ der Produktion von denen Bolívar Echeverría unterscheidet. Er versucht, die materielle Analyse der Privatseite, der Gebrauchswertseite, der Naturalform der Produktion voranzutreiben. Aus diesem Grunde ist seine Theorie der historischen

¹⁰ Siehe z.B.: Karl Marx, *Das Kapital*, Bd. I, MEW 23, S. 87.

Ethen der kapitalistischen Moderne bloß auf den ersten Blick grundverschieden von den Untersuchungen Sánchez Vázquez' zum Praxisbegriff. In beiden Fällen geht es um einen Versuch der Überwindung der Unfähigkeit der bürgerlichen Gesellschaft, sich selbst zu begreifen. Zudem gehen beide davon aus, daß ihre Theorie auch innerhalb der marxistischen Diskussion sich kritisch verhalten muß. Dies ist aber keinem besserwisserischen Sektierertum oder einem unreflektierten Festklammern an einer bestimmten liebgewordenen theoretischen Strömung geschuldet, sondern vielmehr der Einsicht, daß auch die Tradition der marxistischen Theoriebildung von der erwähnten Unfähigkeit der bürgerlichen Gesellschaft, sich selbst zu begreifen, affiziert ist.

Während Sánchez Vázquez also mit seinem Praxisbegriff versucht, das Programm philosophisch mit Inhalt zu füllen, das Alfred Schmidt mit den Worten beschreibt: „Marxistische Erkenntnis zielt darauf ab, die in ausgemachten Fakten erstarrte Geschichte wieder freizusetzen“¹¹, so geht es Echeverría darum, zur Analyse dessen beizutragen, was er im Marxschen Sinne als mit der »Naturalform der Ware« Verbundenes begreift. Dies sind Faktoren, die in gewissem Sinne der Geschichte vorgeordnet sind, ohne ihr völlig fremd zu sein. Es sind Elemente des natürlichen und menschlichen Seins, die tiefer liegen als die unmittelbaren gesellschaftlichen Verhältnisse, die durch einen revolutionären Prozeß *vergleichsweise* schnell und leicht geändert werden können. Es handelt sich um jene Bestandteile der gesellschaftlichen und in gewisser Hinsicht auch der natürlichen Wirklichkeit, die aufgrund ihrer Beharrlichkeit und Trägheit bisweilen als unveränderlich erscheinen und es, soweit sie unmittelbar Naturgesetzen unterliegen, auch sein mögen. Allerdings ist anzumerken, daß die Naturgesetzlichkeit jenseits der (jeweiligen) gesellschaftlichen Wirklichkeit nicht faßbar ist, sie existiert als unvermittelte also nur auf dem jeweiligen historischen Standpunkt.

Das komplizierte und erhebliche erkenntnistheoretische Probleme aufwerfende Verhältnis von Natur und Gesellschaft, von Materie und Subjektivität, das Alfred Schmidt eingehend und für die kritische Marxismusdiskussion beispielhaft untersucht, findet auf eigene Weise ein Pendant im komplexen Verhältnis von unmittelbar gesellschaftlich bestimmten Verhältnissen und intersubjektiven Strukturen, die sich in wesentlich längeren Zeiträumen entwickeln und verändern: Sprache, Traditionen, kulturelle Äußerungsformen im weitesten Sinne. Echeverría's Ansatz ist aber keineswegs als Versuch zu verstehen, die *Philosophie der Praxis* von Adolfo Sánchez Vázquez und vergleichbare Ansätze in Europa über Bord zu werfen, sondern vielmehr kann seine Theorie als Versuch der Radikalisierung der Praxisphilosophie verstanden werden. Es sollen im etymologischen Sinne des Wortes radikal die Wurzeln der bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse begrifflich erreicht werden.

Es geht Echeverría also nicht um eine bürgerliche Verwässerung der Marxschen Theorie, wie ihm bisweilen vorgeworfen wurde, sondern – im Gegenteil

¹¹ Alfred Schmidt, *Praxis*, a.a.O., S. 1120.

– darum, den oberflächlich-naturalisierenden und kulturalisierenden Interpretationen der bürgerlichen Gesellschaft und der kapitalistischen Produktionsverhältnisse den Wind aus den Segeln zu nehmen. Die natürlichen und kulturellen Tiefenschichten, die zweifelsohne in jeder Gesellschaft existieren, sich ihren unmittelbaren Veränderungsversuchen oft bremsend entgegenstellen und daher in konservativen Theorien gern gefeiert werden, sind von solchen Autoren aber oft genug ebenso wenig ernsthaft untersucht worden, wie die unmittelbaren gesellschaftlichen Verhältnisse sowie die sie begründende menschliche Praxis. Die terminologische Besetzung des gesellschaftlichen und durch Praxis direkt geschaffenen Bereichs durch kulturalisierende und naturalisierende Tendenzen hat die wirkliche Analyse des Verhältnisses Natur – Gesellschaft und Kultur – Gesellschaft ins begriffliche Aus gedrängt.

Die Absicht Echeverría's, diese beiden Verhältnisse in den Mittelpunkt der Analyse zu stellen, ist als weiterer Schritt dessen zu verstehen, was bereits Marx' theoretisches Projekt war: die schrittweise Entmystifizierung der bürgerlichen Vorstellungen über das eigene Dasein. Während Sánchez Vázquez die Entmystifizierung der Verschiebung des durch die menschliche Praxis, das heißt durch die bewußte menschliche Aktivität, Geschaffenen zu „Natürlichem“ oder „Ewig-Unabänderlichem“ zum Ziele hat, geht es Echeverría darum, die in dieser Mystifizierung ebenfalls enthaltene wirkliche Ausblendung dessen, was real „Natur“ oder „Kultur“ ist, zu überwinden. „Natur“, „Kultur“ etc., die bloß stellvertretend eingesetzt wurden für Aspekte der gesellschaftlichen Verhältnisse, die der bürgerlichen Theoriebildung aufgrund ihrer ideologischen und historischen Beschränkungen nicht begrifflich zugänglich sind, sollen nunmehr als Wirklichkeitsmomente, die jenseits der ideologischen Verwendung dieser Termini existieren, untersucht werden.

Daß dieses Herabsteigen zu tiefliegenden Schichten nicht ganz ohne den Verlust der vorigen Erkenntnisse vonstatten gehen kann, ist insofern klar, als daß die betriebene Naturalisierung und Kulturalisierung der gesellschaftlichen Verhältnisse das terminologische Terrain derart durch ideologisierende Konzepte besetzt hält, daß es fast unmöglich ist, es unbeschadet zu betreten. So wie Alfred Schmidt zu Recht immer wieder betont, daß die Philosophie der Praxis, die idealistische Bewußtseinsphilosophie notwendigerweise zu Hilfe nehmen muß, um gegen den mechanischen Materialismus und dogmatischen Marxismus begrifflich bestehen zu können, so verhält es sich ganz ähnlich bei Echeverría: Sein Versuch, das tendenzielle Ausblenden der Naturalform der gesellschaftlichen Reproduktion, der kulturellen Grundlagen jeder materiellen Reproduktion und gesellschaftlichen Organisation in der Mehrzahl der marxistischen Theorien zu überwinden, kann ohne einen Rückgriff auf bestimmte idealistische Termini und Erkenntnisse nicht gegen diese konzeptuelle Übermacht bestehen.

Zugleich ist hier aber auch Alfred Schmidts Einwand zu einer überzogenen Praxis- oder Subjekt-Betonung zu berücksichtigen. Schmidt verweist darauf, daß, ungeachtet der Bedeutung der menschlichen Subjektivität und Praxis, die

äußere Objektivität, Natur und Materie nicht vollends unter die menschliche Fähigkeit zur Weltveränderung subsumierbar ist.¹² Auf Marx und Hegel rekurrierend betont er die Bedeutung der „List des Menschen“,¹³ welche in der Praxis aufgebracht werden muß, um, die Gesetzmäßigkeit der Materie respektierend, diese nach ihren Notwendigkeiten und Zielen zu verändern.¹⁴ Zu diesem dialektischen Verhältnis zwischen Gesellschaft, weltverändernder Praxis auf der einen und äußerer Natur, Materie auf der anderen Seite ist die Entsprechung zu suchen im Verhältnis von Kultur, Traditionen, Sprache etc. auf der einen und Gesellschaft, menschlicher Praxis auf der anderen Seite. Diese Entsprechung ist offensichtlich wiederum als doppelte zu entwickeln:

Zum einen ist das Verhältnis (kulturelle) Tradition – (revolutionäre) Praxis in der Richtung begrenzt, daß die Praxis nicht beliebig mit diesen Traditionen brechen kann, sich auch hier „listig“ verhalten muß. Ein Beispiel dafür sind die Sprachen, die ohne Zweifel innerhalb repressiver und ausbeuterischer Verhältnisse entstanden sind und somit strukturell ideologische, erkenntnisverstellende Elemente enthalten. Zugleich bleibt der revolutionären Praxis nichts anderes übrig, als von diesen Sprachen auszugehen, um die gesellschaftlichen Verhältnisse und auch diese Sprachen selbst transformieren zu können.

Zum anderen ist auch die entgegengesetzte Richtung des Abhängigkeitsverhältnisses (zwischen kultureller/naturaler Determination des Gesellschaftlichen und dessen praktischer Transformation) zu berücksichtigen. Offensichtlich ist die Tradition, mehr noch als die Materie, niemals völlig unberührt von der gesellschaftlichen Praxis der Menschen. Ein Rückgriff auf Sánchez Vázquez' Praxisbegriff und Alfred Schmidts Überlegungen zum Naturbegriff könnten das notwendige kritische Reflektieren auf dieses doppelte Abhängigkeitsverhältnis gemeinsam mit Bolívar Echeverría zur Schärfe bringen, die notwendig ist, um die bestehenden Gesellschaften und die Möglichkeit ihrer Transformation in Hinblick auf eine nicht selbstzerstörerische, das heißt letztlich freie Gesellschaft auf das notwendige begriffliche Niveau zu bringen.

¹² „Sowenig sich Natur in die Momente eines metaphysisch gefäbten 'Geistes' auflösen läßt, so wenig geht sie auf in den historischen Weisen ihrer praktischen Aneignung. Dieser neuhegelianisch-'aktualistischen' Ansicht verfällt Lukács in seiner im übrigen für die Geschichte der Marxinterpretation bedeutsamen Schrift ‚Geschichte und Klassenbewußtsein.‘“ (Alfred Schmidt, *Der Begriff der Natur in der Lehre von Marx*, a.a.O., S. 66.)

¹³ Ebd., S. 104.

¹⁴ „Daß der menschliche Erkenntnisapparat wie die Gegenstände, auf die er sich richtet, spezifisch geschichtlich geprägt sind, bedeutet keinen blanken 'Historismus'. Zwar läßt sich an der Menschen- und Sachwelt realiter nicht trennen, was an ihr naturgegeben und was gesellschaftliche Zutat ist. Gleichwohl wird dadurch die 'Priorität der äußeren Natur' nicht angefochten. Die marxistische Praxislehre rechnet mit einer in geschichtliche Subjektivität unauflösbaren Eigenstruktur der Materie, die schon vor aller (im relativistischen Sinn) 'subjektiven' Interpretation eine *allgemeine*, kollektiver Praxis entstammende *Form* erlangt hat.“ (Alfred Schmidt, *Praxis*, a.a.O., S. 1121. Schmidt zitiert den Terminus ‚Priorität der äußeren Natur‘ nach: Karl Marx, Friedrich Engels, *Die Deutsche Ideologie*, in: MEW. 3, S. 44. Zudem verweist er auf: Herbert Marcuse, *Der eindimensionale Mensch*, Übers. Alfred Schmidt, Neuwied-Berlin 1967, S. 229-231.)

Diese Transformation, scheint es, ist heute nicht mehr möglich. Sie ist aber offensichtlich – und die neuesten kriegerischen Auseinandersetzungen belegen es in unwiderrufbarer Weise – eine gebieterische Notwendigkeit, wenn die selbstzerstörerische Tendenz der bestehenden gesellschaftlichen Formation nicht sich und ihren blinden Operatoren überlassen bleiben soll.

Bibliographie

Auswahlbibliographie Adolfo Sánchez Vázquez'

Bücher

- Las ideas estéticas de Marx. Ensayos de estética marxista, México, D.F.: Eds. ERA, 1965, 293 S., 14. Wiederauflage 1989, Nachdruck: La Habana: Instituto Cubano del Libro, 1966 und 1973.
- Filosofía de la praxis, México, D.F.: Grijalbo, 1967, 383 S., Zweite, überarbeitete und erweiterte Auflage, México, D.F.: Grijalbo, 1980, 464 S. und Barcelona: Crítica, 1980, 426 S.; 5. Auflage.
- Ética, México, D.F.: Grijalbo, 1969, 51. Auflage 1992, 240 S., Nachdruck: Barcelona 1978 Crítica, 285 S., 4. Auflage 1984.
- Rousseau en México. La filosofía de Rousseau y la ideología de la Independencia, México, D.F.: Grijalbo, 1969, 157 S.
- Estética y marxismo (als Hrsg.), 2 Bde., Bd. 1: Comunismo y arte. Bd. 2: Estética comunista, México, D.F.: Eds. ERA, 1970, 431 S. und 525 S.; 5. Aufl. 1983.
- Textos de estética y teoría del arte. Antología. (als Hrsg.), México, D.F.: UNAM, Colegio de ciencias y humanidades. Dirección general de publicaciones, 1972, 5. Nachdruck 1996, 492 S.
- La pintura como lenguaje, Monterrey (Mexiko): Universidad Autónoma de Nuevo León, Facultad de Filosofía y Letras, 1974, 2. Aufl. 1976, 42 S.
- Del socialismo científico al socialismo utópico, México, D.F.: Eds. ERA, 1975, 78 S. 2. Auflage 1981.
- Ciencia y revolución. El marxismo de Althusser, Madrid: Alianza Editorial, 1978, 210 S., Neue Ausgabe, erweitert durch Interview von Bernardo Lima mit A.S.V. und Briefwechsel mit Etienne Balibar, México, D.F.: Grijalbo, 1983, 220 S.
- Sobre arte y revolución, México, D.F.: Grijalbo, 1979, 75 S.
- Filosofía y economía en el joven Marx. Los Manuscritos de 1844, México, D.F.: Grijalbo, 1982, 287 S.
- Ensayos marxistas sobre filosofía e ideología, Barcelona: Océano, 1983, 207 S.
- Sobre filosofía y marxismo, Puebla (Mexiko): Eds. de la Universidad Autónoma de Puebla, 1983, 111 S.
- Ensayos sobre arte y marxismo, México, D.F.: Grijalbo, 1984, 218 S. (Reihe Enlace)
- Ensayos marxistas sobre historia y política, México, D.F.: Océano, 1985, 207 S.
- Escritos de política y filosofía, Madrid: Ayuso und Fundación de Investigaciones Marxistas, 1987, 263 S.
- Del Exilio en México. Recuerdo y reflexiones, México, D.F.: Grijalbo, 1991, 105 S.
- Invitación a la estética, México, D.F.: Grijalbo, 1992, 272 S.
- Cuestiones estéticas y artísticas contemporáneas, México, D.F.: Fondo de Cultura Económica, 1996, 292 S.
- Filosofía y circunstancias, Barcelona: Anthropos und UNAM, Facultad de Filosofía y Letras, 1997, 426 S.

Filosofía, Praxis y Socialismo, Buenos Aires: Tesis 11, 1998.

Entre la realidad y la utopía. Ensayos sobre política, moral y socialismo, México, D.F.: Fondo de Cultura Económica, 1999, 329 S.

De Marx al marxismo en América Latina, México, D.F.: Ed. Itaca, 1999, 263 S.

Auf englisch erschienene Texte

- Art and society. Essays in Marxist Aesthetics, Übers. Maro Riofrancos, New York: Monthly Review Press, 1974 und London: Merlin Press, 1974, 287 S.
- Vicissitudes of the Aesthetic Ideas of Marx, Übers. Maro Riofrancos, in: Monthly Review. An independent socialist magazine, New York, Feb. 1974, Jg. 25, Nr. 9, S. 37-49.
- Lunacharsky: The Paradoxes of Art and Revolution, in: Praxis. A journal of radical perspectives on the arts, Goleta, California, 1976, Nr. 2.
- The philosophy of Praxis [Übers. der 1. Aufl.], Übers. Mike Gonzales, Atlantic Highlands, N.J.: Humanities Press, 1977 und London: Merlin Press, 1977, 387 S.
- Are the Theses of Classical Marxism on Just War and Violence Valid Today?, in: John Sommerville (Hrsg.), Soviet Marxism and Nuclear War. An International Debate, Westport, Connecticut: Greenwood Press, 1981, S. 91-95.
- Philosophy, and Society, Übers. Priscilla Cohn, in: Priscilla Cohn (Hrsg.), Transparencies. Philosophical Essays in Honor of J. Ferrater Mora, Atlantic Highlands, N.J.: Humanities Press, 1981, S. 139-157.
- Marxism as Humanism. Controversy with 'Theoretical Antihumanism', Übers. Miroslava Jankovic', in: Socialism in the World. International journal of Marxist and socialist thoughts, Beograd, 1983, 7. Jg., Nr. 35, S. 72-82.
- Rationality and Emancipation in Marx, Übers. Mirjana Đukic', in: Socialism in the World. International journal of Marxist and socialist thoughts, Beograd 1984, Jg. 8, Nr. 40, S. 127-138.
- The idea of Socialism re-examined in: Socialism on the threshold of the 21st century, London: Verso, 1985, S. 266-282.
- Marxism in Latin America, Übers. Jorge J. E. Garcia, in: The Philosophical Forum, Boston, Mass., Herbst-Winter 1988-89, Vol. 20, Nr. 1-2, S. 114-128.
- The Question of Power in Marx, in: Synthesis philosophica. Croatian Philosophical Society and the Union of Philosophical Societies of Yugoslavia, Filozofski Fakultet, Zagreb 1991, Nr. 1, S. 189-204.

Auf französische erschienene Texte

- Socialisation de la création ou mort de l'art, Übers. Simone Degrais, in: L'homme et la société. Revue internationale de recherches et synthèses sociologiques, Paris, Okt.-Dez. 1972, Nr. 26, S. 69-81.
- La philosophie de la praxis comme nouvelle pratique de la philosophie, Übers. K. Nair, in: L'homme et la société. Revue internationale de recherches et synthèses sociologiques, Paris, Jan.-Juni 1977, Nr. 43-44, S. 141-149.
- Le marxisme et la question nationale en Amérique Latine in: Socialism in the World, Beograd 1988, Nr. 65.
- Socialisme et marché, in: Actuel Marx, Paris, Okt. 1997, Nr. 22.

Auf deutsch erschienene Texte

- Hauptmotive der Ästhetik Diego Riveras, in: Olav Münzberg und Michael Nungesser (Hrsg.), Diego Rivera 1886-1957. Retrospektive, Berlin (West): Dietrich Reimer Verlag, 1987, S. 194-208.
- Überprüfung der sozialistischen Idee angesichts ihrer Kritiker, Übers. Wolfgang Gabbert, in: Miloš Nikolic (Hrsg.), Der Sozialismus an der Schwelle zum 21. Jahrhundert, Bd. 2, Berlin (West): Argument-Verlag, 1985, S. 111-115.

Demokratie, Revolution und Sozialismus, Übers. Stefan Gandler, in: Diskus. Frankfurter StudentInnenzeitung, Frankfurt am Main, Juli 1990, Jg. 39, Nr. 3, S. 43-49.

Wir werden dafür bezahlen müssen. Mexikanische Intellektuelle diskutieren über Sozialismus und Kommunismus (Diskussion mit: Rolando Cordera, Djuka Julios, Eduardo Montes, Luis Salazar C., und Adolfo Sánchez Vázquez.), Übers. Michael Werz, in: Diskus. Frankfurter StudentInnenzeitung, Frankfurt am Main, Mai 1990, Jg. 39, Nr. 2, S. 21-26.

Die Utopie des Don Quijote, Übers. Nana Badenberg, in: Das Argument. Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften, Hamburg, Jan.-Feb. 1994, Jg. 36, Nr. 203, Heft 1, S. 79-84.

Auswahlbibliographie Bolívar Echeverría

Bücher

El discurso crítico de Marx, México, D.F.: Eds. ERA, 1986, 222 S. (Reihe: El hombre y su tiempo.)

Conversaciones sobre lo barroco (gemeinsam mit Horst Kurnitzky), México, D.F.: Universidad Nacional Autónoma de México (UNAM), 1993, 87 S.

Circulación capitalista y reproducción de la riqueza social, Quito: Eds. Unidos, 1994.

Modernidad, mestizaje cultural, ethos barroco (als Hrsg.), México, D.F.: UNAM und El Equilibrista, 1994, 393 S.

Las ilusiones de la modernidad, México, D.F.: UNAM und El Equilibrista, 1995, 200 S.

Valor de uso y utopía. México, D.F.: Siglo XXI eds., 1998, 197 S.

La modernidad de lo barroco, México, D.F.: Era, 1998, 231 S.

La contradicción en „El Capital“ de Marx, México, D.F.: Itaca, 1998, 52 S.

Auf deutsch erschienene Texte

Postmoderne und Zynismus. Revolution, Nation und Demokratie – die drei Mythen der Moderne, Übers. Stefan Gandler, in: Die Beute. Politik und Verbrechen, Berlin, Herbst 1996, Jg. 3, Nr. 11, S. 80-94.

Stichwort: Feuerbachthesen, in: Wolfgang Fritz Haug (Hrsg.), Historisch-Kritisches Wörterbuch des Marxismus, Bd. 4, Hamburg: Argument-Verlag, 1999.

Deutschsprachige Sekundärliteratur zu A. Sánchez Vázquez und B. Echeverría

Wolfgang Fritz Haug, Orientierungsversuche materialistischer Philosophie. Ein fragmentarischer Literaturbericht, in: Das Argument, Berlin (West), Juli-Aug. 1981, Nr. 128, S. 516-532.

Stefan Gandler, Peripherer Marxismus. Kritische Theorie in Mexiko, Hamburg: Argument-Verlag, 1999, 459 S.

Helmut Peters

Zum 80. Jahrestag der Gründung der KP Chinas

Historisch-theoretische Auseinandersetzungen um die Sozialismus-Rezeption in der KP Chinas

Die Kommunistische Partei Chinas wurde im Juli 1921 gegründet. Die 80. Wiederkehr dieses Jahrestages fiel in eine Zeit intensiver Reflexion der Entwicklungen vor allem seit der Gründung der Volksrepublik China im Jahre 1949. Die KP Chinas begann Ende der 70er Jahre, ihre neue Sozialismus-Konzeption aus den konkreten Gegebenheiten ihres Landes heraus zu entwickeln. Sie korrigierte damit ihr ultralinkes Herangehen an die Dialektik von Praxis und Theorie in den vorangegangenen Jahrzehnten. Diese grundlegende Veränderung widerspiegelt sich vor allem in ihrer Wirtschaftspolitik. Andere Bereiche wie die jüngste Geschichte der Partei bleiben davon bislang ausgenommen. In der Darstellung historischer Ereignisse und der Wertung führender Persönlichkeiten dominiert weiterhin nicht selten ein politischer Pragmatismus¹, der die sachlich-reale Wertung in den Hintergrund drängt. Die aktuelle Entwicklung des Landes erfordert heute, vor allem jene Erfahrungen wahrhaft aufzuarbeiten, die die Sozialismus-Rezeption und ihre Umsetzung unter den konkreten Bedingungen des Landes betreffen. Diese Thematik scheint den Inhalt wissenschaftlicher Beiträge in China seit einiger Zeit zunehmend zu bestimmen.

Neue Demokratie – eine Übergangsgesellschaft?²

Die Thematik der Neuen Demokratie ist seit langem in der Diskussion. Nach wie vor beschränken sich die Untersuchungen jedoch auf die Frage, weshalb diese Entwicklungsetappe entgegen der ursprünglichen Auffassung der KPCh

¹ So wies Deng Xiaoping z.B. in den Beratungen über den Beschlussentwurf „Über einige historische Fragen der Partei seit 1949“ im Oktober 1980 an, bei der Darlegung der Fehler Mao Zedongs „nicht des Guten zu viel zu tun“, weil das die Partei und den Staat „anschwärzen“ würde. Siehe: Ausgewählte Schriften (nachstehend: AS) Deng Xiaopings (1975-1982), Beijing 1983, S. 266, chines.

² Die Neue Demokratie als Theorie war Anfang der 40er Jahre von Mao Zedong in Anlehnung an Auffassungen Sun Zhongshans (Sun Yat-sens) aus dem Jahre 1924 begründet und auf dem VII. Parteitag der KPCh 1945 als Minimalprogramm der Partei beschlossen worden. Nach dieser Theorie gliedert sich der Prozess der chinesischen Revolution in zwei Phasen: eine erste Phase, die neudemokratische, und eine folgende zweite, die sozialistische Phase. Die Neue Demokratie sollte auf der Einheitsfront aller „demokratischen Klassen,“ (Arbeiter, Bauern, Intellektuelle, städtische Kleinbourgeoisie) unter Führung der KPCh beruhen. Ökonomisch war vorgesehen, dass der Staat die entscheidenden Teile von Industrie und Handel selbst betreibt, einheimischer Kapitalismus sich in den anderen Bereichen entwickelt, jedoch ausländischer Kapitalismus, nationale Monopolbourgeoisie und übermäßig große kapitalistische Unternehmen nicht erlaubt sind, und „der Boden dem gehört, der ihn bebaut“. In: Ausgewählte Werke (nachstehend: AW) Mao Zedongs, Bd. III, Beijing 1952, S. 1079-1081, chines.

bereits Ende 1952 abgebrochen und der Übergang zum Sozialismus übereilt eingeleitet worden war.

In einer neueren Veröffentlichung wird die Meinung vertreten, dass Mao Zedong mit dieser Theorie zwar „eine Reihe wichtiger Probleme der demokratischen Revolution Chinas“ geklärt, eine solch entscheidende Frage wie die ökonomische Aufgabe dieser Etappe jedoch unbeachtet gelassen hätte. Sowjetischer Einfluss hätte bewirkt, dass er sich von den politischen Faktoren leiten ließ, auf das Entwicklungsniveau und den Modernisierungsgrad der gesellschaftlichen Produktivkräfte hingegen keinen großen Wert legte. „Diese Negierung der ökonomischen Grundlage führte dann in der Neuen Demokratie dazu, dass sie als eine kurze Übergangsetappe angesehen wurde.“³

Diese Feststellung trifft zwar auf die ersten Arbeiten Maos über die Neue Demokratie zu, doch seine späteren Äußerungen besagen das Gegenteil. So äußerte er auf der 2. Tagung des ZK der KPCh am Vorabend des Sieges der neudemokratischen Revolution 1949: Im neuen China würden noch lange Zeit fünf Wirtschaftsformen bestehen bleiben, darunter auch der privatkapitalistische und der staatskapitalistische Sektor. In der Auseinandersetzung mit dem Imperialismus gehe es um die schnelle Wiederherstellung der Wirtschaft und die allmähliche Umwandlung Chinas aus einem Agrar- in ein Industrieland.⁴ Und eine Lektorengruppe damals führender Gesellschaftswissenschaftler schrieb Mitte 1951 im theoretischen Organ der Partei über die neudemokratische Gesellschaft: „Die Tatsache jedoch, dass diese Gesellschaft aus einer verarmten und rückständigen halbkolonialen und halbfeudalen Gesellschaft hervorgegangen ist, erlaubt es hinsichtlich ihrer materiellen Grundlage nicht, sofort das sozialistische System einzuführen. Erst nach einer bestimmten Zeit des neudemokratischen Aufbaus werden wir die Bedingungen für den Übergang zum Sozialismus geschaffen haben.“⁵

Der Abbruch der neudemokratischen Entwicklung 1952/53 hat andere Ursachen. So wurden offensichtlich die historischen Aufgaben unterschätzt, die für die Überwindung der spätmittelalterlichen, feudalen Gesellschaftsverhältnisse zu lösen waren. Das korrespondierte mit einer Überbewertung des Entwicklungsniveaus des Kapitalismus im Lande. Vor 1949 hätten der ausländische Kapitalismus „die Naturalwirtschaft (ökonomische Grundlage des Feudalismus) bereits zerstört“ und China sich „zu einer halbfeudalen (d.h. halbkapitalistischen) Gesellschaft“ entwickelt.⁶ Mit dem politischen Sturz der Herr-

³ Zhang Jingru/Zhu Zhimin, Dialog über den Sozialismus im 20. Jahrhundert und China. 17. Folge „Heiße Themen und kühles Nachdenken“, in: Die gegenwärtige Welt und der Sozialismus, Jg. 2001, H. 1, S. 13, chines.

⁴ Zitiert nach: Chen Mingxian u.a., Studien zu 40 Jahren neues China, Beijing 1989, S. 95-96, chines.

⁵ Hu Sheng, Yu Guangyuan und Wang Huide, Kurs über gesellschaftswissenschaftliches Grundwissen, 7. Folge, in: Xuexi, vol. 4, Heft 6-7, S. 63.

⁶ Ebd., S. 62.

schaft der Feudalherren und der Veränderung der Bodeneigentumsverhältnisse auf dem Lande durch die Bodenreform schien der Einfluss der spätmittelalterlichen Feudalgesellschaft ausgerottet, die „bürgerlich-demokratische Revolution“ gewissermaßen „im Vorübergehen“ (Lenin) vollendet zu sein. Das war jedoch ein Irrtum, wie die spätere Entwicklung allzu deutlich machen sollte.⁷ Bezeichnend war auch, dass die 2. Tagung des ZK 1949 noch die Formulierung Übergang „von der neudemokratischen Gesellschaft zur sozialistischen Gesellschaft“ sanktioniert hatte, diese Einschätzung durch Mao im September 1955 jedoch in Übergang „vom Kapitalismus zum Sozialismus“ revidiert wurde.⁸ Zugleich wurde der Beginn der sozialistischen Revolution auf das Jahr 1949 vordatiert.

Die Charakterisierung der neudemokratischen Etappe durch Mao Zedong war auch keineswegs so eindeutig, wie es in der Literatur allgemein dargestellt wird. In seinen ersten Arbeiten über die Neue Demokratie bezeichnete er diese Gesellschaft als eine „Übergangsetappe“, als eine sozialökonomische Formation mit sozialistischen und kapitalistischen Elementen. Befördert wurde diese Interpretation auch durch die in der damaligen KPCh ebenfalls verbreiteten Behauptung, dass „der Weltkapitalismus seinem Untergang und der Kommunismus in der ganzen Welt seinem Sieg entgegengehen“.⁹ Unter dem Aspekt der „Übergangsetappe“ war diese Theorie für den abrupten Abbruch bzw. die Neuinterpretation durchaus vorbereitet.

Die andere Ursache für den übereilten Übergang zum Sozialismus kann darin gesehen werden, dass sich bei Mao und der KPCh unter dem Eindruck der unmittelbaren Konfrontation mit dem US-Imperialismus in Korea und in der Taiwanfrage die Auffassung verstärkte, dass der Übergang zum Sozialismus den Weg für die schnellstmögliche Industrialisierung und Entwicklung der Landesverteidigung öffnen würde. Dafür bot sich das sowjetische Modell an; denn die Sowjetunion war in wenigen Jahrzehnten zu einer Weltmacht aufgestiegen und als einzige bereit, die VR China in ihrer Entwicklung wirksam zu unterstützen.

Kontroverse Diskussion über die 50er Jahre und die Sozialismus-Position Mao Zedongs

Das sowjetische Sozialismus-Modell galt damals aus verschiedenen Gründen schlechthin als *das* Modell für den Aufbau des Sozialismus. Es wurde von Mao Zedong und der KP Chinas bewusst übernommen und auf China übertragen. Das betraf vor allem zwei seiner Grundelemente – die hochzentralisierte

⁷ Die KPCh sah sich z.B. noch 1987 auf ihrem 13. Parteitag zu der Einschätzung veranlasst, dass Natural- und Halbnaturalwirtschaft in weiten Teilen des Landes nach wie vor existierten.

⁸ AW Mao Zedongs, Bd. V, Beijing 1978, S. 263.

⁹ Wang Dehui, Leitfaden für das Selbststudium der Probleme der chinesischen Revolution. Teil I: Grundlegende Theorie der chinesischen Revolution, 1. Historische Epoche, in der sich die chinesische Revolution der gegenwärtigen Etappe befindet. In: Xuexi, vol. 4, H. 2, S. 17.

staatliche Planung und Leitung der Volkswirtschaft („Planwirtschaft“) und das einheitliche Gemeineigentum an Produktionsmitteln.

Bei der Erarbeitung des 1. Fünfjahrplans kam die chinesische Führung 1952 zu der Auffassung, dass planmäßiger Wirtschaftsaufbau die sozialistische Umgestaltung des Eigentums an Produktionsmitteln bedingen, ja voraussetzen würde. Die von Mao Zedong dann vorgeschlagene Generallinie für die Übergangsperiode zum Sozialismus sah (in Anlehnung an das sowjetische Beispiel) eigentlich vor, innerhalb von 15 Jahren die Industrialisierung und die sozialistische Umgestaltung der Landwirtschaft, des Handwerks und des kapitalistischen Sektors in Industrie und Handel zu verwirklichen. Wenig später ließ er jedoch keinen Zweifel daran, dass für ihn die sozialistische Umgestaltung der Eigentumsverhältnisse die eigentliche Priorität besaß und die Übergangsperiode mit dem Abschluss dieser Umgestaltung beendet sein würde.¹⁰ Diese seine Grundposition betonte er danach noch einmal in einem Gespräch über die Schaffung von Genossenschaften: „Man kann sagen, dass die Generallinie dazu da ist, das Eigentumsproblem zu lösen.“¹¹ Unter dem sich verstärkenden Druck Maos wurde dann die sozialistische Umgestaltung des Eigentums an Produktionsmitteln entgegen der Festlegung in der Generallinie und im Widerspruch zu den historisch rückständigen Produktivkräften bereits 1956 (nach drei Jahren!) grundlegend abgeschlossen. Dennoch gilt auch heute noch die Einschätzung des ZK der KPCh von 1981, dass die Partei damit „einen den Besonderheiten Chinas entsprechenden Weg der sozialistischen Umgestaltung eingeschlagen“ hätte.¹²

Auch in der chinesischen wissenschaftlichen Literatur wird diese (formale) sozialistische Umgestaltung der Eigentumsverhältnisse allgemein noch immer bejaht, weil die gesellschaftlichen Produktivkräfte durch diesen Schritt befreit worden wären!¹³ Es gibt aber auch Beiträge, die diese Art Umgestaltung negativ bewerten. So sieht ein Autor in der Tatsache, dass die VR China trotz wesentlich schlechterer industrieller Ausgangsbedingungen 12 Jahre weniger als die Sowjetunion für den „Übergang zum Sozialismus“ gebraucht hatte, „die Saat für die späteren Misserfolge und Fehler“¹⁴ gelegt.

Das eigentliche Problem, das in der bisherigen Diskussion wenig berührt worden ist, ist jedoch ein anderes. Vor allem die im 1. Fünfjahrplan mit großer Unterstützung der UdSSR geschaffene erste Grundlage für die Industrialisierung verdeckte die Tatsache, dass die KPCh unter Mao Zedong begonnen

¹⁰ AW Mao Zedongs, Bd. V, a.a.O., S.112.

¹¹ Ebd., S.149.

¹² Resolution über einige Fragen..., a.a.O., S. 22-23.

¹³ Vergl. Zhang Jingru/Zhu Zhimin, a.a.O., S. 14. In diesem Beitrag wird im Grunde sogar behauptet, dass die Übererfüllung des 1. Fünfjahrplans 1953-1957 auf diese Umgestaltung zurückzuführen sei.

¹⁴ Qian Fan, Die Beziehungen zwischen dem sowjetischen Modell und dem Aufbau des Sozialismus in China. In: Die gegenwärtige Welt und der Sozialismus, Jg. 2001, H. 1, S. 53, chines.

hatte, grundlegende Voraussetzungen Chinas für den Übergang zum Sozialismus zu ignorieren, notwendige Entwicklungsetappen zu überspringen und ökonomische Gesetzmäßigkeiten wie das Gesetz der Übereinstimmung zwischen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen zu verletzen.

Lebhaft diskutiert werden die beiden Arbeiten Mao Zedongs „Über die zehn großen Beziehungen“ (April 1956) und „Über die richtige Lösung von Widersprüchen im Volke“ (Februar 1957). Die Mehrheit der Autoren sieht in beiden Arbeiten eine Suche Maos nach dem Aufbau eines „Sozialismus mit chinesischen Eigentümlichkeiten“.¹⁵ Diese Einschätzung ist zu hinterfragen. Beide Arbeiten standen im Zeichen einer ersten Auswertung der Erfahrungen der KPCh in Anwendung des sowjetischen Wirtschaftsmodells seit 1953 und der beginnenden Auseinandersetzung Mao Zedongs mit der Linie des XX. Parteitages der KPdSU, insbesondere mit der dort geübten Kritik an Stalin. Vor allem in der ersten Arbeit zog Mao eine Reihe wichtiger Schlussfolgerungen aus den Schwächen des sowjetischen Wirtschaftsmodells für den weiteren ökonomischen Aufbau in China. Das Ziel war eine weitere Beschleunigung der Industrialisierung und die Entwicklung der Landesverteidigung auf der Grundlage erster Überlegungen zur Generallinie „Alle Kräfte anstrengen, um den Oberlauf des Flusses zu erreichen und den Sozialismus vermeht, schneller, besser und sparsamer aufzubauen“.¹⁶ Zhang Xintang ist beizupflichten, dass Mao Zedong mit den beiden genannten Arbeiten den Rahmen des sowjetischen Modells jedoch nicht verlassen hatte.¹⁷ Mehr noch. In der Auseinandersetzung mit dem 20. Parteitag der KPdSU verteidigte er Stalin und der Sache nach auch das sowjetische Modell. Auf der Vorbereitungskonferenz für den 8. Parteitag der KPCh im August 1956 betonte er, dass Stalin lediglich „vorübergehende Teilfehler“ begangen hätte und die Hauptströmung, „die hauptsächlich Seite, der größere Teil in der Sowjetunion ... korrekt“ wäre.¹⁸ Mao durchbrach das sowjetische Modell auch nicht mit dem von ihm inszenierten Kurs „Laßt alle Blumen blühen, lasst alle Schulen miteinander wetteifern“, wie in der Diskussion behauptet wird.¹⁹ Er selbst bezeichnete die im Zeichen dieses Kurses eingeleitete Auseinandersetzung mit den „bürgerlichen Rechten“ als „eine große sozialistische Revolution an der politischen und ideologischen Front“, mit der in Auswertung der Ungarn-Ereignisse „die sozialistische Revolution von 1956 an der wirtschaftlichen Front (bezüglich des Eigentums an Produktionsmitteln) ... abgesichert“ werden sollte.²⁰ Das sowjetische Modell beeinflusste die chinesische Entwicklung selbst dann noch,

¹⁵ So z.B. Zhang Xintang und Qian Fan, siehe: Die gegenwärtige Welt und der Sozialismus, Jg. 2001, H. 1.

¹⁶ Diese Generallinie wurde dann 1958 zusammen mit dem „großen Sprung nach vorn“ und der Volkskommune als „Politik der drei roten Banner“ beschlossen.

¹⁷ Ebd., S. 50.

¹⁸ AW Mao Zedongs, Bd. V, a.a.O., S. 357.

¹⁹ Vergl. Qian Fan, a. a. O., S. 52.

²⁰ AW Mao Zedongs, Bd. V, a. a. O., S. 542.

als sich die chinesisch-sowjetischen Beziehungen in den 60er Jahren verschlechterten.

In der zweiten Hälfte des Jahres 1957 begann auf der Grundlage des sowjetischen Modells eine qualitativ neue Stufe ultralinken Strategie durch Mao und die KPCh insgesamt. Ihre grundlegenden Kennzeichen waren die weitere forcierte Umgestaltung des Gemeineigentums in Form der Volkskommunen („sowohl groß als auch gemeineigen“), die Ausprägung der zentralstaatlich-bürokratischen Leitung bis in die Basiseinheiten, die Organisierung einer sprunghaften Entwicklung in den Kommunismus mit der Volkskommune als Grundeinheit („Darum kämpfen, in 2-5 Jahren in den Kommunismus zu gelangen“), Ausprägung der absoluten Gleichmacherei in der Verteilung und Organisierung permanenter Massenkampagnen für die Durchsetzung dieser Strategie. Das alles wurde unter Losungen gestellt, die die Armut und Rückständigkeit als besondere Vorzüge für den Sprung in den Kommunismus priesen. So schrieb Mao bereits in seiner Arbeit „Über die zehn großen Beziehungen“: „Die Armen wollen Revolution, während es den Reichen schwerfällt, Revolution zu machen. Länder mit hohem wissenschaftlich-technischem Niveau sind höchst arrogant. Wir aber sind ein unbeschriebenes Blatt, auf dem man gut schreiben kann.“²¹ Nach dem Scheitern des „großen Sprungs“ hielt Mao nicht nur an dieser ultralinken und voluntaristischen Konzeption fest, sondern baute sie in der Auseinandersetzung mit Liu Shaoqi, Deng Xiaoping und anderen weiter aus. Auf der 10. Tagung des ZK der KPCh im September 1962 dehnte er die „Übergangsperiode“ auf den gesamten Zeitraum bis zum Eintritt in den Kommunismus aus. In seinen Briefen an Lin Biao vom 7. Mai 1967 („Weisung vom 7. Mai“) und an seine Frau Jiang Qing am darauf folgenden Tag legte er dar, dass er eine ideale kommunistische Gesellschaft nach dem Prinzip der Vereinigung von Industrie, Landwirtschaft, Handel, Bildung und Militär in jeder gesellschaftlichen Grundeinheit („sich selbst genügend“) errichten und damit eine neue Welt schaffen wolle. Mit dem „Klassenkampf“ als Leitfaden sollte „die Revolution angepackt und die Produktion gefördert“, das Ego des Menschen bekämpft und die Menschen zu „Schräbchen“ im Getriebe der Politik Maos gedrillt, sollten Ware-Geld-Beziehungen und das bürgerliche Recht schnellstmöglich liquidiert werden.

Mao hatte sich zweifellos große Verdienste bei der Befreiung des Landes erworben. Dass er sich nach dem Abbruch der neudemokratischen Entwicklung am sowjetischen Modell orientierte, war noch verständlich, das hing auch mit der damals herrschenden, von Stalin geprägten Auffassung vom Sozialismus zusammen. Und die Entwicklung schien ihm Recht zugeben. So war die vorfristige Erfüllung des 1. Fünfjahrplans von der eingeleiteten traditionellen Planwirtschaft nicht zu trennen. Seine nachfolgende Politik ist jedoch nicht allein und in erster Linie auf fehlende Erfahrungen beim sozialistischen Aufbau zurückzuführen, wie es manche chinesischen Autoren behaupten. Seine

²¹ AW Mao Zedongs, Bd. V, a. a. O., S. 345.

damalige Auffassung über das Wesen und die Merkmale des Sozialismus war schon gar nicht, wie es in einem Beitrag heißt, dem damaligen Entwicklungsstadium voraus.²² Mao Zedong hatte vielmehr nicht nur falsche Schlussfolgerungen aus den nationalen Gegebenheiten Chinas gezogen („je ärmer, desto revolutionärer“ u.ä.), sondern er befand sich zugleich in einem direkten Widerspruch zu den allgemeinen objektiven Erfordernissen des sozialistischen Aufbaus. Er hatte sich, wie einer der Autoren schreibt, „in sehr starkem Maße von der materialistischen Geschichtsauffassung des Marxismus gelöst“.²³ Mao folgte einer Utopie, die nach Meinung einiger Autoren verschiedenen ideologischen Strömungen wie dem chinesischen „Neudörflertum“ nach der 4.-Mai-Bewegung 1919 und den russischen Narodnikern entstammte.²⁴ Diese Utopie wurde offenbar von einer Art rückwärtsgewandten bäuerlichen Sozialismus geprägt.

Vergleichende Untersuchung des neuen Kurses mit der NÖP

Aus den Schriften Deng Xiaopings geht hervor, dass er sich bei der Ausarbeitung des neuen Kurses sehr intensiv mit der Neuen Ökonomischen Politik Lenins befasst haben muss.²⁵ Erstaunlicherweise findet das in den Dokumenten der KPCh wie in der chinesischen wissenschaftlichen Literatur keine Erwähnung.²⁶ Denn schon ein erster Vergleich zeigt: Das Wesen des neuen Kurses der KPCh, die ihm zugrunde liegenden Prinzipien und die hauptsächlichlichen Methoden seiner Umsetzung ähneln der Leninschen NÖP. Beiden Konzepten ist gemeinsam, dass der sozialistische Staat nach dem Scheitern des Versuchs, direkt zum Sozialismus überzugehen, einen strategischen Rückzug antreten und ein neues Transformationskonzept entwickeln musste, um die historisch überkommene Rückständigkeit überwinden, die Entwicklung der modernen materiellen Basis des Sozialismus beschleunigen und die ökonomische Kluft zwischen China und den fortgeschrittenen kapitalistischen Staaten deutlich verringern zu können.

In der „Theorie Dengs über den Aufbau eines Sozialismus mit chinesischen Eigentümlichkeiten“ finden sich vor allem folgende Prinzipien und Methoden der NÖP wieder:

1. Länder, die „im materiellen, ökonomischen und produktionstechnischen

²² Siehe Zhang Xintang, a. a. O., S. 50.

²³ Zhang Jingru und Zhu Zhimin, a. a. O., S. 14.

²⁴ Zitiert nach ebd.

²⁵ Darauf deuten auch eine Reihe von Äußerungen Dengs hin, die sich fast wörtlich schon bei Lenin finden, z.B. der Kapitalismus sei dem Feudalismus überlegen (1980; Lenin: Der Kapitalismus ist ein Segen gegenüber dem Feudalismus) oder in der ÖSZ Shenzhen würden die ausländischen Investitionen nur 25% aller Investitionen ausmachen (1992; Lenin hatte als Beispiel den gleichen Anteil in Baku genannt).

²⁶ Im Zusammenhang mit der Ausarbeitung des neuen Kurses der KPCh soll es jedoch Anfang der 80er Jahre dazu intensive Studien gegeben haben.

Sinne noch nicht die Vorstufe des Sozialismus erreicht haben“, können nur über eine Reihe von Übergangsstufen und mit Hilfe besonderer Mittel diesen Übergang bewerkstelligen.²⁷

Dieser Gedanke Lenins findet sich im Konzept der KPCh vom „Anfangsstadium des Sozialismus“ und ihrer These wieder, dass das Entwicklungsstadium des Kapitalismus zwar umgangen, die Stufe der Warenwirtschaft jedoch nicht übersprungen werden kann.²⁸

2. Angesichts der Tatsache, dass der unmittelbare Übergang aus der rückständigen Kleinproduktion zum Sozialismus nicht möglich ist, „müssen wir uns den Kapitalismus zunutze machen (besonders indem wir ihn in das Fahrwasser des Staatskapitalismus leiten) als vermittelndes Kettenglied zwischen der Kleinproduktion und dem Sozialismus, als Mittel, Weg, Behelf, Methode zur Steigerung der Produktivkräfte.“²⁹

Damit änderte Lenin die bekannte Übergangs-Formel von Marx/Engels „Kapitalismus-Sozialismus“ für das rückständige Russland in „kleinbäuerliche Wirtschaft – Staatskapitalismus – Sozialismus“ ab. Schon die Nutzung des Kapitals bedingte zugleich eine Öffnung des Landes nach außen für die internationale Zusammenarbeit.

Die VR China setzt seit Ende der 70er Jahre im besonderen Maße auf das aus- und inländische Kapital (möglichst in staatskapitalistischer Form), um die verbliebene spätmittelalterliche Rückständigkeit zu überwinden und die gesellschaftliche Arbeitsproduktivität zu erhöhen; denn der vorangegangene Zeitabschnitt hatte bewiesen, dass Gemeineigentum (vor allem staatliches Eigentum) an Produktionsmitteln auf der Grundlage rückständiger Produktivkräfte keine ausreichend schnelle und ständige Steigerung der Produktivität gesellschaftlicher Arbeit bewirken kann.³⁰ Zugleich ist die Öffnungspolitik nach außen seit der Einleitung des neuen Kurses fester Bestandteil chinesischer Wirtschaftspolitik.

Damit erübrigt es sich eigentlich zu sagen, dass im Zentrum der NÖP wie des gegenwärtigen Kurses der KPCh die Entwicklung der gesellschaftlichen Produktivkräfte steht.

²⁷ W.I. Lenin, Werke, Bd. 32, Berlin 1967, S. 349; vgl. auch ebd., S. 216ff. und Bd. 33, Berlin 1966, S. 40ff.

²⁸ Siehe: Su Wenmin, Der 13. Parteitag und die Reform in China, Reihe „China konkret“, Beijing 1987, S. 119.

²⁹ W.I. Lenin, Werke, Bd. 32, S. 364.

³⁰ Solche Ereignisse wie der „große Sprung“ und die „Kulturrevolution“ beeinträchtigten die Entwicklung der chinesischen Volkswirtschaft seit Ende der 50er Jahre erheblich. Die entscheidende Ursache für die weitgehende wirtschaftliche Stagnation des Landes seit Ende der 50er Jahre war jedoch der ausgeprägte Widerspruch zwischen der formalen Übergesellschaftung des Eigentums an Produktionsmitteln und den allgemein rückständigen Produktivkräften. Das beweist der Aufschwung der Volkswirtschaft mit der allmählichen Lösung dieses Widerspruchs seit den 80er Jahren.

3. Staatliche Unternehmen müssen unter den gegebenen Bedingungen der direkten Konkurrenz durch die kapitalistischen Unternehmen ausgesetzt werden, damit sie sich im notwendigen Tempo zu modernen und effektiv wirtschaftenden Einheiten entwickeln können. Die „Überprüfung der staatlichen und der kapitalistischen Betriebe durch den Wettbewerb“ war für Lenin „der Kern der Neuen Ökonomischen Politik“.³¹

Die KPCh ist seit den 90er Jahren bestrebt, dieses Prinzip in der ökonomischen Praxis durchzusetzen und per Gesetzgebung abzusichern.

4. Die Nutzung des Kapitals und die direkte Konfrontation der staatlichen Unternehmen (wie des gesamten Gemeineigentums) mit der kapitalistischen Konkurrenz bedingen den Übergang zur Marktwirtschaft in der eingeleiteten Zwischentappe zum Sozialismus. Lenin nannte das die staatlichen Betriebe mit der Einführung der wirtschaftlichen Rechnungsführung auf eine „kommerzielle Basis“ stellen. Die Marktwirtschaft bedeutete für ihn die „Anwendung von Handelsmethoden, von kapitalistischen Methoden durch uns Kommunisten“.³² Die NÖP war für ihn insgesamt nur durch eine Kombination von sozialistischen und kapitalistischen Methoden zu verwirklichen.³³

Die KPCh leitete Mitte der 80er Jahre den stufenweisen Übergang zur Marktwirtschaft ein, der am Ende dieses Jahrzehnts beendet sein soll. Im Unterschied zu Lenin spricht sie jedoch von einer „sozialistischen Marktwirtschaft“ und der Sache nach auch von ausschließlich sozialistischen Methoden der neuen Wirtschaftspolitik. Sie begründet diese Position damit, dass zum einen in der vielschichtigen Eigentumsstruktur das Gemeineigentum nach wie vor dominiere³⁴, das staatliche Eigentum wie bisher die führende Rolle spiele und zum anderen der sozialistische Staat diese Marktwirtschaft reguliere und kontrolliere. Die erheblichen Probleme, die mit der Einführung der Marktwirtschaft zusammenhängen, weisen jedoch darauf hin, dass diese unter den gegebenen Bedingungen ökonomischen Gesetzmäßigkeiten folgt, die im Grunde durch das Kapital bestimmt werden. Deshalb dürfte es exakter sein, von einer Marktwirtschaft zu sprechen, die durch den sozialistischen Staat genutzt und kontrolliert wird für einen beschleunigten Aufbau der ökonomischen Grundlagen des Sozialismus. Auch in der VR China werden dabei der Sache nach sozialistische und kapitalistische Methoden miteinander kombiniert.³⁵

³¹ W.I. Lenin, Werke, Bd. 33, S. 258 und 261.

³² Ebd., S. 258.

³³ Vergl. auch: Wolfgang Eichhorn, Revolution: Begriff und Realität im 20. Jahrhundert. In: Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung, Nr. 37, März 1999, S. 158.

³⁴ Einschränkung ist hier anzumerken, dass der Anteil der Wirtschaftsformen außerhalb des Gemeineigentums am BIP bereits 60 Prozent erreicht hat. Siehe: China Today, vol. 50, No. 3, March 2001, p. 11.

³⁵ In diesem Zusammenhang ist darauf aufmerksam zu machen, dass die KPCh es z.B. tunlichst vermeidet, von der erneuten Entwicklung eines einheimischen Kapitalismus und einer neuen sozialen Schicht der einheimischen Bourgeoisie zu sprechen. Zur Kennzeichnung dieser Phänomene werden klassenneutrale Bezeichnungen verwendet. Die Gründe dafür sind sicherlich

5. Angesichts dessen, dass die Bauernschaft die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung in Russland bildete, bezeichnete es Lenin als entscheidende Aufgabe der NÖP, bei Festhalten an der Aufhebung des Privateigentums an Grund und Boden den Zusammenschluss zwischen der NÖP und der bäuerlichen Ökonomik herzustellen und sich eng mit der Bauernschaft zusammenzuschließen. Um dieses Ziel zu erreichen, sollte an die persönliche Interessiertheit des Bauern angeknüpft, ihm eine gewisse Freiheit im Handel eingeräumt und ein Maximum an Maßnahmen zur Erleichterung seiner wirtschaftlichen Lage ergriffen werden.³⁶

Die Umsetzung dieses Grundprinzips war eine der ersten Maßnahmen der KPCh bei der Einleitung der Wirtschaftsreformen. Die ersten großen Fortschritte auf diesem Weg konnten aus verschiedenen Gründen nach Mitte der 80er Jahre nicht fortgesetzt werden. Die Lage der chinesischen Bauernschaft gestaltete sich überwiegend schwierig mit Folgen für die Unterstützung der Reformpolitik durch diese soziale Kraft.

Im Zusammenhang mit der Ausarbeitung seiner NÖP berührte Lenin auch eine Reihe von Fragen, die die weitere Gestaltung des politischen Überbaus betrafen. Das betraf z.B. die Rolle der Gewerkschaften unter Bedingungen einer Marktwirtschaft. Die Gewerkschaften sollten als „Organisation der machtbahenden, herrschenden, regierenden Klasse“ ihren Platz im Machtsystem „zwischen Partei und Staatsmacht“ einnehmen, um relativ autonom und selbständig die Interessen der Arbeiterklasse wahrnehmen zu können. Sie sollten nach den Gesetzen der Sowjetrepublik „an allen lokalen und zentralen Verwaltungsorganen der Industrie teilnehmen“ und „die Leitung der gesamten Volkswirtschaft als eines einheitlichen wirtschaftlichen Ganzen tatsächlich in ihren Händen konzentrieren“. Auf diese Weise sollten die Werktätigen „im weitesten Ausmaß in die unmittelbare Arbeit der Wirtschaftsführung“ einbezogen und „eine wirkliche Volkskontrolle über die Ergebnisse der Produktion“ geschaffen werden.³⁷

Die chinesischen Gewerkschaften haben im bisherigen Prozess der Wirtschaftsreformen vor allem mit ihren Untersuchungen vor Ort eine aktive Rolle gespielt. Ihr Hauptproblem dürfte darin bestehen, dass sie nicht wirklich im Leninschen Sinne die Interessen der Arbeiterklasse relativ selbständig und umfassend wahrnehmen können. Das hat beträchtliche Spannungen zwischen größeren Teilen der Arbeiterklasse einerseits und der KPCh sowie dem Staat andererseits geschaffen. Dazu kommen gewichtige Widersprüche wie der zwischen der in der Verfassung proklamierten führenden Rolle der Arbeiterklasse einerseits und der Tatsache andererseits, dass die Arbeiter ihre Arbeitskraft auf dem Markt verkaufen müssen und eine größere Zahl Arbeiter bereits

verschiedener Natur. Nicht zu übersehen ist aber auch die Tendenz, dem Kapitalismus eigene Erscheinungen und Methoden als formationsneutral anzusehen.

³⁶ W.I. Lenin, Werke, Bd. 32, S. 187-188, Bd. 33, S. 49, 258.

³⁷ Vergl. W.I. Lenin, Werke, Bd. 32, S. 51-52.

der direkten, wenn auch gesetzlich eingeschränkten Ausbeutung durch das Kapital ausgesetzt ist.

Der vorgenommene Vergleich erlaubt die Einschätzung, dass die „Theorie Deng Xiaopings über den Aufbau eines Sozialismus mit chinesischen Eigentümlichkeiten“ zu wesentlichen Teilen eine schöpferische Anwendung Leninscher Erkenntnisse, Prinzipien und Methoden der NÖP auf die konkreten Bedingungen der VR China ist.

Die strittige historische Zuordnung des „Anfangsstadiums des Sozialismus“

Während Lenin seine NÖP im Kontext des Übergangs zum Sozialismus als wirkliches Transformationsprojekt entwickelte, vertritt die KPCh die Auffassung, dass die VR China bereits „eine sozialistische Gesellschaft“ und das „Anfangsstadium“ der erste historische Abschnitt in der weiteren Ausbildung dieser Gesellschaft ist.³⁸ Diese Einschätzung wirft einige Fragen auf.

Angesichts der verheerenden Auswirkungen der Politik der „drei roten Banner“ Ende der 50er Jahre und der „Kulturrevolution“ bezieht sich diese Einschätzung offensichtlich bereits auf die gesellschaftlichen Verhältnisse Mitte der 50er Jahre. Inwieweit waren bis zu jenem Zeitpunkt bereits solche Grundlagen des Sozialismus geschaffen worden, die es erlauben, von einem Abschluss der Übergangsperiode zum Sozialismus zu sprechen? Damals, sieben Jahre nach Gründung der Volksrepublik, waren zwar die formale Vergesellschaftung des Eigentums an Produktionsmitteln grundlegend abgeschlossen und das Gemeineigentum faktisch alleinige Eigentumsform geworden, doch das war auf dem Boden der weitgehend noch unangetastet gebliebenen historischen Rückständigkeit des Landes geschehen. Die Industrialisierung hatte gerade erst begonnen. Die genossenschaftliche Landwirtschaft beruhte zum weit überwiegenden Teil nach wie vor auf der extrem rückständigen Grundlage der Natural- und Halbnaturalwirtschaft. Die ökonomische Einheit des Landes konnte nur durch die zentralstaatliche Verteilung der gesellschaftlichen Ressourcen hergestellt werden, einen historisch gewachsenen einheitlichen Markt gab es noch nicht. Die feudalen Eigentumsverhältnisse waren zwar durch die Bodenreform (außer Tibet) beseitigt worden, doch der Jahrhunderte lange vielfältige Einfluss des feudalen Mittelalters auf die Menschen, ihr Denken und Handeln, die gesellschaftlichen Beziehungen zwischen Funktionären und dem gewöhnlichen Bürger (Hierarchie, Privilegien), zwischen den Geschlechtern (Stellung der Frau), zwischen den Nationalitäten (Großhanchauvinismus) u.ä. war in der Praxis nach wie vor verbreitet. Elemente dieses Einflusses verzerrten auch den politischen Inhalt der neuen Institutionen und Strukturen. Zusammengefasst heißt das, dass im China Mitte der 50er Jahre erst ein anfänglicher, wenn auch bedeutsamer Schritt auf dem historisch langen Weg zu einer sozialistischen Gesellschaft vollzogen worden

³⁸ Siehe: 13. Parteitag der Kommunistischen Partei Chinas. Materialien. Berlin 1988, S. 12.

war. Die dem widersprechende heutige Position der KPCh beruht allein auf dem fragwürdigen Kriterium Mao Zedongs, wonach die Übergangsperiode mit dem Abschluss der sozialistischen Umgestaltung beendet sei. Sie widerspricht der Einschätzung, die der 8. Parteitag 1956 vorgenommen hatte.³⁹

Die These vom „Anfangsstadium des Sozialismus“ bestreitet auch Professor Chen Wentong, Wirtschaftswissenschaftler an der Parteischule des ZK der KPCh. Seiner Auffassung nach handelt es sich vielmehr um „eine Zwischentappe bzw. eine Übergangsformation zwischen der spätfeudalen Gesellschaft und der ersten Phase der kommunistischen Gesellschaft sich spät entwickelnder Länder“. An anderer Stelle spricht er sogar von einer „selbständigen Gesellschaftsformation, die die gleichen historischen Aufgaben wie der zeitgenössische Kapitalismus zu lösen hat“, aber unter Führung der KP und der Dominanz des staatlichen Eigentums auf einem „nichtkapitalistischen bzw. nicht klassisch-kapitalistischen Wege“. Den wesentlichen Unterschied dieser „selbständigen Gesellschaftsformation“ zur ersten Phase der kommunistischen Gesellschaftsformation sieht er darin, dass in ihr Privateigentum und kapitalistische Produktionsweise, Warenproduktion, Ausbeutung und Klassen, feudale Reste, politische Parteien und Staat u.ä. existieren.⁴⁰

Chen stellt in seinem Beitrag eine Reihe interessanter Überlegungen an. Das betrifft z.B. seine Ausführungen über das Gemeineigentum oder seine These, dass die Werktätigen im ökonomischen Sinne keine „Hausherren“ (Eigentümer) sein können, wenn sie ihre Arbeitskraft auf dem Markt verkaufen müssen. Seine Interpretation des „Anfangsstadiums des Sozialismus“ ruft jedoch Widerspruch hervor. Seine Charakterisierung des Sozialismus geht z.T. über die erste Phase der kommunistischen Gesellschaft hinaus. Vertritt er nun die Auffassung, dass es sich hierbei um eine „Zwischentappe oder Übergangsformation“, oder aber um eine „selbständige Gesellschaftsformation“ handelt? Seine Ansicht, dass die KPCh heute auf einem nichtkapitalistischen Weg die gleichen historischen Aufgaben löst wie der zeitgenössische Kapitalismus, steht im offensichtlichen Widerspruch zur sozialistischen Strategie der Partei. Chen scheint hier einer zu engen Sicht auf die ökonomisch-technischen Aufgaben zu unterliegen, die er zudem losgelöst von der offiziell gestellten Hauptaufgabe betrachtet, die moderne materielle Grundlage der künftigen sozialistischen Gesellschaft zu entwickeln.

³⁹ Im von diesem Parteitag beschlossenen Parteistatut heißt es: „In der Übergangsperiode von der Gründung der Volksrepublik China bis zum Aufbau der sozialistischen Gesellschaft (Hervorhebung – d.A.) besteht die generelle Aufgabe der Partei darin, schrittweise die sozialistische Umgestaltung der Landwirtschaft, des Handwerks und der kapitalistischen Industrie und des kapitalistischen Handels zu vollenden und die Industrialisierung des Landes zu verwirklichen (Hervorhebung – d.A.)“. In: Volkshandbuch 1957, Beijing 1957, S. 50, chines.

⁴⁰ Chen Wentong, Untersuchung und Diskussion einer wichtiger Fragen der ökonomischen Theorie zum Anfangsstadium des Sozialismus unseres Landes. In: Wissenschaftliche Zeitschrift der Parteischule des ZK der KPCh, Jg. 2000, H. 3, S. 11-17, zitiert nach: Auszüge aus Beiträgen der chinesischen Gesellschaftswissenschaften, Jg. 2000, H. 6, S. 5, chines.

Geschichte und Gegenwart der VR China erlauben die Schlussfolgerung, dass sich die chinesische Gesellschaft – wesentlich durch die nationalen Gegebenheiten bedingt – nach wie vor in der historisch besonders langen Übergangsperiode zum Sozialismus befindet, in der die Frage „Wer-Wen“ noch nicht entschieden ist und die Hauptaufgabe in der Entwicklung der gesellschaftlichen Produktivkräfte besteht.

Schlussbemerkung

Die konsequente Rückkehr der KPCh auf allen Gebieten zu dem verkündeten Prinzip, „die Wahrheit in den Fakten zu suchen“, ist eine wesentliche Voraussetzung und Bedingung, um letztlich dem Sozialismus in diesem großen Land mit seinem reichen kulturellen Erbe eine Chance zu geben. Dazu könnte die wissenschaftliche Aufarbeitung der Geschichte seines sozialistischen Experiments in Theorie und Praxis einen gewichtigen Beitrag leisten. Es sollte außer Frage stehen, dass eine konsequente Aufarbeitung dieser Geschichte die Positionen der KPCh bedeutend stärken würde.

Z - Nr. 48

erscheint Anfang Dezember 2001

mit dem Schwerpunkt

Die Globalisierung und ihre Kritiker

Das Heft enthält Beiträge zum Schwerpunkt u.a. von Dieter Boris, Klaus Dräger, Christian Fuchs/Wolfgang Hofkirchner, Lydia Krüger/Markus Helfen

Weitere Beiträge von Matin Baraki (Afghanistan und die Taleban), Helmut Bock (Die Russische Revolution im historischen Rückblick), Erich Hahn (Georg Lukacs' Ontologie und die Renaissance des Marxismus), Karl Hermann Tjaden (Vom wissenschaftlichen Wert des Materialismus)

Z - Nr. 49

erscheint Anfang März 2002

voraussichtlich mit dem Schwerpunkt

„Wissengesellschaft“

Lukács' Spätphilosophie – Antworten auf ein unabgeholtenes Projekt

Tagung in Leipzig, 9. Juni 2001

Die „Internationale Georg-Lukacs-Gesellschaft“ veranstaltete gemeinsam mit der „Rosa-Luxemburg-Stiftung“ am 9. Juni 2001 in Leipzig eine Tagung „Sozialismus und Demokratie. Antworten Georg Lukacs' auf ein unabgeholtenes Problem“. Im Mittelpunkt dieser Tagung, an der rund 40 Philosophen, Soziologen, Politologen und Literaturwissenschaftler, aber auch interessierte und engagierte Bürger teilnahmen, stand das postum publizierte politische Vermächtnis des ungarischen Philosophen Georg Lukács – dessen 30. Todestag sich am 4. Juni jährte – „Demokratisierung heute und morgen“ (die deutsche Veröffentlichung unter dem Titel: „Sozialismus und Demokratisierung“, 1987).

Lukács, der sich 1956 an der Seite Imre Nagys engagierte, darauf ins rumänische Exil vertrieben wurde, schließlich aller Parteiämter verlustig ging, verstand sein spätes philosophisches, ästhetisches und politiktheoretisches Werk („Eigenart des Ästhetischen“, „Zur Ontologie des gesellschaftlichen Seins“, eine geplante Ethik) als Auseinandersetzung und Abrechnung mit dem Stalinismus im Bemühen darum, den Marxismus zu renovieren, worunter Lukács eine Rückkehr ebenso zur originären Dialektik Hegel-Marxscher Provenienz wie ein Plädoyer für die Reformulierung des Marxismus als Ontologie sah, d. h. als Kategorienlehre. Hierunter wollte er insbesondere die Beschäftigung mit den vier Kategorien Arbeit, Reproduktion, Entfremdung und Ideologie verstanden wissen. Sein politisches Testament nun knüpft unmittelbar an die Einsichten seiner Spätphilosophie an und möchte – neben der Abrechnung mit dem Stalinismus in den Ländern des real existierenden Sozialismus – praktisch wie theoretisch Vorschläge für die Erneuerung des Marxismus und einer sozialistischen Demokratie unterbreiten. Dabei spielt insbesondere die Frage des Alltagslebens eine herausragende Rolle, da dort – und Lukács hält ungebrochen seit seinem marxistischen ‚foundation text‘ „Geschichte und Klassenbewußtsein“ von 1923 daran fest, daß „ohne Bewußtsein bis zum Schluß“ nichts läuft! – die zentralen ideologischen Debatten ausgefochten werden müssen. Lukács' praktische Vorschläge zielen auf eine Wiederherstellung alter rätedemokratischer Modelle; er plädiert für eine gewisse Liberalisierung, bezweifelt auch – mit Maßen – die herausragende Rolle der Partei, um den Kampf um die Köpfe und das ‚richtige Bewußtsein‘ in der Hefe der Alltäglichkeit zur Entscheidung zu bringen: denn die sozialistische Demokratie sei, so Lukács, „das Organon dieser Selbsterziehung des Menschen.“

Von den verschiedensten Seiten und unter einer reichen Perspektivenvielfalt, die der Herkunft der Beiträger des Symposions geschuldet ist (sowohl in geographisch-geopolitischer wie auch wissenschaftlicher Hinsicht), stand im Mit-

telpunkt der meisten Vorträge die Beschäftigung mit Lukács' politischem Testament. Es wurde nach Anschlußfähigkeiten und -möglichkeiten dieses Essays gefragt, wobei eine unkritische Adaption von beinahe allen Beiträgern abgelehnt wurde und selbst Lukács gegenüber wohlgesonnene Interpreten – zu Recht – eine gewisse Unterkomplexität seiner Empfehlungen rügten. *Rüdiger Dannemann* (Essen), der das Eröffnungsreferat (nach einleitenden Bemerkungen von *Frank Benseler*/Paderborn für die Internationale Georg Lukács-Gesellschaft sowie *Monika Runge*/Leipzig für die Rosa Luxemburg-Stiftung) zum Thema „Rätebewegung und Basisdemokratie“ hielt, stellte auf gewisse Kontinuitäten im Denken von Lukács' Marxismusverständnis ab und wollte den Ungarn vor allem mit Vertretern der kritischen Theorie teils engführen, um die Aktualität von diversen Überlegungen zu unterstreichen, teils auch wieder davon entkoppeln. *Volker Caysa* (Münster) unterstrich dann in seinem eine ganze Reihe von aktuellen Debatten in der Philosophie rekapitulierenden Beitrag („Georg Lukács' Ontologie“) die Originalität Lukács, die er vor allem in dessen praxisphilosophischem Ansatz sah, nicht ohne dabei das Fehlen einer hermeneutisch-sprachkritischen sowie kommunikationstheoretischen Dimension kritisch zu monieren. Demgegenüber bezweifelte *Udo Tietz* (Berlin) in seinem programmatisch gehaltenen Vortrag („Demokratiethoretische Defizite in Lukács' Demokratisierungsschrift“), der auch zu z. T. erhitzten Debatten führte, daß Lukács' zentrale inhaltliche Vorgaben (rätedemokratische Modelle etc.) für unsere heutige historische Situation der Globalisierung und eines weltweit agierenden Kapitals ausreichend seien; für Tietz fallen sie unterkomplex aus und halten kaum mehr – bei allen Sympathien für das Lebenswerk des ungarischen Philosophen – Antworten bereit – wie denn überhaupt dieses praxisphilosophische Paradigma nach '89 abgewirtschaftet habe.

In weiteren Vorträgen eines dicht gedrängten Programms referierte der ungarische Lukács-Experte *László Illés* (Budapest), der insbesondere in Moskauer Archiven über Lukács' Tätigkeiten im sowjetischen Exil während der 30er und 40er Jahre gearbeitet hat, aus seiner ungarischen Perspektive auf die für ihn befreiende Sicht der Demokratisierungsschrift, die er den heutigen ‚gebildeten Verächtern‘ der Lukácsschen Philosophie aus dessen eigener Budapester Schule wieder ins Gedächtnis zu rufen versuchte. Mit dem Vortrag von *Klaus Schuhmann* (Leipzig), dem ausgewiesenen Brecht-Kenner und ehemaligen Ordinarius für Neuere Deutsche Literaturgeschichte an der Leipziger Universität, kam dann der historische Lukács zur Sprache, wurden in konzentrierter Form die gegensätzlichen Sichtweisen auf den Realismus und den Expressionismus referiert, wurde die Brecht-Lukács-Debatte der späten 30er Jahre noch einmal lebendig, die freilich nur die Fortsetzung alter Streitigkeiten zwischen Lukács und seinem Jugendfreund Bloch in der zweiten Hälfte der zehner Jahre bedeutete.

In den Nachmittagsvorträgen behielt dann der philosophische Diskurs die Oberhand: der Vortrag von *Erich Hahn* (Berlin) – mit Understatement als bloßer Aufriß bezeichnet – rekonstruierte textnah die Reichhaltigkeit der Lukács-

schen Überlegungen zur Ideologieproblematik, die Hahn im Blick auf die Ontologie des gesellschaftlichen Seins als anhaltend fruchtbaren Denkansatz würdigte. *Hans-Martin Gerlach* (Leipzig) („Zerstörung der Vernunft oder das Andere der Vernunft?“) machte auf erstaunliche Parallelen und Interferenzen zwischen Lukács und Ernst Cassirer aufmerksam (was meines Wissens in der Forschung noch gänzlich unbeachtet geblieben ist!); *Frank Richter* (Freiberg) schließlich („Was wäre eine sinnvolle Alternative zu leichtsinnig-fröhlichem Surfen auf der Oberfläche postmoderner Strategeme?“) wies in einem launigen Vortrag auf die Möglichkeiten und Notwendigkeiten einer Pluralisierung der Vernunft (der Vernünfte) hin.

Zu bemerken bleibt, daß diese Veranstaltung ein – erstes – Gemeinschaftsunternehmen von Rosa-Luxemburg-Stiftung/Sachsen und der Internationalen Georg-Lukács-Gesellschaft e.V. gewesen ist, der hoffentlich weitere Tagungen folgen werden. (Die Internationale Georg Lukács-Gesellschaft e.V., gegründet 1996, unterhält neben einer Jahrbuchreihe – bislang vier Bände [Aisthesis-Verlag, Bielefeld] – auch eine weitergehende Schriftenreihe, in der Arbeiten von und über den ungarischen Philosophen unter sukzessiver Erschließung von dessen Budapester Nachlaß erscheinen. Ein Band, der die verschiedenen Beiträge des Leipziger Symposions enthält, wird im kommenden Frühjahr erscheinen und ebenso über die Rosa-Luxemburg-Stiftung/Sachsen wie die Internationale Georg-Lukács-Gesellschaft zu beziehen sein.

Frank Benseler/Werner Jung

Geschäft mit der Gesundheit

9. ISW-Forum, München 6./7. Juli 2001

Die jüngsten Vorschläge des Wirtschaftsministers Müller und anderer „Modernisierer“ zielen auf eine grundlegende Umgestaltung des Gesundheitswesens – in einer ähnlichen Richtung, wie sie bereits mit dem Einstieg in den Ausstieg aus der solidarisch finanzierten Rentenversicherung eingeschlagen wurde. Genau diese Entwicklung war auch zentrales Thema des 9. forums des instituts für sozial-ökologische wirtschaftsforschung münchen e.V. (isw). Unter dem vielsagenden Titel: „Gesundheit – ein Mordsgeschäft“ diskutierten am 6. und 7. Juli in München im Neuhauser Trafo 80-100 Besucher mit verschiedenen Experten über Entwicklungen, Probleme und Perspektiven des Gesundheitswesens.

Den Einführungsvortrag am Freitag abend hielt *Prof. Dr. Hans-Ulrich Deppe*, Direktor des Instituts für medizinische Soziologie an der Goethe-Universität in Frankfurt/Main und Autor des Buchs „Zur sozialen Anatomie des Gesundheitswesens – Neoliberalismus und Gesundheitspolitik in Deutschland“.

Ziel des Referats von Prof. Deppe war es, nicht nur Einzelphänomene in der aktuellen Entwicklung wie z.B. den Wechsel im Gesundheitsministerium o.ä. anzusprechen, sondern die Grundlinien und -strukturen der Umstrukturierung dieses Sektors aufzuzeigen. Er stellte fest, daß im Zuge der fortschreitenden Ökonomisierung des Sozialen beinahe alle Lebensbereiche ökonomischen Imperativen untergeordnet werden. Die daraus resultierende Veränderung des Menschenbildes hat zur Konsequenz, daß nicht mehr Heilung von Menschen im Mittelpunkt steht, sondern Kosten-Nutzen-Rechnungen. Nicht nur die Institutionen des Gesundheitswesens werden gezwungen, als Maßstab ihres Handelns Wirtschaftlichkeitskriterien anzulegen, auch die Patienten werden nach der Frage: „Lohnt sich die Anwendung in diesem Fall“ beurteilt. Ein zentrales Instrument für diesen Umbau ist die geplante Aufspaltung des Leistungskatalogs der Versicherungen in Grund- und Wahlleistungen.

Es besteht ein grundlegender Widerspruch zwischen dem ‚intimen‘ Verhältnis Arzt/ Patient und der geforderten Transparenz des Marktes. Marktwirtschaftlicher Druck führt zur Zerstörung des – ohnehin brüchigen – Vertrauensverhältnisses, dieses wird in ein Vertrags- bzw. Dienstleistungsverhältnis umgewandelt. Der Arzt richtet seine Tätigkeit unter diesen Bedingungen natürlich mehr und mehr an der Profitabilität aus. Einmal angeschafftes Gerät muß sich amortisieren, was den Zwang zur häufigen Anwendung beinhaltet. Patientengespräche lohnen sich dagegen kaum – und aus wirtschaftlicher Sicht ist ein dauerhaft kranker Patient natürlich gewinnbringender.

Die Kommerzialisierung ist selbstverständlich auch ein Problem der Forschung. Auf Grund des Zeitdrucks fehlt oft die notwendige Sorgfalt, Rechte der Patienten werden nur unzureichend geschützt. Darüber hinaus bestimmen immer häufiger unmittelbare wirtschaftliche Interessen der Ärzte an dem erforschten Produkt die Richtung der Forschungsarbeit.

Für Deppe ist Gesundheit ein Menschenrecht, sie läßt sich nicht kommerzialisieren oder vermarkten, ohne daß sie daran zerbricht. Deshalb schlug er als Alternative zu dieser Entwicklung u.a. die Einrichtung „gemeinwohlorientierter Schutzzonen“ vor, die diesem Kommerzialisierungsprozeß entzogen werden. Diese stellte er als öffentliche Bereiche, sogenannte Non-Profit-Bereiche, dar, die für die Existenz des Menschen notwendig sind und daher besonderen (staatlichen) Schutzes bedürfen. In Bezug auf die aktuelle Politik der Bundesregierung äußerte er den Verdacht, daß „Ulla Schmidt den Karren an die Wand fahren“ solle, „damit hinterher gesagt werden kann: jetzt brauchen wir den gespaltenen Leistungskatalog.“

Am Samstag gab *Dominik Schirmer*, Sekretär am Fachbereich Gesundheitswesen der Gewerkschaft ver.di Bayern, unter dem Titel „Mythen, Ideologien und ‚Geheimoperationen‘ – die Gesundheitspolitik der Bundesregierung(en)“ einen Überblick über die Entwicklung des Gesundheits- und Pflegemarktes. Bis 1994 gehörte die Branche zu den Bereichen mit dem höchsten Beschäftigungszuwachs, doch mittlerweile wird gerade hier massiv Personal abgebaut, vor allem im Bereich der Pflegekräfte. Auch die Zahl der Krankenhäuser (1990-1999 wur-

den 220 Krankenhäuser geschlossen) und die Zahl der vorhandenen Betten (1990: 685.000, 1999: 556.000) sinkt. Die Verweildauer der Patienten in den Kliniken wird immer kürzer, was eine hohe Arbeitsverdichtung für das Personal zur Folge hat. Damit einher geht jedoch eine stete Zunahme der Krankheitsfälle. Dies läßt darauf schließen, daß die Versorgungslage der Patienten sich kontinuierlich verschlechtert und die Krankenversorgung in erster Linie die Funktion eines Reparaturbetriebs erfüllt, in dem so schnell wie möglich das Notwendigste getan wird, um den Menschen wieder funktionsfähig zu machen.

Parallel dazu werden diejenigen Bestandteile des Gesundheitssystems privatisiert, die profitabel erscheinen. Etwa 20 Klinikketten bzw. Konzerne bewegen sich auf diesem Markt. Mit dem Freseniuskonzern mischt zudem erstmals ein Pharmakonzern im Krankenhaussektor mit. Allerdings kann nicht die Rede davon sein, daß diese Firmen sich nur auf Filetstücke stürzen, tatsächlich haben gerade die Klinikketten ein umfassendes Angebot und schließen auch Kassenpatienten nicht aus.

Ein Kernproblem der aktuellen Debatte um den Umbau des Gesundheitssystems sieht Dominik Schirmer in der Koppelung der Budgetsteigerungen für den Gesundheitsbereich an die Grundlohnsumme, also das Einkommen der sozialversicherungspflichtig Beschäftigten. Diese weist auf Grund der sinkenden Lohnquote und dem Rückgang der Beschäftigtenzahl immer kleinere Steigerungsraten auf. Gleichzeitig erhöhen sich die Kosten im Gesundheitswesen, gerade hier ist der Personalkostenanteil naturgemäß vergleichsweise hoch. Mit der Budgeterhöhung, die aufgrund von hoher Arbeitslosigkeit und immer mehr Selbständigen, die nicht sozialversicherungspflichtig beschäftigt sind und damit für die Ermittlung der Grundlohnsumme keine Rolle spielen, niedriger ausfällt als die – ohnehin geringen – Lohnsteigerungen für das Personal, kann noch nicht einmal der Personalkostenanstieg ausgeglichen werden. Konsequenz ist ein weiterer Personalabbau und der – gerade durch Privatisierungen und Outsourcing erfolgreiche – Versuch, die Löhne des Personals bei gleichzeitiger Erhöhung der Arbeitsleistung zu senken. Da die Einnahmen der gesetzlichen Krankenversicherungen so immer hinter der Lohn- und Preisentwicklung zurückbleiben müssen, ist die Folge eine schleichende Rationierung. Der Referent nannte als sinnvollere Alternative z.B. eine Koppelung der Budgetentwicklung an die Wachstumsraten des Bruttoinlandsprodukts. In der Diskussion griff Dominik Schirmer die Aussage von Deppe auf und stellte fest: „Die Bundesregierung fährt den Karren in aller Ruhe an die Wand.“

Prof. Dr. Horst Spaar, Interessengemeinschaft Medizin und Gesellschaft e.V., entlarvte in seinem Vortrag „das Märchen von der Unbezahlbarkeit des Gesundheitswesens“. Als ein wesentlicher Grund für die steigenden Kosten im Gesundheitswesen wird immer wieder die angebliche „Überalterung“ der Gesellschaft angeführt. Tatsächlich ist es nicht so, daß die Menschen insgesamt älter werden. Nur werden mittlerweile mehr Menschen so alt, wie es früher das Privileg einiger weniger war und erhalten nun auch die Chance, Leistungen, für die sie Beiträge eingezahlt haben, in Anspruch zu nehmen.

Die Krankenversicherungen haben eigentlich kein Ausgaben- sondern ein Einnahmenproblem. Stichworte sind hier: niedrige Pflichtversicherungsgrenzen, Zunahme der Zahl der Selbständigen, hohe Arbeitslosigkeit. Statt hier Abhilfe zu schaffen, diskutiert die Bundesregierung die Aufspaltung bzw. Reduzierung des Leistungskatalogs und „mehr Eigenverantwortung“, sprich: Verlagerung der Kosten hin zu den Versicherten. Tatsächlich sind die düsteren Prognosen bezüglich der Beitragsentwicklung in Wirklichkeit ein Ausdruck dessen, daß ein weiteres Absinken der Löhne bzw. der Lohnquote erwartet wird.

Prof. Dr. Peter Eckert, Autor des Buches „Das Pharmakartell“, gab in seinem Vortrag „Gesundheit unter dem Profitdiktat des Pharmakartells“ aus der Perspektive des Insiders eine Vielzahl von Beispielen für die enge Verflechtung von Pharmaindustrie, Ärzteschaft und Apothekern und deren Deckung durch den Staat. Gerade bei Fällen wie dem Conterganskandal oder, aktueller, der BSE-Seuche wurde deutlich, welche Auswirkungen die Durchkapitalisierung des Gesundheitsbereichs für die Menschen hat.

Aber dieses Forum sollte nicht nur die negativen Entwicklungen im Gesundheitssystem und ihre Auswirkungen auf Patienten und Personal aufzeigen. Steffi Nitschke, Betriebsratsmitglied am Großklinikum Kassel, berichtete in ihrem abschließenden Beitrag über „Privatisierungsbestrebungen am Beispiel Großklinikum Kassel“. Dabei wurde klar, welches Ausmaß die Auswirkungen der Privatisierungsbestrebungen auf die Situation von Personal und Patienten haben und wie sie sich auf die Qualität der Behandlung auswirken. Das Großklinikum Kassel ist ein positives Beispiel für einen langen, bisher erfolgreichen Abwehrkampf gegen Privatisierung und Verschlechterung von Versorgungslage und Arbeitsbedingungen. Der Betriebsrat konnte in einem jahrelangen Kampf den Totalverkauf des Großklinikums verhindern und die Weiterbeschäftigung eines großen Teils des Personals im öffentlichen Dienst zu nicht wesentlich verschlechterten Bedingungen durchsetzen.

Damit wurde zum Abschluß aufgezeigt: Gegenwehr ist notwendig und möglich – mit der Diskussion auf dem Forum wurde vielleicht eine Grundlage dafür gelegt, diesen Widerstand bundesweit auf- und auszubauen.

Der Report mit den Beiträgen des Forums erscheint Ende September beim isw-institut für sozial-ökologische wirtschaftsforschung münchen e.V., Johann-von-Werth-Str. 3, 80639 München, fon: 089-130041, fax: 1689415, e-mail: isw_muenchen@t-online.de.

Corinna Poll

Gesellschaftsgeschichte als Naturgeschichte

Jared Diamond, *Arm und Reich, Die Schicksale menschlicher Gesellschaften*, Fischer Taschenbuch Verlag Frankfurt-M. 2000, 550 S., 25,90 DM

Das Buch des us-amerikanischen Physiologen und Evolutionsbiologen, unter dem Titel „Guns, Germs, and Steel“ erstmals 1997 in New York erschienen, befasst sich mit den Geschichten menschlicher Gesellschaften auf den verschiedenen Kontinenten seit dem Jungpaläolithikum. Der Autor fragt, ob angeborene Eigenschaften der verschiedenen Völker oder die natürliche Ausstattung ihrer jeweiligen Umwelt für den „unterschiedlichen Verlauf“ dieser Geschichten, insbesondere für die schließliche Vormachtstellung von europäischen und neoeuropäischen (von Europäern in anderen Erdteilen errichtete) Gesellschaften verantwortlich sind. Seine Antwort ist derart, daß jedem Versuch einer rassistischen Erklärung der weltgeschichtlichen Machtentfaltung von Gesellschaften des westlichen Eurasiens und jeder eurozentrischen Überheblichkeit der Boden entzogen wird.

Jared Diamond entfaltet seine Fragestellung in einem Prolog (15-41), wobei er die Frage eines Freundes aus Papua-Neuguinea nach dem Ursprung der Güterfülle der „Weißen“ an den Anfang stellt: „Wie kommt es, daß ihr Weißen so viel Cargo geschaffen und nach Neuguinea mitgebracht habt, wir Schwarzen aber so wenig eigene Cargo hatten?“ (17) Im einleitenden Teil I (43-87) wird im ersten Kapitel die Entwicklung und

Ausbreitung der Gattung homo bis hin zum homo sapiens sapiens (h. sp. sp.) skizziert. Dabei wird für die Zeit der Anbahnung des Übergangs vom Mittel- zum Jungpaläolithikum vor 100.000 bis 50.000 Jahren ein wesentlicher „Wandel in den Fähigkeiten unserer [h. sp. sp.] Vorfahren“ im Sinne wachsender „Kreativität“ im Zusammenhang mit der Entwicklung der Sprache angenommen. Dies habe einen „großen Sprung“ in der Geschichte der Menschen, insbesondere in der Waffen- und Werkzeugherstellung, eingeleitet. Damit sei auch der Beginn der großen Ausweitungen des menschlichen Lebensraums über das zuvor von Afrika aus besetzte Eurasien hinaus zusammengefallen, welche mit der Besiedelung Australiens/Neuguineas einsetzten und mit derjenigen Südamerikas endeten (50-65). Im zweiten Kapitel des einleitenden Teils wird ein Beispiel der frühneuzeitlichen europäischen Übermacht im Weltmaßstab geschildert, nämlich die Überwältigung des letzten Inka-Herrschers durch das Häuflein spanischer Eroberer, und es wird nach den Gründen und Mitteln dieser Übermacht gefragt, wobei die europäischen Militär- und Transporttechniken, Krankheitserreger, Politikformen und die alphabetische Schrift hervorgehoben werden (78-87). Damit stellt sich dem Autor die weitergehende Frage, was letztlich einige der vielen Völkerschaften der Spezies h. sp. sp. (die sämtlich zu jungpaläolithischer Technologie qualifiziert gewesen waren) in die Lage versetzte, jene Machtmittel zu entwickeln, die zur Zurückdrängung, Unterwerfung oder Vernichtung anderer Völkerschaften der eigenen Spezies taugten. Für solche Über-

mächtigungen führt der Autor in seinem Buch viele Beispiele an. Von ihnen sind die neuzeitlichen Eroberungen und Kolonisationen anderer Gesellschaften durch Europäer und schließlich auch Neoeuropäer nur die bekanntesten. Die Teile II und III des Buches sind einer theoretischen Beantwortung dieser Frage gewidmet. Kern dieser Antwort ist, daß die erwähnten Mittel der Machtentfaltung als unmittelbare Faktoren („proximate factors“) anzusehen seien, die in Kausalketten („chains of causation“) auf eigentliche Ursachen („ultimate factors“) zurückgeführt werden könnten. Als eine solche Ursache habe insbesondere die Entstehung und Verbreitung erfolgreicher Landwirtschaft in verschiedenen Räumen der Erdoberfläche zu gelten, die ihrerseits durch biogeographische, klimatologische und geologische Faktoren bedingt gesehen werden (92f, 360). Der umfangreiche Teil II (89-228) behandelt daher in sieben Kapiteln eingehend Gründe für kontinentale, aber auch regionale Differenzen in der Begründung und Entwicklung der Domestikation von Pflanzen und Tieren sowie der agrilkulturellen Subsistenzstrategie bzw. für deren Unterbleiben. Als entscheidend für Entstehung und frühe Entwicklung von Landwirtschaft wird insbesondere die natürliche Ausstattung von Lebensräumen mit domestizierbaren Arten hervorgehoben, wobei eine Vielfalt solcher Arten, wie im bekanntesten Fall, dem des südwestasiatischen „Fruchtbaren Halbmonds“, besondere Vorteile verschafft. (151-207) Als wesentlich für die unterschiedliche Ausbreitung von Landwirtschaft gelten die (kli-

matisch-ökologisch relevanten) Unterschiede in der Richtung sowie in der Durchlässigkeit von möglichen Ausbreitungswegen auf den verschiedenen Kontinenten. Eurasien habe in dieser Hinsicht Vorteile gehabt, da es über eine geologisch-topographische Achse in West-Ost-Richtung auf etwa gleicher geographischer Breite verfügte, im Unterschied zu Afrika wie zu Amerika, wo Barrieren die Ausbreitung von Landwirtschaft von Norden nach Süden bzw. von Süden nach Norden behinderten (208-228). In Teil III werden die Entstehung und Entwicklung der Machtmittel behandelt, die auch die Durchsetzung europäischer und neoeuropäischer Gesellschaften ermöglichten: Krankheitserreger, Buchstabenschrift, technische Mittel sowie zentrale politische Herrschaftsformen (229-360). Dem Autor zufolge führten Landwirtschaft als Subsistenzbasis einer seßhaften und umfangreichen Bevölkerung, verbunden mit zwischengesellschaftlicher Konkurrenz und Diffusion, als eigentliche Ursachen („ultimate causes“) von Ungleichheiten zwischen Gesellschaften zur Herausbildung der genannten unmittelbaren Ursachen („proximate causes“), „die Eroberungen ermöglichten“ (231-360). Während bestimmte Infektionskrankheiten vor allem aus Krankheiten domestizierter Tiere entstanden und so z.B. zur Waffe der Europäer bei der Eroberung Amerikas werden konnten, entstand die Schrift auch außerhalb Südwestasiens, so in Mesoamerika, und war daher offenbar keine zureichende Bedingung interkontinentaler Machtentfaltung. Die technische Entwicklung von

Werkzeugen und Waffen wurde dem Autor zufolge in Eurasien insbesondere durch die Diffusion technischer Innovationen von Ost nach West und von West nach Ost begünstigt. Landwirtschaftliche Produktion, die Vergrößerungen von Bevölkerungen herbeiführte, machte andere Arten der Konfliktlösung, der Entscheidungsfindung, der Güterverteilung und -beschaffung sowie der Raumnutzung notwendig. Das förderte in großen Gesellschaften insgesamt eine Zentralisierung von Macht, was nach und nach unweigerlich („inevitably“) die Entstehung von Machtungleichheiten innerhalb einer Gesellschaft ermöglichte (354). Dabei führte Konkurrenz zwischen Gesellschaften zu mehr oder minder gewaltsam herbeigeführten Vereinigungen und damit zu jeweils größeren Gesellschaften und neuen politischen Formen: von der egalitären Gesellschaft vom Typ der Sammler-Jäger-Gesellschaft über Stammesgesellschaften und Häuptlingstümer zu staatlich verfassten Gesellschaften (325ff). In Teil IV werden in einer „Reise um die Erde in fünf Kapiteln“ die kontinentalen und interkontinentalen Entwicklungen und Verschiebungen menschlicher Gesellschaften seit der letzten Eiszeit mithilfe des zuvor dargestellten theoretisch-methodischen Instrumentariums, ergänzt durch linguistische Analysen, untersucht. Diese „Reise“ geht von Australien und Neuguinea über Ostasien, Ozeanien sowie Eurasien und die beiden Amerika bis nach Afrika (361-500). Der „prägende Einfluß der Umwelt auf den Gang der Geschichte“ (436) wird dabei immer wieder hervorgehoben. In einem

„Epilog“ wird über „Die Zukunft der Geschichte als Naturwissenschaft“ nachgedacht, wobei auch Möglichkeiten der „Fortführung“ der vorgelegten Untersuchungen erörtert werden, etwa in Form räumlich und zeitlich kleinteiligerer Betrachtungen (506-528).

Indem das Buch die lange Vor- und Entstehungsgeschichte der gewaltigen Machtentfaltung modernbürgerlicher Gesellschaften behandelt, geht es einer zentralen, noch ungenügend erforschten historischen Frage nach. Der Autor verfolgt einen global angelegten theoretischen Ansatz, der auf Beziehungen zwischen der körperlichen Verfassung der Menschen und natürlichen Bedingungen ihres Lebensraums abstellt. Dabei geht Diamond für den Zeitraum seit dem Jungpaläolithikum von der Gleichheit der körperlichen und geistigen Fähigkeiten aller Ausprägungen des h. sp. sp. aus, wobei biologische Variationen innerhalb dieser Spezies nach dem Prinzip der geographischen Variation erklärt werden, und er behandelt die Geschichte der verschiedenen Gesellschaften als von den jeweiligen räumlich gegebenen Umweltbedingungen abhängige Größe. Das gilt insbesondere für die „environmentally related variation in subsistence“, wie es in einem Kapitel („A natural experiment of history“, p. 61) der Originalausgabe heißt, das in den deutschen Ausgaben (es existiert auch eine gebundene, bereits vergriffene Ausgabe von 1998) aus nicht erklärten Gründen nicht enthalten ist. Besonders ertragreich ist dieses Vorgehen bei der Untersuchung der biogeographischen und geologischen

Voraussetzungen von Landwirtschaft (Teil II) sowie bei derjenigen der kontinentalen und interkontinentalen Wanderungen, Verschiebungen, Verdrängungen und Übermächtigungen von Populationen des h. sp. sp. seit der letzten Eiszeit (Teil IV). Hervorragende Einsichten zeitigt hier eine gelungene Kombination von differenzierter regionaler Betrachtung einerseits und globaler Erfassung der Phänomene andererseits. Es ist ein sehr wichtiges Buch, wobei auch die folgenden kritischen Bemerkungen an dieser Einschätzung nichts ändern.

Der Autor will mithilfe seines theoretischen Ansatzes die „Schicksale menschlicher Gesellschaften“ („the fates of human societies“) seit der letzten Eiszeit bis zu den modernen Machtungleichheiten von Gesellschaften erklären. Daß seine Erklärung die gesellschaftsgeschichtlichen Entwicklungen zu den modernen europäischen Gesellschaften nicht voll abdeckt, sieht Jared Diamond selber (505ff). Indessen weisen auch die präsentierten Erklärungen gesellschaftlicher Langfristentwicklungen an verschiedenen Stellen Brüche auf. Das hängt unseres Erachtens mit einem Defizit in seinem theoretischen Ansatz zusammen, in dem die vererbare körperliche Verfassung der Menschen und die erdgeschichtlich veränderlichen Umweltbedingungen zwar als zwei wirkende Momente gesehen, aber nicht systematisch in ihren Wechselbeziehungen begriffen werden. Ihr Zusammenspiel kommt nur in veranschaulichenden Einzelbetrachtungen, so z.B. in der Schilderung landwirtschaftlicher Subsistenzstrategien, zum Zuge. Der vom Autor

i.d.R. vertretene geographische Materialismus hat daher in manchen theoretischen Passagen einen leicht mechanistischen Charakter.

Dieses Defizit zeigt sich zunächst in der Erklärung des jungpaläolithischen Übergangs zu verfeinerter Waffen- und Werkzeugherstellung. Dieser Übergang freilich wird restlos einer Veränderung der körperlichen Verfassung des h. sp. sp. (eine Vervollkommnung des Stimmapparats durch einen „winzigen Wandel der Erbsubstanz“ wurde in Diamonds Buch „Der dritte Schimpanse“, 1994, S. 73, als Möglichkeit genannt) zugeschrieben, die sich vor 100.000 bis 50.000 Jahren ereignet haben soll. Die entscheidenden Veränderungen in der Waffen- und Werkzeugherstellung (Mikrolithe-Industrie), von denen sich einige schon lange (vielleicht 100.000 Jahre) vor dem h. sp. sp. in Afrika angebahnt hatten, gab es aber in bestimmten Regionen Eurasiens erst gegen Ende der Eiszeit, insbesondere im Magdalenien. Das weist darauf hin, daß es nicht die körperlichen Eigenschaften des h. sp. sp. an sich sind, aus denen die jungpaläolithischen Innovationen bei Instrumenten hervorgingen, sondern die Auseinandersetzungen bestimmter Gruppen dieser Spezies mit den bestimmten Umweltbedingungen ihres jeweiligen Lebensraums zu einer gegebenen Zeit. Um solche Entwicklungen adäquater zu erfassen, scheint es angebracht, Wechselbeziehungen zwischen Populationen der Spezies und ihrem biogeographischen Habitat unter anderem mithilfe des Begriffs der praktischen Interaktion dieser Momente im Kontext von Gesellschaften zu untersuchen.

Zum andern zeigt sich jenes theoretische Defizit bei der Erklärung der Entstehung von agrarischer Produktion und von auf Landwirtschaft basierenden technischen und politischen Entwicklungen (wobei Diamond keine klaren Unterscheidungen zwischen politischen Verfassungen und Gesellschaften als solchen trifft). Wenngleich der Autor verschiedentlich betont, daß das Vorhandensein biogeographischer Voraussetzungen von Landwirtschaft nicht bedeutet, daß Landwirtschaft auch betrieben wird, argumentiert er letztlich meist so, als ob solche Voraussetzungen tatsächlich zureichende Bedingung des Übergangs einer Gesellschaft zur Agrikultur als Subsistenzbasis seien. Dabei zeigen vielfältige Verweisungen etwa auf trial-and-error-Vorgänge sowie auf Zurückweisungen von Landwirtschaft durch Sammler-Jäger-Gesellschaften, die Diamond selbst bringt, daß es sich bei diesem Übergang um eine probabilistische Entwicklung praktischer Art handelt. Diese praktische Vermittlung von Beziehungen zwischen Menschen und Umwelt in Gesellschaften, die zur Landwirtschaft übergehen, wird in der theoretischen Erklärung zugunsten eines evolutionären Trends unterbelichtet. Das gleiche gilt für die Betrachtung technischer und politischer Entwicklungen, welche nach Einführung von Landwirtschaft erfolgen. Dieser evolutionistische Zug der Theorie Diamonds bestimmt auch seine Einschätzung des agrarischen Surplus. Wie vielen anderen Autoren gilt ihm die Produktion eines landwirtschaftlichen Überschusses als problemlose Voraussetzung weiterer kulturell-

gesellschaftlicher Entwicklungen, wobei der Unsicherheit landwirtschaftlicher Erträge nicht genügend Rechnung getragen und insbesondere die Notwendigkeit von Ersatzinvestitionen nicht gesehen wird. Landwirtschaftliche Vorratsbildung, an sich auch von Diamond hervorgehoben, entspringt vor allem dem Erfordernis der Bevorratung solcher Ersatzmittel sowie von Gütern für zukünftigen Verbrauch und für Risikoausgleich. Sie zeigt an, daß die Wechselbeziehungen zwischen Mensch und Umwelt durch Sachen vermittelt sind und überdies reziproke Veränderungen (z.B. Vorratsabhängigkeit, Nährstoffentzug) implizieren. Es handelt sich um dialektische praktische Beziehungen, die gerade auch in der Agrikultur immer wieder zu drastischen Verschlechterungen von Umwelt- und Lebensbedingungen geführt haben. Spezifische technische und politische Entwicklungen, so die Entstehung früher Staaten, sind ohne Berücksichtigung dessen nicht zu erklären.

Schließlich wird jene Leerstelle der Theorie bei der Frage deutlich, warum gerade West-Europa, also der gesamte Westteil des eurasischen Kontinents, und schließlich seine neoeuropäischen Ableger in der Geschichte vom Altertum bis zur Neuzeit so mächtig wurden. Diese oft gestellte Frage wird von Jared Diamond im „Epilog“ nur noch angerissen. In Anknüpfung an seine Theorie könnte die Antwort vielleicht in folgende Richtung gehen: eine günstige natürliche Ausstattung bestimmter Lebensräume und reichhaltige tradierte Erfahrungen bestimmter Menschengruppen wirken in der Ausein-

andersetzung von „Mensch“ und „Natur“ nach der Nordwanderung der Agrikultur in den europäischen Mittelmeerraum seit der Antike produktiv zusammen und ermöglichen schließlich im mittelalterlichen West-Europa nördlich der Pyrenäen und der Alpen Steigerungen der landwirtschaftlichen und gewerblichen Produktion, die sich zwar zunächst besonders günstigen Merkmalen der Naturausstattung und besonders reichhaltiger Wissensüberlieferung der Bevölkerung der Gesellschaften in diesem Raum verdankt. Diamond selber weist auf die günstigen Klima- und Bodenverhältnisse in diesem Teil Europas und auf die Möglichkeiten der Wasserkraftnutzung und der Eisenverarbeitung hin; die lange zurückreichende Erfindung des Bodenwendepflugs wäre ergänzend hervorzuheben. Die Fortführung dieser Steigerung der Gütererzeugung in der kapitalistischen Produktionsweise wird insbesondere durch die Plünderung stofflicher und energetischer Ressourcen anderer, zumal überseeischer Gesellschaften und durch deren Unterdrückung gefördert. Aber mit der Umwelt und den diesbezüglichen Kenntnissen kann man nicht alles erklären, was schon daran deutlich wird, daß die Machtzuwächse West-Europas vor allem in mittelalterlich-feudalen und in modern-bürgerlichen Gesellschaften entstanden, die in ein und derselben räumlichen Umgebung existierten. Hier und anderswo ist die Verfassung der Gesellschaften, in denen die praktische Vermittlung der Beziehungen zwischen Mensch und Umwelt realisiert wird, als eigenständige Größe in's Spiel zu bringen.

Das gilt insbesondere für die Subsistenzstrategien, die als bestimmte ökonomische Produktionsweisen mit ihren Klassen- und Ungleichheitsverhältnissen seit der ausgehenden Antike auf Steigerungen der Güterproduktion ausgerichtet waren. Sie verbanden sich mit bestimmten Formen des Patriarchats und des Staates, die der Ökonomie und schließlich der europäischen Expansion förderlich waren.

Die Übersetzung ist nicht frei von Mängeln. Aus „differences in the rise of guns, germs, and steel“ wurde „Ungleichheit menschlicher Gesellschaften“, eine unzulässige Verkürzung (208); aus „Islam's eventual defeat of the Crusaders“ wurde „Sieg der Mohammedaner“, eine christlich-eurozentrische Fehlbenennung (297); aus „chiefdoms“ wurde „Häuptlingsreiche“ anstelle von Häuptlingstümmern, eine irreführende Bezeichnung (passim). Einmal schließlich heißt es irrtümlich „mesopotamisch“ statt mesoamerikanisch (277), was Verwirrung stiftet. Trotz solcher Mängel ist die Übersetzung im allgemeinen ganz gut.

Margarete Tjaden-Steinhauer/
Karl Hermann Tjaden

„Widerwillige Loyalität“ und „Ent-Klassung“ der Arbeiterschaft

Michael Schneider, *Unterm Hakenkreuz. Arbeiter und Arbeiterbewegung 1933 bis 1939*, Verlag J.H.W. Dietz Nachf., Bonn 1999 (= Bd. 12 der Reihe: *Geschichte der Arbeiter und der Arbeiterbewegung in Deutschland seit dem Ende des 18.*

Jahrhunderts, hrsg. von Gerhard A. Ritter), 1184 Seiten, 98,- DM.

Geduld und Durchhaltevermögen verlangt der voluminöse Band von Michael Schneider zur Geschichte der Arbeiterschaft zwischen 1933 und 1939 – und dies wohl gleichermaßen vom Autor wie auch von seinen Lesern. Reichlich belohnt wird man dafür mit einem tiefen Einblick in die Existenz der Arbeiterschaft in den ersten sieben Jahren des Faschismus, einem Überblick über die verschiedenen Facetten dieser Existenz, deren Ausprägung zwischen Anpassung und Widerstand Schneider folgt. Es ist nicht zu gewagt zu prophezeien, daß diese Darstellung und der angekündigte Folgeband über die Jahre bis 1945 sich zu einem Standardwerk entwickeln werden.

Zu verdanken ist das nicht dem originellen oder neuen Blick, den Schneider auf seinen Gegenstand wirft, sondern der sachlichen und ausgewogenen Art, mit der der Autor sich seinem Thema nähert und auch die vielfältigen Forschungskontroversen, die sich damit verbinden, aufnimmt und weiterführt.

Gegliedert ist der Band in vier große Kapitel, die die Verfolgung und Unterdrückung der Arbeiterbewegung im Frühjahr 1933 (1), das Werben des Faschismus um die Arbeiterschaft und die Verheißungen der „Volksgemeinschaft“ (2), das Arbeiterleben im „Neuen Staat“ (3) und schließlich Widerstand, Illegalität und Exil der Arbeiterbewegung (4) thematisieren. Jedes dieser Kapitel umfaßt zahlreiche und detaillierte aufgeführte Unterpunkte, so daß auch spezielle Fragestellungen ge-

sondert nachgeschlagen werden können.

Die begrifflichen Klärungen der Einleitung verdeutlichen den Ansatz Schneiders, womit er gleichzeitig Stellung zur Kontroverse um die Rolle der Arbeiterschaft zwischen Anpassung und Widerstand bezieht. Dominierten in den siebziger Jahren eher Arbeiten, die das Widerstandspotential der Arbeiterklasse betonten und in ihr einen gewichtigen Faktor des Widerstands sahen (z.B. Timothy Mason), so drehte sich diese Wertung in den neunziger Jahren um. Jetzt galt die Arbeiterschaft als angepaßte und wichtige Stütze des Regimes. Schneider stimmt keiner dieser Einschätzungen zu, sondern betont vor allem die zwiespältige Haltung der Arbeiterschaft, die er begrifflich bewußt von der Arbeiterbewegung trennt. Letztere, verstanden als bewußter politischer Ausdruck der eigenen Klassenlage, umfaßte laut Schneider eben nicht die gesamte Arbeiterschaft, und es war nach 1933 nur ein kleiner Teil derselben, der den Zielen und politischen Vorstellungen der Arbeiterbewegung treu blieb. Abgelehnt wird von ihm jedoch eine dichotomische Gegenüberstellung von Anpassung und Widerstand (hier verstanden als nicht regimetreues Verhalten). Vielmehr zeigt es sich, daß der Alltag des NS-Regimes verschiedene Verhaltensweisen und Anpassungsleistungen hervorbrachte, die das Individuum zwischen diesen Polen hin und her wechseln ließ.

Nicht ganz überzeugend ist Schneiders Bewertung des Klassenbegriffs, den er zwar einerseits von der objektiven Stellung im kapitalistischen

Produktionsprozeß ableitet, aber von seinem marxistischen Verständnis lösen will, worunter er vor allem das aus der objektiven Klassenlage hergeleitete Klassenbewußtsein versteht. Zumindest erscheint es fraglich, ob eine so mechanistische Verknüpfung der Klasse „an sich“ mit der Klasse „für sich“ auf Marx zurückzuführen ist. Sicherlich richtig ist sein Hinweis, daß der Anteil dieser Klasse „für sich“ nicht einmal die Hälfte der Arbeiterklasse umfaßte, weshalb alle Verallgemeinerungen hier nur in die Irre führen.

Wie gelang nun die Integration eines großen Teils der Arbeiterschaft? Die wichtigste Voraussetzung hierfür war die Zerschlagung der alten Arbeiterbewegung und damit des potentiell gefährlichsten Gegners des Faschismus. Nach dieser terroristischen Beseitigung des wichtigsten ideologischen Widerparts der Nazis setzte die andere Variante der Integration ein, das Werben um die Arbeiterschaft.

Im längsten Kapitel des Buches verdeutlicht Schneider das ganze propagandistische und institutionelle Instrumentarium, mit dem der Faschismus die Arbeiterschaft umwarb, begleitet immer von der gewalttätigen und terroristischen Drohung. Wichtige Punkte sind hier die ausführliche Darstellung der Entwicklung der Deutschen Arbeitsfront (DAF) und die Frage und nach einer originären nationalsozialistischen Sozialpolitik sowie deren Bewertung. Die DAF und die ihr angeschlossenen Organisationen waren eines der wichtigsten Mittel zur Gewinnung breiter Teile der Arbeiterschaft, und Schneider kann deren zwiespältigen Charakter treffend

aufzeigen. Einerseits um tatsächliche Verbesserungen für die Arbeiterschaft im konkreten Arbeitsprozeß bemüht, bewegte sich die DAF nur im vorgegebenen Rahmen, der die Machtverteilung innerhalb des Betriebes eindeutig zugunsten des Kapitaleigners regelte. Zwar war die DAF als größte Einzelorganisation des NS-Regimes mit enormer Macht ausgestattet, doch wurde sie nie als ein realer Ersatz für die Gewerkschaften wahrgenommen. Der von einigen Autoren mit Verweis auf die sozialpolitischen Planungen der DAF in den letzten Jahren behauptete sozialrevolutionäre Charakter des Nationalsozialismus (Rainer Zitelmann u.a.) wird von Schneider eindeutig zurückgewiesen. Diese Maßnahmen und Zukunftsplanungen seien „in eine ebenso rassistische wie imperialistische Gesamtpolitik eingebunden“ (201) gewesen, hätten also nur auf den deutschen „Volksgenossen“ gezielt und einen siegreichen Krieg vorausgesetzt. Dennoch darf die integrierende Wirkung dieser Politik vor dem Hintergrund der realen Misere der frühen dreißiger Jahre nicht unterschätzt werden.

Auch die sozialpolitischen Maßnahmen des Regimes werden von Schneider in den generellen Kontext der nationalsozialistischen Politik eingeordnet. So setzten sich in diesem Bereich einmal Trends und Entwicklungen der Weimarer Zeit fort, zum anderen findet sich eine spezifische Umorientierung. Nicht das hilfsbedürftige Individuum findet sich im Mittelpunkt sozial- und wohlfahrtsstaatlicher Maßnahmen, sondern Ziel ist die Förderung der für die „Volksgemeinschaft“ „Wert-

vollen“ und „Erbgesunden“, womit auch hier das rassistische Paradigma das Movens der Politik ist. Diese Politik als Ausdruck von Modernität und als Anschluß an die Moderne zu bezeichnen, wie es in Arbeiten rechtskonservativer Autoren (Zitelmann, Weißmann) geschieht, ist für Schneider absurd.

Im dritten Kapitel überwiegen die Aspekte des Alltagslebens der Arbeiterschaft, vom Mythos und von der Realität der Betriebsgemeinschaft über die Haushaltsführung und Freizeitgestaltung bis zur Frage nach der wechselnden politischen Stimmung, wie sie vom Regime selbst, aber auch von den Exilorganisationen der SPD und KPD wahrgenommen wurde. Zusammenfassend kommt Schneider zu dem Ergebnis, daß im Vergleich zu den zwanziger und frühen dreißiger Jahren von einer „Ent-Klassung“ der Arbeiterschaft zu sprechen sei, hervorgerufen durch die bewußte Zerschlagung und Auflösung „überkommener Kommunikations- und Solidarstrukturen“ (767). Rückzug ins Private und voranschreitende Individualisierung waren die Reaktionen der Arbeiterschaft hierauf, wiewohl Schneider von keiner generellen Auflösung des Klassenbewußtseins ausgeht: „Ohne Zweifel zielte die nationalsozialistische Politik auf den Abbau des Klassenbewußtseins. Doch die Klassenspannungen, die als Interessenkonflikte durchaus akzeptiert wurden, blieben existent. Sie wurden von der ‘Volksgemeinschafts’-Ideologie überlagert und zum Teil verdeckt, brachen aber in mannigfachen Formen der Interessenwahrnehmung und Konfliktaustragung auf.“ (768) Der zurückgelegte Weg zur

„Klasse für sich“ wurde durch den Faschismus auf die Stufe der „Klasse an sich“ zurückgeworfen.

Das letzte Kapitel zeichnet den vielfältigen und opferreichen Widerstand des aktiven Teils der Arbeiterbewegung nach und verdeutlicht die unterschiedlichen Widerstandskonzepte der beiden Arbeiterparteien. Deren Verhältnis und den verpaßten Chancen einer Einheitsfront gelten zahlreiche Ausführungen, wobei Schneider die Chancen einer gemeinsamen Politik als sehr gering einschätzt. Bei der Frage der Verantwortung hierfür kann und will der Autor seinen sozialdemokratischen Standpunkt nicht verleugnen. Außer Zweifel steht für Schneider, daß die Arbeiterbewegung größten Anteil am Widerstand hatte und ihn am konsequentesten führte, und zwar zu einem Zeitpunkt, als der späte bürgerliche und konservative Widerstand noch aufs Beste mit dem Regime kooperierte.

In der abschließenden Bewertung hebt Schneider noch einmal die ambivalente Stellung der Arbeiterschaft zwischen widerwilliger Loyalität und Dissens zum Regime hervor. Ohne den optimistischen Einschätzungen einer „kollektiven Selbstbehauptung“ der Arbeiterklasse zuzustimmen (so bei Mason und Karl Heinz Roth) kommt Schneider jedoch zu keinem völlig konträren Ergebnis: „Wenn also für irgendeine soziale Schicht davon gesprochen werden kann, daß ein nennenswerter Teil der Angehörigen dem Nationalsozialismus zurückhaltend oder ablehnend gegenüberstand, dann für die - industrielle - Arbeiterschaft.“ (1086)

Gerd Wiegel

Zu Tode heilen. Medizin im NS-System

Susanne Zimmermann, *Die Medizinische Fakultät der Universität Jena während der Zeit des Nationalsozialismus, Ernst-Haeckel-Haus-Studien. Monographien zur Geschichte der Biowissenschaften und Medizin, Bd. 2, VWB – Verlag für Wissenschaft und Bildung, Berlin 2000, 223 Seiten, 48,- DM;*

Christoph Kopke (Hg.), *Medizin und Verbrechen. Festschrift zum 60. Geburtstag von Walter Wuttke, Klemm & Oelschlaeger, Ulm 2001, 320 Seiten, 49,80 DM;*

Ernst Klee, *Auschwitz, die NS-Medizin und ihre Opfer. Überarbeitete Neuausgabe, Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M. 2001, 525 Seiten, 29,80 DM*

„Auffällig ist, daß sich die medizinischen Fakultäten der DDR bei der Aufarbeitung ihrer eigenen jüngeren Geschichte sehr zurückhielten. Dies verwundert umso mehr, bedenkt man, welchen Anspruch die DDR bei der ‚Bewältigung‘ der NS-Vergangenheit erhoben hatte. Unter der Leitung von Achim Thom beschäftigten sich die Mitarbeiter des ‚Karl Sudhoff-Institutes‘ in Leipzig in den letzten Jahren der DDR zwar intensiv mit der ‚Medizin im Faschismus‘, sie bezogen die eigene Arbeit jedoch nur partiell ein. [...] An anderen ostdeutschen medizinischen Fakultäten wurde die Zeit des Nationalsozialismus nur in kurzen Publikationen, meist begrenzt, thematisiert.“ (Zimmermann, 10).

Dieses Resümee stellt die Jenenser Chirurgen und Medizinhistorikerin

Susanne Zimmermann ihrer Untersuchung *Die Medizinische Fakultät der Universität Jena während der Zeit des Nationalsozialismus* voran. In der BRD begann die Erforschung der Mediziner als Mordgehilfen der Nazis um 1980 und blieb Außenseitern vorbehalten. In beiden nun vereinten deutschen Staaten reagiert man auf faktenreiche medizinhistorische Darstellung mit Leugnen und Empörung. Aus den Spalten der Thüringer Presse schlug Susanne Zimmermann offener „Haß“ entgegen: „Die wüsten Angriffe auf die Autorin gipfelten in Bemerkungen wie: [sie] wolle die Geschichte der Universität Jena verfälschen, sie sei eine Nestbeschmutzerin“.¹

Zimmermann zitiert Thüringens Gauleiter und Reichstatthalter Fritz Sauckel 1933 mit dem Ziel, „die Universität Jena zu einem nationalsozialistisch wissenschaftlichen Stützpunkt erster Ordnung auszubauen.“ (61)

Der Faschisierung des Lehrkörpers geht die Faschisierung der Studentenschaft voraus. Schon 1934 sind in den beiden größten Jenenser Disziplinen, Medizin und Jura, gut ein Viertel der Kommilitonen Mitglieder des Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbundes (vgl. 80). Gleichzeitig werden ältere und nicht genehme Professoren durch NS-Mediziner ersetzt. Als erster wird Karl Astel, der Präsident des Thüringer Landesamts für Rassewesen, berufen: Er „wurde am 1.6.1934 ordentlicher Professor für ‚Menschliche Züchtungslehre und Vererbungslehre‘ an der Me-

¹ Herbert Altenburg, Man wußte, aber schwieg. Jenas braune Mediziner und der Volkszorn über die späte Enthüllung, *junge Welt*, 25.09.01, S. 1

dizinischen Fakultät der Universität Jena.“ (31)

Astel richtet die gesamte Fakultät nach faschistischen Vorstellungen wie „Ahnenerbe“, „Auslese“ und „Ausmerze“ aus und ruft zu einem „uneingeschränkten Vernichtungskampf gegen das Judentum“ (101) auf.

Zusammen mit Jenenser Kollegen wird Astel Beisitzer in „Erbgesundheits“- und „Erbgesundheitsobergerichten“ (146), die psychisch Kranke und Behinderte zur Zwangssterilisation oder zum Euthanasietod verurteilten. Dem 1939 zum Rektor und Staatsrat beförderten Astel steht als Praktiker der „Vernichtung lebensunwerten Lebens“ ab Herbst 1938 der Psychiater Berthold Kihn zur Seite. „Die endgültige Ernennung Kihns [zum Psychiatrieprofessor und Leiter der Psychiatrischen Klinik] erfolgte durch den ‚Führer und Reichskanzler‘ Adolf Hitler am 6.3.1939.“ (46)

Kihn agiert als fleißiger Gutachter bei der als „Aktion T 4“ vernebelten Erwachsenen-Euthanasie: „Wie viele Patienten er als ‚Gutachter‘ in den Tod schickte, ist nicht bekannt. [...] In der Diskussion [um ein Euthanasiegesetz] forderte [Kihn] eine generelle gesetzliche Meldepflicht für ‚bestimmte Kranke‘ [durch deren] Angehörige [...]. Weiterhin schlug der Jenaer Psychiater vor, man müsse ‚gesetzlich alle ärztlichen Eingriffe unterbinden [...], die bei unheilbaren Leiden und eingetretenem Todeskampf eine Verlängerung des Lebens mit sich bringen könnten.“ (170)

Euthanasie wie Zwangssterilisation richten sich unverkennbar nach kapitalistischen Utilitätskriterien. In Susanne Zimmermanns Worten: „Bei der ‚Beurteilung‘ der Patienten war weniger

das ‚Krankheitsbild‘ [als] vielmehr das Ausmaß der Produktivität, also die ‚Nützlichkeit‘ der Patienten, ausschlaggebend.“ (169)

Dem 1981 „auf Grund massiven Drucks aus der Ärzteschaft“ von der Universität Tübingen vertriebenen Medizinhistoriker Walter Wuttke (Kopke, 7) hat Christoph Kopke unter dem Titel *Medizin und Verbrechen eine Festschrift zum 60. Geburtstag* gewidmet, an der sich andere Mitkämpfer der NS-Forschung, unter ihnen Karl Heinz Roth, beteiligt haben. In den 70er Jahren begann Wuttke mit den Vorarbeiten zu der Wanderausstellung *Volk und Gesundheit. Heilen und Vernichten im Nationalsozialismus*, die zwischen 1982 und 1985 in 24 deutschen Städten die Bevölkerung über die Verbrechen der NS-Medizin aufklärte. „Walter Wuttke [eröffnete] die Ausstellung jeweils mit einem Einführungsvortrag. Vermutlich hat nur noch die umstrittene Wehrmachtsausstellung [...] eine vergleichbare Resonanz und Breitenwirkung gefunden.“ (13)

Die Beiträge der *Festschrift* untermauern die These der Ausstellung: „Nationalsozialistische Medizin war insgesamt Leistungs-, Billig- und Vernichtungsmethoden, weshalb die Verbrechen in den Konzentrationslagern nicht isoliert von den Entwicklungen des übrigen Gesundheitswesens betrachtet werden können.“ (15)

Der zweite bahnbrechende Außenseiter ist der Theologe und Sozialpädagoge Ernst Klee. 1983 hat er mit seiner Arbeit über *Euthanasie im NS-Staat*² der

² Ernst Klee, „Euthanasie“ im NS-Staat. Die Vernichtung „lebensunwerten Lebens“, S. Fischer Verlag, Frankfurt/M. 1983

systematischen Erforschung der NS-Medizin einen weiteren Anstoß gegeben. In seinem neuen Werk bekräftigt Klee implizit Wuttkes These, indem er die enge Zusammenarbeit der großen deutschen Forschungsinstitute „Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften“ und der „Deutschen Forschungsgemeinschaft“ mit den kriminellen medizinischen „Experimenten“ der Wehrmacht und der SS herauspräpariert. „Eine besondere Rolle bei Menschenversuchen im Dritten Reich kommt der ‚deutschen Forschungsgemeinschaft‘ [DFG] zu: Sie finanziert sie. [...] Die Finanzmittel der [DFG] stammen vorwiegend aus der Industrie.“ (Klee, 63f.)

Zu den Begünstigten zählt auch Josef Mengele, Assistent bei Professor Otmar Freiherr von Verschuer, dem Leiter des „Kaiser-Wilhelm-Instituts für Anthropologie“. Mengele wird 1943 „zur Forschung nach Auschwitz versetzt und die Erbbiologische Zentralsammlung massenhaft mit eropathologischen Kostbarkeiten beliefern [...] Skelette verwachsener Menschen, abgeschnittene Kinderköpfe, abgetriebene Föten, kistenweise Augen. Auschwitz-Birkenau wird zum weltweit einmaligen Forschungslabor des KWI für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik.“ (456)

Aus Klees minutiös dokumentierter Untersuchung gewinnt man die Erkenntnis: Die meisten der an NS-Verbrechen beteiligten Mediziner gehen – wie die beiden Forschungsinstitute – nach 1945 unbehelligt ihren Geschäften nach und leiden unter totaler Amnesie, erinnert man sie an ihre Aktivitäten in der Nazi-Ära. Deshalb gelangt Ernst Klee zu dem wiederum durch Fakten gestützten Fazit:

„Die anthropologischen Institute nennen sich fortan humangenetische Institute, die Kaiser-Wilhelm-Institute heißen Max-Planck-Institute. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft, das zentrale Selbstverwaltungsorgan der Wissenschaft, beklagt 1996 in einer Denkschrift Behinderungen der Forschung, speziell bei Gentechnik und Embryonenforschung. Titel der Denkschrift: ‚Forschungsfreiheit‘.“ (491)

Hans G Helms

Entschiedenheit ohne Augenmaß. Wolfgang Harich zum Gedächtnis

Wolfgang Harich zum Gedächtnis. Eine Gedenkschrift in zwei Bänden. Herausgegeben von Stefan Dornuf und Reinhard Pitsch, Müller & Nerding Verlag München; Bd. I: 1999, 487 S., 78.- DM; Bd. II: 2000, 551 S., 78.- DM.

Die Herausgeber planten ursprünglich für 1993 eine Festschrift zum 70. Geburtstag von Wolfgang Harich, nahmen aber auf dessen Wunsch davon Abstand. Nach Harichs Tod 1995 wurde aus dem so konzipierten Vorhaben eine Gedächtnisschrift in zwei Bänden, die dann mit reichlicher Verzögerung erschien. Sie enthält eine ausführliche Einleitung und einen Nekrolog, jeweils von Reinhard Pitsch, und 28 Beiträge, jeweils eingeführt von Stefan Dornuf. Schon vom Umfang her klaffen diese Artikel weit auseinander, von einem Buch im Buch mit über zweihundert Druckseiten (Backhaus) bis zur kurzen Miscelle von gut drei Druckseiten. Es sind nur zum Teil Erstveröffentlichungen, viele Texte sind nur gering-

fügig gekürzt oder in anderer Sprache bereits vor Jahren erschienen, manche sind Variationen von Arbeiten der Autoren zum selben Gegenstand. Eine Besonderheit der Gedenkschrift besteht darin, daß sie nicht nur den verstorbenen Harich ehrt, sondern zugleich fünf weitere Autoren, die ebenfalls nicht mehr unter den Lebenden sind und deren Witwen aus dem Nachlaß noch nicht oder nicht vollständig oder nicht auf deutsch veröffentlichte Arbeiten zur Verfügung stellten: Paul Alsberg, Leo Kofler, Rudolf Schottländer, Dieter Claessens, Peter Christian Ludz.

Die Auswahl der Autoren oblag den Herausgebern, sie entlasten sich mit der Angabe, daß Harich noch zu Lebzeiten die Liste der Beiträger autorisiert habe. Inwiefern jene autorisierte Liste vom gegenwärtigen Autorenverzeichnis abweicht, teilen sie nicht mit. Das Spektrum ist äußerst heterogen, neben Berichten über Episoden oder Begegnungen mit Harich stehen profunde Analysen von Gegenständen, mit denen er sich befaßte. Doch bei vielen, selbst bei vorzüglichen Beiträgen bleibt offen, was sie mit dem Gehrten zu tun haben, bei anderen, warum sie überhaupt in den Band aufgenommen wurden. Anscheinend wollten die Herausgeber möglichst viele Autoren präsentieren, die mit Harich kommuniziert haben, selbst dann, wenn sie ihm weder persönlich noch fachlich nahestanden. Für die Anordnung der Abhandlungen und Miscellen aber scheint hochgradig das Datum ihres Eingangs im Verlag maßgebend gewesen zu sein.

Kurze persönliche Erinnerungen steuern die Frauen Harichs, Caroline des

Louis, Gisela May und Irene Galtier, bei, letztere in einem Gespräch mit Siegfried Prokop. Überaus eindrucksvoll porträtiert Harichs Schwester Gisela Wittkowski die Mutter Anne-Lise Harich, deren Güte und unnachahmliche energische Offenheit alle bezeugten, die mit ihr zu tun hatten, Walter Janka ausgenommen. Alle diese persönlichen Erinnerungen beleuchten humorvoll Facetten von Harichs Leben und Persönlichkeit, ausdrücklich widerlegen sie Falschaussagen der von Thomas Grimm herausgegeben und von Harichs letzter Witwe Marianne autorisierten „Autobiographie“¹ und Verleumdungen durch Walter Janka. In diese Gruppe reihen sich auch Schilderungen episodischer Begegnungen mit Harich ein, so von Günter Gaus, damals Leiter der Ständigen Vertretung der BRD in der DDR, und von Alfred Schmidt, einem Fachkollegen Harichs aus der Frankfurter Schule.

Nur wenige Beiträge beschäftigen sich direkt mit der Tätigkeit Harichs und seiner geistigen Entwicklung, z.B. mit seinen Vorlesungen an der Humboldt-Universität und seiner Verteidigung Hegels gegen Stalinsche Verunglimpfungen (Camilla Warnke), mit seiner konzeptiven und Lektoratstätigkeit im Aufbauverlag (Werner Mittenzwei) oder seiner geistigen Beziehung zu Arnold Gehlen (Karl-Siegbert Rehberg). Sehr direkt mit Harich haben auch jene Texte zu tun, die sich mit Themen befassen, zu denen Harich selbst gearbeitet hat, vor allem mit Jean Paul (Dorothea Böck) und der Anthropologie (Leo

¹ Siehe die Rezension in Z 42, Juni 2000, S. 215-220.

Kofler, Dieter Claessens, Peter Christian Ludz).

Das Spektrum der Fachbeiträge umfaßt viele Disziplinen, von der Literaturwissenschaft, Politik, Philosophie, insbesondere Geschichtsphilosophie und Anthropologie, bis zur Soziologie und Ökonomiekritik. Noch breiter ist das Themenspektrum, es reicht von Shakespeare, Aischylos und Jean Paul bis zu Flaubert, von Paul Alsbergs Körperausschaltungsprinzip über Leo Koflers Bewußtseinsanthropologie bis zur Künstlichen Intelligenz (Hans G Helms), von Hegels Dialektik (Thomas Metscher) über die strukturelle Arbeitslosigkeit (Adam Schaff) bis zur Werttheorie (Norbert Trenkle) und zum Marxschen Kritikbegriff (Hans-Georg Backhaus). Diese Vielfältigkeit der Themen läßt leicht übersehen, daß wesentliche Arbeitsgebiete des Gehrten in dem Band nicht behandelt werden, so z.B. seine Arbeiten zu Herder und Nicolai Hartmann, seine Beiträge im Nietzsche-Streit, seine Polemik mit Heiner Müller und generell seine Theaterkritiken, aber eben auch seine politische Plattform von 1956 und seine Prognose einer kommunistischen Ökodiktatur.

„Harich dürstet nach großen Taten“ nennt Werner Mittenzwei seinen Auszug aus einer Geschichte des Aufbauverlages, die der Verlag in Auftrag gegeben, aber nicht gedruckt hatte. Er beleuchtet Harichs Literaturkonzeption in den Fußstapfen von Georg Lukács und die von ihm entwickelten Großprojekte, veranschaulicht Harichs „rigorosen Zugriff“ und seine „eruptive Energie“, zugleich seine geistige Beweglichkeit und den Umfang seines Wissens. Der Aufbau-

Verlag war damals kein reiner Literaturverlag, er brachte z.B. in der von Harich betreuten Reihe „Klassisches Erbe Philosophie“ Holbachs „Système de la nature“ heraus, das heute auf dem ganzen deutschen Buchmarkt nicht zu finden ist. Durch Verhaftung und Verurteilung blieb Harich ausgesperrt, als sich in der Literaturkonzeption des Verlages Mitte der fünfziger Jahre eine Kurskorrektur vorbereitete, die vorsah, neben den Klassikern auch Proust, Kafka und Musil zu drucken. Mittenzweis Analyse fügt dem Bilde Harichs bisher weniger beachtete Züge hinzu, z.B. wie er sich mit Herders Geschichtsphilosophie herumplagte, oder wie selbstkritisch er sein konnte. Harich beeindruckte durch seine Entschiedenheit, doch mangelte es ihm an Augenmaß. Mittenzweis Schilderung der inneren Verlagsverhältnisse und der damaligen freundschaftlichen Beziehungen zwischen Harich und Janka ist historisch genau, differenzierend und überzeugend, unbeeindruckt davon, daß Janka diese Beziehungen in seinen Erinnerungen auslöschte bzw. ins Gegenteil verfälschte.

Von allen Gegenständen spielt in der Gedächtnisschrift Harichs euphorische Rezeption der Gehlenschen Anthropologie die größte Rolle. In voller Kenntnis von Gehlens politischer Parteinahme für den Nazismus, aber voller Enthusiasmus für dessen anthropologische Theorie hielt Harich diese gar für den fehlenden Baustein des Marxismus und pries sie Lukács als Grundlage für dessen Ontologie an. Wie wenig Harich die Genese dieser Anthropologie in Deutschland kannte und wie unkritisch seine Re-

zeption war, erhellt aus der Tatsache, daß er viele Jahre nach Gehlens Tod (1976) das Werk von Paul Alsborg und nunmehr den überschwenglich verehrten Gehlen zum bloßen Plagiator Alsborgs erklärte. (Paul Alsborg war im Konzentrationslager Oranienburg maltrahiert worden, bevor er 1934 emigrieren konnte.) Nun kannte Gehlen wirklich Alsborgs Werk, verschwieg es aber ebenso wie das der Juden Max Scheler und Helmuth Plessner. Gehlens entschiedene Skrupellosigkeit im Umgang mit den Werken emigrierter Fachkollegen ist bekannt, die Überlebenden erhoben nicht zu Unrecht den Vorwurf von Fälschungen und Vertuschungen. Doch all dies hebt den originären Ansatz Gehlens nicht auf, auch wenn viele Grundannahmen seiner Anthropologie im breiten Strom der deutschen Lebensphilosophie wurzeln. Jedenfalls ist ein Plagiat nicht nachweisbar. Harich übernahm den Enthusiasmus für Gehlens Anthropologie von seinem Lehrer Nicolai Hartmann, der die erste Auflage von Gehlens Hauptwerk „Der Mensch“ 1940 im „Völkischen Beobachter“ in einer berühmten und folgenreichen Rezension feierte – und der allerdings die Hauptquellen dieser Anthropologie genau kannte und ablehnte.

Die beiden Herausgeber erheben Harichs intensive und positive Gehlen-Rezeption gar zu einem Konstituens der „deutschen Lukács-Schule“. Was die wirkliche Grundlage dieser seltsamen „Brief-Freundschaft“ zwischen einem kommunistischen und einem erkonservativen deutschen Intellektuellen war, analysiert und restituiert indes Karl-Siebert Rehberg in

seinem Artikel „Kommunistische und konservative Bejahung der Institutionen“. Rehberg war bis zu Gehlens Emeritierung 1969 in Aachen sein letzter Assistent, ist heute Professor an der Technischen Universität Dresden und Mitherausgeber der Gehlen-Gesamtausgabe, von der er selbst drei Bände bearbeitete. Das von ihm geleitete Gehlen-Archiv hat er mit an die TU Dresden gebracht.

Seit 1949 standen Harich und Gehlen im Briefwechsel, 1952 hatte Harich „eine Art Pilgerfahrt“ nach Speyer unternommen. Basis des oft unterbrochenen, aber erst mit Gehlens Tod 1976 beendeten Briefwechsels war, so Rehberg, „Harichs grundsätzliche Zustimmung zu Gehlens Werk (trotz mancher Kritikpunkte) und seine oft überschwengliche Bewunderung für ihn“ (447). Harich trat fast vorbehaltlos für die Gehlensche Anthropologie ein, auch gegenüber dem Vorwurf, sie stehe den Rassentheorien der Nazis nahe, und er übernahm weitgehend die Selbste deutung Gehlens, er habe den „züchterisch“ gemeinten Begriff der Rasse pädagogisch umgedeutet. Harich übernahm nicht nur die Anthropologie, als „Ordnungsdenker“ stimmte er mit Gehlen auch grundsätzlich über die Rolle von Institutionen überein, wenn auch beide sehr verschiedene Institutionen im Auge hatten. Rehbergs subtile, quellengestützte Rekonstruktion dieser überaus merkwürdigen, von Brüchen nicht freien Freundschaft, kann hier nicht nachgezeichnet werden. Sie zerbrach zehn Jahre nach Gehlens Tod, als Harich das 1922 erschienene Buch „Das Menschheitsrätsel“ von Paul Alsborg las, und seine Bewunderung in eben-

so maßlose Verbitterung umschlug und er den vorher so mild behandelten Faschisten nun als „Arisierungs-Verbrecher“ bezeichnete.

Einer der wichtigsten Texte der Gedächtnisschrift ist Paul Falcks zwingender Indizienbeweis über die hinterhältige Rolle Walter Jankas in dem organisierten Boykott fast aller Fraktionen der DDR-Intelligenz gegen Harich nach dessen Haftentlassung 1964. Dabei hatte es gerade dieser so informative wie polemische Beitrag schwer, überhaupt aufgenommen zu werden. Falck war ein Schweizer Gesprächspartner Harichs, der ihm besonders in seinem Streit über Nietzsche unterstützte. Der Text stammt von 1993, selbst jene wenigen kritischen Zeitschriften, die Harich in dieser Auseinandersetzung unterstützt hatten, wie „konkret“ oder „Weißenseer Blätter“, hatten es abgelehnt, ihn zu publizieren. Falck nimmt die Stigmatisierung Harichs durch kritische Intellektuelle aus der DDR zum Anlaß, nachzuforschen, warum die Verleumdung Harichs als Verräter, Denunziant und Schurke durch Walter Janka, dann durch Stefan Heym und Erich Loest seit 1960 in der DDR auf so fruchtbaren Boden gefallen ist. Als Janka 1989 sein Buch „Schwierigkeiten mit der Wahrheit“ erst bei Rowohlt, dann bei Aufbau publizierte, hatte dies einen konkreten politischen Zweck, nämlich alle kommunistische Opposition gegen die Liquidierung der DDR moralisch zu diskreditieren. Falck analysiert alle Äußerungen Jankas gegen Harich und konfrontiert sie mit den durch Quellen gesicherten Fakten. Er weist nach, welche tatsächliche Rolle Janka im Prozeß 1957 spielte, und

wie der Mythos von seiner unbeugsamen Aufrichtigkeit 1989 instrumentalisiert wurde, wer und aus welchen Gründen an der Janka-Mär mitstrickte und welche politischen Interessen das Ulbricht Regime und jenes der Honecker-Nachfolger daran hatten, Harich nach seiner Entlassung jede Kommunikation und jegliche Resonanz in der Intelligenz zu verbauen.

Die Gedächtnisschrift hat zwei Herausgeber, aber der zweite Band hat faktisch nur einen. Stefan Dornuf fühlt sich im Vorwort bemüßigt, sich von seinem Mitherausgeber Reinhard Pitsch zu distanzieren. Dieser sei ein „orthodoxer“ Anhänger von Georg Lukács und beziehe sich positiv auf den „Marxismus-Leninismus“, wohingegen er, Dornuf, als Kofler-Schüler eher ein „heterodoxer“ Anhänger von Lukács sei, dessen Frühwerk „Geschichte und Klassenbewußtsein“ favorisiere und unter „Marxismus“ primär eine Gesellschaftstheorie im westlichen Sinne verstehe. Der Sache nach richtet sich Dornufs makabre Distanzierung gegen die von Reinhard Pitsch verfaßte Einleitung zu beiden Bänden, deren Konstruktion auch Dornufs Basis ist. Sie kann hier nur kritisch angemerkt, nicht aber erörtert werden. Die Herausgeber bilden aus Georg Lukács, Leo Kofler und Wolfgang Harich sowie aus deren „wundervollen Schülern“ Stefan Dornuf und Reinhard Pitsch eine deutsche Lukács-Schule, die als solche von der Frankfurter wie der Budapester Schule befehdet wird. Gemeinsames Merkmal dieser „Lukácsiden“ seien in der Ästhetik die Ablehnung des Pantragismus wie des vulgärmarxistischen Optimis-

mus, das Lob des Realismus und der Protest gegen immer neue „Avantgarden“ der Dekadenz; in der nationalen Frage ein „Menschenrecht auf nationale Einheit“ (Kofler) und die Ablehnung von nationalem Nihilismus; im Kampf gegen die bürgerliche Philosophie die Intransigenz gegen jede Ver- und Aussöhnung mit dem Feind. Die „Lukacsiden“ werden mit den Tantaliden verglichen, ihre Geschichte ist eine Geschichte individueller Tragödien, selbst aber nicht tragisch. Jeder „vornehme Ton in der Philosophie“ sei ihnen fremd, während sie gegen „orthodoxen“ Dogmatismus und die sich als links gerierenden Moden anschieben.

Deutsche Marxisten des 20. Jahrhunderts, so konstatiert Pitsch, haben keine Werk- und keine Gesamtausgaben. Im Falle Harichs steht es um sein hinterlassenes Werk noch schlimmer: Einerseits hat seine letzte Witwe juristische und faktische Blockaden gegen dessen Veröffentlichung gesetzt, andererseits wird Harichs Œuvre von Verlegern bzw. Herausgebern als Steinbruch benutzt. Daher wäre es dringend erforderlich, die meist in kleinen, schwer zugänglichen Zeitschriften veröffentlichten Arbeiten Harichs gesammelt zu publizieren. Wolfgang Harich war einer der talentiertesten und trotz aller ihm aufgezwungenen Hindernisse bedeutendsten deutschsprachigen marxistischen Philosophen, dessen Produktivität der Entdeckung durch ein breiteres Publikum harret.

In der Gedächtnisschrift gibt es auch vorzügliche Beiträge, in denen Harich gar nicht vorkommt. Unter ihnen ragt ein Stern erster Ordnung heraus – „Jacob und die Folgen; ‚Macbeth‘“

von André Müller sen. König Jacob I. folgte 1603 auf die berühmte Elisabeth, doch führte er ihre absolutistische Politik nicht fort, sondern begrub sie und bereitete den Weg seines Sohnes auf das Schaffott vor, der 1649 von der englischen Revolution geköpft wurde. Müllers glänzende Analyse der Politik Jacobs I. aber ist nicht Selbstzweck, sondern nur Voraussetzung: Denn sie bildet die Folie für seine Untersuchung der Wendung Shakespeares nach dem Machtantritt Jakobs. So subtil wie überzeugend liefert Müller eine Interpretation von „Macbeth“, die konkret nachweist, wie unmittelbar der Dramatiker sich in der Konstruktion auf den Absolutismus bezog und wie geschickt er Jakobs Politik kritisierte. André Müller sen. hat diese „Lesarten zu Shakespeare“ mit Harich auf der aktuellen Grundlage ihrer gemeinsamen Zurückweisung des Geschichtspessimismus von Heiner Müller diskutiert. Der Abdruck dieses Beitrags – wie auch weiterer vorzüglicher Beiträge – macht diese Edition ganz unabhängig vom Anlaß zu einem literarischen Ereignis.

Werner Röhr

Ländliche Lebenswelten

Ernst Langthaler, Reinhard Sieder (Hg.): *Über die Dörfer. Ländliche Lebenswelten in der Moderne. (Kultur als Praxis Bd. 4)*, Verlag Turia und Kant, Wien 2000, 272 S., 42 DM.

In der Bundesrepublik werden Dörfer von vielerlei Disziplinen untersucht. Der Zugang ist dann in Interessen und Methoden auf die jeweilige Disziplin, sei es (Agrar-)Geschichte, Landschaftsplanung oder europäi-

sche Ethnologie, beschränkt. Die Meta-Theorien der „Dorfforschung“ schwankten zwischen einer Modernisierungstheorie, die dem ländlichen Raum eine nachholende Entwicklung verordnen wollte, und einem Gegensatz zwischen „Gesellschaft“ und der konstruierten „Gemeinschaft“ des Dorfes, die die vielfältigen dörflichen Realitäten verklärte.

Kurioserweise ist dies in Österreich zumindest in neuester Zeit etwas anders. Hier scheint die Hereinnahme interdisziplinärer Theorieansätze, die Rezeption der Cultural Studies und postmoderner Denkschulen und deren Anwendung auf Landwirtschaft und ländlichen Raum zumindest bei einigen ForscherInnen stattgefunden zu haben.

Ein Knoten in dieser kleinen Strömung ist das „Netzwerk für Regionalstudien“ (<http://members.telering.at/nrs>), aus dessen Reihen auch der hier anzuzeigende Sammelband stammt.

Im einführenden Artikel, der den Band im Feld positioniert, werden vier Referenzen aufgemacht. Als erstes Beispiel für Herangehensweisen in der Forschung zu Dorf, Landwirtschaft und ländlicher Gesellschaft wird die Vorstellung der rechten Romantiker vom Dorf als Sittengemeinschaft, das es so leider nicht mehr gebe, genannt. Die Leitwissenschaft dieser Position ist die Volkskunde vor ihrer ethnologischen Wende. Die zweite Position sind die rechten Modernisierer, deren Leitwissenschaft die Agrarsoziologie der 1950er bis 1970er Jahre ist. Danach folgt der (neomarxistische) Ansatz der Proletarisierung der Dörfer, wie er von den linken ModernisiererInnen vor-

getragen wurde. Der neueste Approach, ab etwa 1980, ist der der linken Romantiker, die vermehrt vom Eigen-Sinn des Dorfes ausgehen und deren Leitdisziplin die neuere Kulturgeschichte ist. Allein dieser systematisierende Aufsatz lohnt schon die Anschaffung des Buches.

Der Ansatz von „Über die Dörfer“ begreift Dorf – in Fortführung der linken Romantiker? – vor allem als netzwerkartigen „Raum von Beziehungen“ ohne feste Grenzen und Identitäten und begreift gesellschaftliche Verhältnisse als Produzenten von Diskursen und umgekehrt. Im Mittelpunkt des Interesses der einzelnen Beiträge steht, wie die anderswo hergestellten Diskurse von den DorfbewohnerInnen in ihre alltägliche Kommunikation übersetzt werden: Welche Anteile werden übernommen und welche nicht? Der Beitrag von Neubauer untersucht z.B., wie die männliche Jugend eines Dorfes in den Voralpen um 1960 die einschlägige Massenkultur, vor allem Schlager, rezipiert und dabei die jugendliche Freizeitkultur eines „Seemannsclubs“ ausbildet. Neubauer verfolgt den Weg der Mitglieder des Clubs weiter in die Jugendorganisationen der beiden großen Parteien SPÖ und ÖVP. Weitere Aufsätze untersuchen u.a. jugendliche SchmugglerInnen in den 20er und 30er Jahren oder wie dörfliche Musikkapellen politische Gegensätze unter ihren Mitgliedern ausblenden müssen, um zu funktionieren. Mitherausgeber Langthaler untersucht anhand überlieferter Briefe eines Bergbauern aus der Zeit des Nationalsozialismus, wie jener sich zwischen dem traditionellen Selbstbild des (antimodernistischen) Ge-

birgsbauern und dem von außen und „oben“ entworfenen Fremdbild des agrartechnokratischen, für die Nahrungsversorgung der Volksgemeinschaft unentbehrlichen Landwirts positioniert.

In einem Schlussbeitrag reflektieren die AutorInnen ihre Position als DorfforscherInnen gegenüber dem Dorf und vor dem Hintergrund ihrer eigenen Biographie: Wer spricht? Wie sprechen wir? Über wen sprechen wir? Zu wem sprechen wir? Die Randlage der AutorInnen gegenüber dem wissenschaftlichen Mainstream in beruflicher Position (ohne feste Anstellung) und historischer Methode (Alltagsgeschichte, Mikrohistorie) eröffnet neue ertragreiche Sichtweisen, die das Dorf seiner essentialistischen Zuschreibungen – zeitliche Konstanz und räumliche Abgrenzbarkeit – entkleiden.

Bernd Hüttner

Unzeitgemäße Betrachtungen

Th. Metscher, W. Beutin, H. Beutin, V. Schürmann, G. Wagner, Mimesis und Ausdruck, Dinter Verlag, Köln 1999, 204 Seiten, 39.80 DM

Man machte es sich vermutlich zu einfach, wenn man die in dieser Studie gesammelten Aufsätze, die aus einem Kolloquium im Centro di Studi Filosofici S. Abbondio hervorgingen, auf einen simplen Protestgestus reduzierte, der sich angesichts der offensichtlichen Hegemonie anti-mimetischer Literatur- und Kulturtheorien, vom Formalismus über Strukturalismus und Poststrukturalismus bis zur französischen und amerikani-

schen Dekonstruktion, in Wehklagen darüber ergeht, dass ‚Mimesis‘ oftmals als das schlechthin Verfermte erscheint. In der Tat, dies bedarf kaum einer Erwähnung, sind die Zeiten für ästhetische Theorien sowie Literatur- und Kulturtheorien, die mit Bestimmtheit am Mimesisbegriff festhalten, alles andere als gut. Die KritikerInnen des Mimesisbegriffs wenden sich scharf gegen ihrer Ansicht nach hoffnungslos obsoletere Realismustheorien und deren axiomatische Setzungen, wie z.B. ‚Wirklichkeit‘, ‚Totalität‘, ‚Welthaftigkeit‘, ‚Praxis‘ etc. Der Gedanke einer wirklichkeitsentdeckenden, weltzugewandten und gleichsam kartographierenden Literatur und Kunst erscheint für viele dieser TheoretikerInnen als Anathema.

Unzweifelhaft ist diese Kritik zum Teil berechtigt, man denke allein an die verbittert-deklaratorische, zutiefst unelegante Deutlichkeit des Lukács der sog. ‚mittleren Phase‘ (Expressionismus-Debatte), gleichwohl gilt es zu erkennen, dass eine radikale Verabschiedung des Mimesisbegriffes kaum weniger angemessen sein dürfte, als seine Hypostasierung zum alleinigen Gültigen, Allumfassenden. Es dürfte außer Frage stehen, dass sich außerhalb der verschiedenen marxistischen Diskurse im Verlaufe der ästhetischen Moderne und der ‚Postmoderne‘, so man gewillt ist, von dieser zu sprechen, ein antimimetischer (im Sinne eines anti-realistischen) Modernebegriff durchgesetzt hat, der darum bemüht sich zeigt, die verschiedenen künstlerischen Objektivationen begrifflich zu erfahren. Der Ästhetizismus eines Mallarmé, die Radikalität der Nicht-

Werke der historischen Avantgardebewegungen (Surrealismus, Dadaismus, Futurismus), die so überaus faszinierenden Experimente mit ästhetischer Form und Erzähltechnik durch AutorInnen wie Proust, Joyce, Faulkner, Stein, Dos Passos u.a., schließlich die Polysemie des polyphonen Gravity's Rainbow von Thomas Pynchon – kann in einer Diskussion dieser Texte der Rückgriff auf den Gedanken der Widerspiegelung und den Mimesisbegriff nicht nur ein mitleidiges Lächeln auf den wissenden Gesichtern der wahrhaft Eingeweihten erzeugen?

Wie eingangs dargetan, handelt es sich bei Mimesis und Ausdruck nicht nur um einen Gestus des Protests, ein Lesen/Denken gegen den Strich, sondern der Anspruch ist ein größerer. Zumindest gilt dies für den zentralen Aufsatz dieses Bandes: ‚Ästhetik und Mimesis‘ von Thomas Metscher. Die Zentralität dieses mehr als 100 Seiten langen Textes nimmt insofern nicht wunder, als dieser philologische Philosoph bereits in den 70er Jahren ein elaboriertes Mimesiskonzept vorlegte und gegen Angriffe verteidigte. Erinnert sei in diesem Zusammenhang an seine mit spitzer Feder geführte Auseinandersetzung mit Peter Bürger in Das Argument (1975). Metschers „Versuch gegen die Tendenzen der Zeit“ (12) zielt auf die „ontologische Rehabilitierung“ der Begriffe ‚Widerspiegelung‘ und ‚Mimesis‘ als Grundbegriffe dialektischer Theorie und schließlich auf die noch zu erfolgende „Ausarbeitung einer dialektischen Ästhetik am Leitfaden dieser Begriffe“ (14). Der vorliegende Aufsatz soll nach Angaben des Autors in

eine noch zu erstellende größere Studie münden, die sich in drei Teile gliedern wird: eine ontologisch-anthropologische Grundlegung, ein kulturtheoretisches Zwischenstück und die ästhetische Theorie als Hauptteil. Nach einem ersten Hauptstück, das sich mit den Prinzipien und Kategorien des Ästhetischen befasst, sich dann der Begriffsgeschichte ästhetischer Mimesis annimmt und schließlich einige Gedanken zu Mimesis und Anthropologie folgen lässt, führt das zweite Hauptstück des hier vorliegenden Metscherschen Textes in das ‚theoretische Zentrum‘: die Struktur ästhetischer Mimesis. Metschers Versuch einer Fundierung und gleichzeitigen Rehabilitierung der Begriffe Widerspiegelung und Mimesis (als Modus von Widerspiegelung) beeindruckt in der Weite seines Zugriffs und der Stringenz seiner Argumentation, neigt aber stellenweise, bedingt durch die klare ästhetiktheoretische und politische Positionierung, zu Totalisierungen und Verkürzungen.

So finden sich zum Unterpunkt ‚Mimesis und Moderne‘ die folgenden Sätze: „Die These einer Kontinuität des Mimesisbegriffes, durch seine historischen Umschichtungen hindurch, ist für das 20. Jahrhundert zu beständigen. Dies gilt nicht allein mit Blick auf die explizit realistischen Kunsttraditionen unseres Jahrhunderts, sondern auch mit Blick auf Avantgarde und ‚klassische Moderne‘, bis hin zur sogenannten gegenstandslosen bzw. abstrakten Kunst“ (42-43). Bei einer derartigen Erweiterung des Mimesisbegriffes auf Kunstrichtungen, die einen Gutteil ihrer Bedeutung und Vitalität gerade aus

der überdeutlichen Abwendungsbe-
wegung von Formen der Mimesis
gewinnen, drohen die Konturen dies-
es Begriffes zu verwischen. Eine
noch stärkere Auseinandersetzung
Metschers mit Adornos ästhetischer
Theorie könnte hier zu anregenden
Ergebnissen führen. Dasselbe gilt ver-
mutlich für den Derridaschen Mime-
sisbegriff; Metscher zitiert Derrida in
diesem Aufsatz ausschließlich nach
Gebauer/Wulf. Es bleibt zu hoffen,
dass Metscher in seiner entstehenden
Studie die direkte Konfrontation mit
dem intertextuellen Mimesisbegriff
des französischen Philosophen sucht.
Ein Aufeinandertreffen, von dem man
sich hochinteressante Ergebnisse ver-
sprechen darf.

Der Aufsatz von Gerhard Wagner,
der Walter Benjamins Gedanken
über die mimetische Konkurrenz von
Schrift und Bildkultur nachzuzei-
chen sucht, lässt sich sehr schön im
Zusammenhang mit Metschers Text
studieren. Ein zentraler Aspekt, der
von Wagner herausgearbeitet wird,
ist Benjamins Versuch einer Ver-
mittlung zwischen dem, was er „die
archaische Stille des Buches“ (188)
nennt, und den neuen modernen
Kommunikationstechnologien und
Zeichensystemen, wie Photographie,
Film, Hörfunk, Werbung, Illustrier-
tenpresse und beginnendem Fernse-
hen. Besonders der Film, als „umfas-
sender Kulturfaktor“ (191), bot nach-
drücklich Anlaß, „der modernen bild-
haften Transformierung des mensch-
lichen ‚mimetischen Vermögens‘“
(191) nachzuspüren. Ausgehend von
Thomas Metschers Ansatz einer
Mimesistheorie der Künste, unter-
nimmt Wolfgang Beutin in seinem
Beitrag zu dem vorliegenden Band

den Versuch einer Vermittlung zwi-
schen der Mimesistheorie und derje-
nigen Auffassung, die Kunst und
Literatur als Technik der Gefühls-
übertragung bestimmt. Er tut dies am
Beispiel des zu den Sesenheimer Lie-
dern gehörenden ‚Willkommen und
Abschied‘ von Goethe. Man hätte
sich gewünscht, dass Beutin am En-
de seines Aufsatzes seinen interes-
santen Gedankengang kurz resümiert
hätte, dabei die Frage aufgreifend,
die ihn einleitend beschäftigte: ob die
im Kunstwerk vorhandene Welter-
kenntnis gleich der Erkenntnis, dem
Wissen der Wissenschaften, ist oder
ob die Werke eine im genuinen Sin-
ne eigenständige künstlerische Er-
kenntnis stiften (die dritte Alternative
wäre die Kantische Zwecklosigkeit
der Kunst).

Der Beitrag ‚Androgynie, Feminis-
mus und weibliche Ästhetik‘ von
Heidi Beutin versucht, den Sinn und
Unsinn einer feministischen Ästhetik
zu reflektieren. Das von verschiede-
nen Seiten als erstrebenswert und
machbar dargestellte Unterfangen,
eine feministische/weibliche/matri-
archale Ästhetik zu begründen, wird
von der Autorin in sehr deutlichen
Worten kritisiert. Sie kommt im Ver-
laufe ihrer Diskussion zu dem über-
zeugenden Schluß, dass man eine
strenge Trennung einführen möge
zwischen einer ‚geschlechts-spezifi-
schen‘, biologisch determinierten
Kunst, die es „nicht gibt und auch
nicht geben kann“, und Kunst, die
‚geschlechtsrollenspezifische‘ Kom-
ponenten aufweist (145). Volker
Schürmann schließlich sucht den Be-
griff der ‚ästhetischen Wahrheit‘ am
Beispiel eines Aufsatzes von Josef
König zu erhellen (vgl. v.a. 172-175).

Die in Mimesis und Ausdruck ver-
sammelten Texte wissen um das Pre-
käre ihrer Situation, sind sich des
Unzeitgemäßen ihrer Betrachtungen
in einem Maße bewusst, das weder
frivol noch resigniert-verbittert er-
scheint, und vielleicht ist es gerade
dieses (Selbst-)Bewusstsein, das es
schwierig macht, derartige theoretische
Ansätze einfach ‚wegzudenken‘.
Geht der Begriff des Unzeitge-
mäßigen in den verschiedenen Beiträ-
gen oftmals durch einen dialektischen
Umschlag in sein Gegenteil über, so

wird die behauptete Aktualität mimi-
etischer Literatur- und Kulturtheorien
allerdings auch dadurch ermöglicht,
dass man sich einer breiter angelegten
Diskussion mit streng anti-mimeti-
schen Theorien gleichsam entwindet.
Mimesis als das Verfemte und als das
alleinig Gültige – ein vermittelndes
Erforschen der produktiven Spannung
zwischen diesen beiden Polen ist eine
Aufgabe, die noch der Bewältigung
harret.

Ulf Schulenberg

CONTRASTE



Big Brother is watching you!

Neue Technologien eröffnen völlig neue Dimensionen
in der Überwachungspraxis

Neue Computerprogramme ermöglichen in sek-
undenschnelle das Überprüfen von Gesichts-
merkmalen und KFZ-Kennzeichen über Video-

kameras, Echolon scannt automatisch 2 Mill.
Verbindungen (Faxe, e-mail-, Telefon-, Inter-
netverkehr) pro Stunde, Cookies zeichnen per-
manent den Verlauf von Internetbesuchen auf,
Handys übermitteln ständig den jeweiligen Auf-
enthaltort, Kreditkarten geben Auskünfte
über Konsumverhalten, Liquidität etc., der digi-
tale Personalausweis über Vorstrafen. Der
»schlanke Staat« lässt seine Daten von Out-
sourcern verwalten, die Vernetzung all dieser
Daten ist nicht mehr eine Frage der Technolo-
gie, sondern nur noch der Zeit...

Schnupperabo (3 Mon. frei Haus, endet auto-
matisch für 10 DM (Vorkasse: Schein, Brief-
marken, V-Scheck).

Über: CONTRASTE e.V., Postfach 10 45 20,
69035 Heidelberg, Tel: (0 62 21) 16 24 67
Zeitungslesen im Internet: www.contraste.org

AutorInnen und ÜbersetzerInnen

- Christiane Bärenz** – Berlin, Romanistin, Übersetzerin
Martin Beckmann – Marburg, Student der Politikwissenschaft
Hans Günter Bell – Köln, Stadtplaner, Student der Sozialwissenschaften
Prof. Dr. Frank Benseler – Borchen, em. Prof. für Soziologie an der Universität GHS-Paderborn, Vorsitzender der Internationalen Georg Lukács-Gesellschaft.
Fausto Bertinotti – Rom, Vorsitzender des Partito Rifondazione Comunista
Dr. Joachim Bischoff – Hamburg, Soziologe, Redakteur von „Sozialismus“, Z-Beirat
Wolfram Burkhardt – Marburg/Frankfurt/M., Politikwissenschaftler
Dr. Bruno Drweski – Paris, Maître de conférence am Institut national de Langues et de Civilisations orientales, Mitglied der Direktion von „Espaces Marx“ und der Redaktion „La Pensée“
Dr. Helmut Ettinger – Berlin, Mitarbeiter des PDS-Vorstands
Dr. Christian Gandler – Mexico/Mexiko, Philosoph, Hochschullehrer
Dr. Hans G Helms – Köln, Wirtschafts- und Sozialhistoriker
Prof. Dr. Hans-Joachim Höhme – Berlin, Wirtschaftswissenschaftler
Robert Hue - Paris, Nationalsekretär der Kommunistischen Partei Frankreichs
Bernd Hüttner – Bremen, Dipl.-Politikwissenschaftler
Prof. Dr. Werner Jung – Duisburg, Hochschullehrer für Neuere deutsche Literaturwissenschaft, Vorstand der Internationalen Georg Lukács-Gesellschaft
Daniel Kreutz – Köln, Sozialreferent, ehem. MdL NRW
Roger Martelli – Paris, Chefredakteur von „Regards“, Mitglied des Nationalkomitees der KPF
Prof. Dr. Harald Neubert – Berlin, Historiker
Prof. Dr. Helmut Peters – Berlin, Sinologe
Corinna Polh – München, Journalistin
Alexander Recht – Köln, Dipl. Kaufmann und Dipl. Handelslehrer, wiss. Mitarb. am Lehrstuhl für Volkswirtschaftslehre an der RWTH Aachen
Prof. Dr. Werner Röhr – Berlin, Historiker
Prof. Dr. Jörg Roesler – Berlin, Wirtschaftshistoriker, Hochschullehrer
Dr. Ulf Schulenberg – Bremen, Philosoph
Prof. Dr. Susanne Schunter-Kleemann – Bremen, Sozial- und Politikwissenschaftlerin, Hochschullehrerin
Prof. Dr. Karl Hermann Tjaden – Kassel, Sozialwissenschaftler, Hochschullehrer
Prof. Dr. Margarete Tjaden-Steinhauer – Kassel, Sozialwissenschaftlerin, Hochschullehrerin
Dr. Karl Unger – Köln, Journalist
Dr. Alexandra Wagner – Berlin, Sozialwissenschaftlerin
Dr. Andreas Wehr – Brüssel, Jurist, Mitarbeiter der Konföderalen Fraktion der Vereinten Europäischen Linken/Nordisch Grüne Linke im Europa-Parlament
Dr. Gerd Wiegel – Marburg, Z-Redakteur



Ja, ich abonniere die Tageszeitung *junge Welt*

Name/Vorname Ich kann die Bestellung innerhalb von sieben Tagen (Poststempel) schriftlich bei junge Welt, Karl-Liebknecht-Str. 32, 10178 Berlin, widerrufen. Das reguläre Abo läuft mindestens ein halbes Jahr und verlängert sich um den vorn angekreuzten Zahlungszeitraum, wenn ich es nicht 20 Tage vor Ablauf bei Ihnen kündige (Poststempel).

Straße/Nr
PLZ/Ort

Datum/2. Unterschrift

Telefon

Ich möchte die Abgebühren gerne
 monatlich (nur mit Einzugsermächtigung)
 vierteljährlich
 halbjährlich
 jährlich zahlen.
Ich zahle den
 Solidaritätspreis (mtl. 62,00 Mark/31,70 Euro)
 Normalpreis (mtl. 47,92 Mark/24,50 Euro)
 Sozialpreis (mtl. 33,44 Mark/17,10 Euro).
 Künftig bezahle ich mein Abo per Bankeinzugsermächtigung.
Ich ermächtige Sie hiermit, den Betrag von meinem Konto abzubuchen:

.....
Geldinstitut

.....
Bankleitzahl

.....
Kontonummer

.....
Datum/Unterschrift

Ich verschenke das Abo – bitte an folgende Adresse liefern:
.....
Name/Vorname

.....
Straße/Nr.

.....
PLZ/Ort

.....
Telefon

Das Geschenkaboo ist nicht befristet
 Das Abo ist befristet bis zum:

(Die oben genannten Preise beziehen sich auf einen Inlandsbezug [BRD]. Auslandspreise: Europa für 69,82 Mark/35,70 Euro. Alle sonstigen Länder auf Anfrage)

Die Tageszeitung
jungeWelt

Den Coupon bitte einsenden oder faxen an: Verlag 8. Mai GmbH, Karl-Liebknecht-Straße 32, 10178 Berlin, Fax: 030/53 63 55 44.

Die Gefahr des Wortes ist die Lust des Gedankens

Karl Kraus



**Achtung!
Gefahrenzone!**

**Jetzt 14 Tage Probeabo anfordern,
kostenlos und unverbindlich!**

**Abo-Service (030) 293 90-800, Fax -630
Neues Deutschland, Vertrieb, Alt Stralau 1-2, 10245 Berlin**

ISW sozial-ökologische wirtschaftsforschung e.V.

analysen fakten & argumente

isw-report

erscheint vierteljährlich
(Jahresabo: 30,- DM, Ausl. 36,- DM)

Wieviel Reichtum können wir uns leisten?

Von der Vielfalt menschlicher Entwicklung oder – vom Reichtum, der Armut braucht
(Nr. 45, Dez. 2000), 5,- DM + Versand

Abschwung oder Absturz?

Krisenpotentiale und Krisenkosten in der Weltwirtschaft
(Nr. 46, März 2001), 6,- DM + Versand

Nach dem Goldrausch

Der Absturz des HighTech-Sektors und die Folgen für die Gesellschaft
(Nr. 47, April 2001), 5,- DM + Versand

isw-spezial

Krieg aus dem All?

Die Raketenabwehrpläne der USA – Hintergründe und Folgen
(Nr. 14, Juni 2001), DM 5,- + Versand
In Zusammenarbeit mit IMI e.V.

isw-wirtschaftsinfo

Bilanz 2000 – Ausblick 2001

Fakten und Daten zur wirtschaftlichen Entwicklung
(Nr. 32, Mai 2001, DM 5,- + Versand)

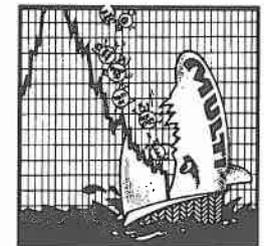
Prospekte anfordern, bestellen, abonnieren, fördern

isw – institut für sozial-ökologische
Wirtschaftsforschung e.V.
Johann-von-Werth-Str. 3, 80639 München
fon: 089-130041, fax 089-168 94 15
email: isw_muenchen@t-online.de

Neu bei isw!

Nach dem Goldrausch

Der Absturz des HighTech-Sektors
und die Folgen für die Gesellschaft



ISW REPORT NR.47
Institut für sozial-ökologische wirtschaftsforschung münchen e.V.

KRIEG aus dem All?

Die Raketenabwehrpläne der USA



ISW SPEZIAL-NR.14
Institut für sozial-ökologische wirtschaftsforschung münchen e.V.